ad 10 ... 20101. 1.46

NARRENALMANACH

P. o. germ. 1030 u

für

64

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Band.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

NARRENALMANACH

für

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Band.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drei Ehrenmännern:

Otto Wigand, August Pusch

und

Andreas Isensee,

widmet dieses Buch

als ein Zeichen aufrichtiger
Verehrung

der

Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Jacob Paul von Gundling 1
Sophie Arnould 173
Ein höchst schwieriger Rebus 404
Pa-tchou-ly 405

Jacob Paul von Gundling.

Herr Seneca, der war ein Mann,
Juchhe!
Der rieth uns schlau das Trinken an,
Juchhe!
Er sprach: Ein Rausch ist Jedem gut,
Der einen Rausch vertragen thut...
O ungeheurer Weiser!

Feodor Löwe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Potsdam, das Versailles der Könige von Preußen, war im Jahre 1727 ein höchst öder, trauriger, reizloser Residenzwinkel. Das vom großen Kurfürsten 1660 erbaute Schloß mit seinem Lustgarten schien damals die einzige Oase in dieser lautlosen Häuserwüste, worin man, statt höckeriger Kameele, mastbaumgerade Soldaten, unter denen der Kleinste noch immer etwas Riesiges besaß, maschinenmäßig auf- und abmarschiren sah. Diese Goliathe, an denen der Zopf nicht das Kleinste war, bildeten die chinesische Mauer oder, ohne Metapher, die königlich preußische Leibgarde Friedrich Wilhelms I., der am 23. Februar 1713, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, den Thron seines erlauchten Vorfahrs, des ersten Friedrichs, bestiegen hatte.

Der Monarch, ganz das Widerspiel seines »theuern, in Gott ruhenden Herrn Vaters«, welcher ein großer Bewunderer und kleinlicher Nachahmer Ludwigs XIV. von Frankreich gewesen war, hatte, gleich beim Antritte seiner Regierung, im Heere an die Stelle des bequemen, spießbürgerlichen Schlendrians einen außerordentlich strengen Kamaschendienst, im Staatshaushalte große Einschränkungen in der Zahl und Besoldung der Angestellten und auch im Hofstaate große Ersparnisse eingeführt, allen unnützen Pomp und Prunk verbannt und selbst den allerunbedeutendsten Luxus für überflüssig erklärt. Soldat vom Zopfe bis zum Sporn haßte er eben so gründlich das Beamtenthum als die Gelehrtenwelt. Und gleichwie Papst Pius II. in jedem Gelehrten einen Ketzer erblickt hatte, eben so sah der damalige König von Preußen in jedem Gelehrten nichts als einen »Federfuchser«. Seine Majestät geruhten nur einen Stand zu ehren: den der Krieger.

— Soldaten, sagte der Enkel des großen Kurfürsten, sind die Grundpfeiler des Thrones; ein König ohne Heer ist ein Jupiter ohne Blitz, ein Mars ohne Schwert, ein Goliath, der vor dem schwächsten David, ein Adler, der vor dem kleinsten Zaunkönig, ja selbst vor dem Letzten seiner eigenen Unterthanen zittern muß. Das Heer ist die Brustwehr der Krone, und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

In allen Ländern ließ er Riesen für seine Garde werben, denn je größer ein Soldat, je martialischer dessen Aussehen, desto willkommener war er diesem König. Damals hatten das Zopf- und Kamaschenthum den Zündpunkt ihres Glanzes erreicht; damals galt der Soldat Alles, der Gelehrte weniger als Nichts; ein einziges Schwert verdunkelte sämmtliche Federn des preußischen Staats.

Friedrich Wilhelm I. haßte die Gelehrten hauptsächlich darum, weil er nicht einsah, welchen Nutzen sie ihm bringen konnten.

— Alle diese »Federfuchser«, die da glauben, die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben, sind mit all' ihrem Hebräisch und Chaldäisch, mit all' ihrem Syrisch und Arabisch, mit all' ihrem Lateinisch und Griechisch nicht im Stande, einen Hund, der hinterm Ofen kauert, hervorzulocken. All' diese »Bücherwürmer«, die sich mit ihrem Muthe, ihrer Ausdauer, ihrer Geisteskraft brüsten, laufen vor einem meiner Soldaten, dem ich den Befehl gebe, mit flacher Klinge unter sie einzuhauen. Alle diese »Tintenklexser« wollen frei und unabhängig sein. Jeder will gebieten, keiner will gehorchen. Gehorsam aber, blinder Gehorsam, ist die erste Pflicht des treuen Unterthans. Nur der Soldat kennt die Tugend des Gehorsams. Auf einen Wink seines Vorgesetzten erschießt er seinen liebsten Kameraden, seinen besten Freund, seinen einzigen Bruder, ja sogar, wenn's sein muß, seinen eigenen Vater. Er fragt nicht warum? weshalb? Er schießt, weil er Befehl zum Schießen hat. Und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

(Das war der erste Refrain Seiner Majestät.)

Ein Monarch, gewohnt sich als Sonne und alle seine Unterthanen als willenlose Trabanten seines von Gottes Gnaden emanirten Ichs zu betrachten, konnte nicht begreifen, daß Intelligenz die erste Macht eines Staates sei; er konnte nicht begreifen, daß Ludwig XIV., trotz aller Siege, die seine Feldherren auf blutgetränkten Wahlstätten erkämpft, nur dem Nimbus, den eine ruhmgekrönte Phalanx weltgefeierter Denker, Dichter und Gelehrten auf seinen Thron und seine Zeit ausgegossen hatte, den Beinamen des Großen zu verdanken hat.

Die Intelligenz, jene große, welterleuchtende Macht, die alle Keime des Staatslebens erwärmt, befruchtet, zur höchsten Blüthe, zur schönsten Vollkommenheit entfaltet, die Intelligenz, die Souverainetät des Geistes, lag im jungen Königreiche Preußen damals noch in den Windeln; die wenigen Gelehrten, die in der Residenz Friedrich Wilhelms I. ein dürftiges Asyl gefunden hatten, schleppten sich, beladen mit dem Fluche der Obscurität, mit tausend Sorgen kämpfend, durch ihr trauriges Dasein hin; es fehlte ihnen an Aufmunterung und Anerkennung, an einem hochherzigen Beschützer, an einem erleuchteten Mäcen, der sie aus dem Staube ihrer bürgerlichen Stellung auf jene hohe Staffel der Gesellschaft erhob, auf die wir sie zwei Decennien später, unter dem glorreichen Scepter seines Sohnes, Friedrichs des Großen, hinaufgetragen sehen. Unter dem Zopfthume seines erlauchten Vorgängers war es aber Hofton, die »eingebildeten Federfuchser«, die »langweiligen Bücherwürmer« als überflüssige Bagage, unnütze Meubles, mit einem Wort: als Nullen zu betrachten, die, wenigstens bei Hofe, nicht mitzählten, armselige Schatten, welche glanzlos vorüberhuschten, mitleiderregende Nebelbilder, die sich in ihrer rührenden Anspruchslosigkeit Glück wünschten, wenn sie vom brutalen, unwissenden Hofgesindel stillschweigend ignorirt und nicht laut verlacht und verhöhnt wurden. Schmachvolle Zeit, in der es Schande war, ein Mann von Geist, ein Gelehrter zu sein!

II.

Einen äußerst wohlthuenden, wahrhaft versöhnenden Gegensatz zu diesem Könige, in dem jeder Zoll ein Zopf und jede Linie ein Gelehrtenhasser war, bildete Sophie Dorothee, Tochter König Georgs I. von England, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. Erzogen am glänzenden Hofe von Hannover, an dem der große Leibnitz einer der hellstrahlendsten Sterne war, hatte diese schöne, liebenswürdige, anmuthige, geistreiche Fürstin frühzeitig Achtung für die Wissenschaften und Liebe für die Kunst eingesogen. Ein Jahr älter als ihr Gemahl, mit dem sie, ohne gefragt zu werden, im Jahre 1706 auf diplomatischem Wege verheirathet worden war, kannte sie keinen größern Genuß als Lectüre und Unterhaltung, die ihr nicht bloßen Zeitvertreib, sondern Belehrung und Erweiterung ihres Wissens gewährten. Der Soldatenstand, den ihr königlicher Gemahl aus Gründen, die wir oben angedeutet haben, allen übrigen Ständen vorzog, war ihr ein Dorn im Auge. Sie erblickte in diesen Riesen blos willenlose Maschinen, die mit Hilfe von Stockprügeln abgerichtet waren, sich blindlings jedem Befehle ihrer Vorgesetzten zu unterwerfen, ohne zu murren oder muckſen, wie es damals in der Soldatensprache hieß.

— Diese Kamaschenhelden, dachte die Königin, wenn sie diese Garden in Reih' und Glied an den Fenstern ihres Schlosses vor-

überziehen sah, diese Kriegstölpel, so steif, als hätte Jeder von ihnen auf das Commando des Unteroffiziers seinen Ladestock verschluckt, diese geistlosen Zöpfe, in welchen mein Herr Gemahl die sichersten Stützen seines jungen Thrones erblickt, sind für mich ein widerliches Schauspiel, ein wahrer Gräuel. — Diese zu Fleisch gewordenen Gliedermänner, die keinen Funken von Willensfreiheit haben, sind uniformirte Sklaven, deren Treue und Gehorsam kein freiwilliges Geschenk, sondern ein von der Furcht vor den Spießruthen erpreßtes Opfer ist. Wir Frauen hassen jene Liebe, die nur von Furcht eingeflößt wird. Nur der Mann verlangt Unterwürfigkeit, Knechtschaft, das Weib liebt Unabhängigkeit, Freiheit.

Aber wohl keine Fürstin jener Zeit war abhängiger von dem Willen ihres Gemahls, als die Königin von Preußen. Friedrich Wilhelm I. duldete in seinem Haushalte, eben so wenig als in seinem Staatsrathe, den leisesten Widerspruch. Sein Wille war ein kategorischer Imperativ, ein unwiderruflicher Militärbefehl. Sein zweites Wort hieß Subordination, ein Gesetz, dem seine ganze Familie eben so sehr als der letzte Soldat seines Heeres unterworfen war. Der König, rauh und streng, leicht gereizt und jähzornig gegen Jedermann, war dies nicht minder gegen seine Gemahlin, die als Muster weiblicher Sanftmuth galt. Die Königin, welche von Jugend auf die französische Literatur, die Werke jener großen Geister liebte, welche den Hof des vierzehnten Ludwigs verherrlichten, durfte nur verstohlen französische Bücher lesen, die sie heimlich vom Gesandten erhielt. Der König haßte, obgleich seine Erzieherin eine Französin — Margarethe von Rocoules — gewesen war, Alles, was aus Frankreich kam: die Sitten, die Moden, ja sogar die Sprache, Letztere vermuthlich deshalb, weil sie

ihm nie sehr geläufig war. Die Königin durfte, um sich nicht allzueifrig in Lectüre zu vertiefen, nur bis zum Glockenschlag Zehn Licht in ihrem Schlafzimmer brennen lassen. Sehr häufig von Langeweile gequält, durfte sie mit ihren Damen nichts Anderes als Schach spielen; denn Kartenspiele hatte der Haustyrann ein für allemal, bei Strafe seiner höchsten Ungnade, der Königin und dem ganzen Hofstaate untersagt. Friedrich Wilhelms despotisches Hausregiment erstreckte sich sogar bis auf Koch und Küche. Seine Gemahlin, die eine stille Neigung zur Feinschmeckerei besaß, bekam die allergewöhnlichste Hausmannskost: Morgens nichts Anderes als Warmbier (einen abscheulichen Mischmasch von Bier und Wein, Zucker und Citrone, Eier und Zimmt), Mittags nicht mehr als fünf Schüsseln, Abends etwas kalten Braten und dann wieder jenes abgeschmackte, fatale, ewig wiederkehrende Warmbier, denn Thee war an diesem Hofe, bei dem, wie man zu sagen pflegt, Schmalhans Küchenmeister war, eben so streng als Kaffee und Chocolade verpönt. All' diese »ausländischen Getränke« geruhte der Enkel des großen Kurfürsten, dessen Ersparungssystem gar häufig in den kleinlichsten Neid ausartete, für nichtsnutzige, abscheuliche, heillose Verschwendung zu erklären. Traurige Zeit, in deren nüchternen Augen eine Tasse Thee u. s. w. ein strafbarer Luxus war!

Aber noch weit größere Strenge übte er gegen seine Kinder aus. Prinzessin Friederike Wilhelmine Sophie (geboren am 31. Juli 1709 zu Berlin) war auf strengmilitärischem Fuße erzogen worden. Die Aermste hatte selbst in ihrer frühesten Jugend niemals mit Puppen spielen dürfen, weil der gestrenge Herr Papa die Marotte besaß, in dieser Spielerei eine französische Unsitte zu sehen, welche die Mädchen, die diese »Bälger« — wie

Seine Majestät sie nannte — beständig aus- und umkleiden, frühzeitig putz- und gefallsüchtig macht. Statt der Puppen hatte sie bis zu ihrem fünften Jahre keine andern Gespielinnen als Meerschweinchen und junge Hunde, später nichts Anderes als bleierne Soldaten zum Spielzeug erhalten. In ihrem neunten Jahre hatte ihr ein langzöpfiger, ziemlich grober Unteroffizier eine ziemlich schwere Büchse in die Hand gegeben und ihr das Exerciren beigebracht; in ihrem zehnten Jahre hatte die kleine niedliche Prinzessin, eben so schnell und sicher als der längste Riese der königlichen Garde, ihr Gewehr geschultert. Und wenn dann und wann der gestrenge Herr Papa, wie zufällig, während der Exercirstunde in ihr Zimmer eingetreten war und der kleine vollwangige, blondlockige Duodezsoldat vor ihm sein Gewehr präsentirt hatte, waren Seine Majestät bisweilen so gnädig gewesen, ihr die Wange zu kneifen und zu sagen:

— Brav, sehr brav, Friederike, fahre so fort, dann kann was aus Dir werden.

Die Prinzessin, die jetzt ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, stand noch immer unter der strengsten Disciplin und wurde jeden Morgen mit dem Glockenschlage Sechs durch Trommelwirbel, dicht vor der Thür ihres Schlafzimmers, aus dem süßesten Schlafe aufgeschreckt.

— Morgenstund' hat Gold im Mund. (Dies war der zweite Refrain Seiner Majestät.)

Am allerstrengsten aber zeigte er sich gegen seinen Sohn Friedrich, der durch den Tod zweier älterer Brüder Kronprinz geworden war. Der König ließ ihn mit wahrhaft spartanischer Härte und einfacher als den ärmsten Bürgersohn erziehen; er ge-

wöhnte ihn frühzeitig an Entbehrungen aller Art; nie zeigte er seinem Sohne ein freundliches Gesicht; nie sagte er ihm ein aufmunterndes Wort. In seinem achten Jahre mußte der Prinz, so oft er nicht gefolgt hatte, zur Strafe Dutzende von Versen aus dem Catechismus und aus Psalmenbüchern auswendig lernen. Brummte, maulte oder muckste der kleine Herr, dann setzte es zuweilen ein Allerhöchsteigenhändiges Kopfstück. Später bekam er, wie seine ältere Schwester, sehr häufig Hausarrest und nichts als Wasser und Brod.

Der Kronprinz, der jetzt das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war bereits Hauptmann, wurde aber noch ganz wie ein Kind behandelt, das keinen andern Willen haben durfte, als den seines Vaters.

— Blind gehorchen hält die Welt zusammen! (Dies war der dritte Refrain Seiner Majestät.)

So und nicht anders war Friedrich Wilhelm I. und das Leben an seinem Hofe beschaffen. Langeweile hatte dort ihr Hauptquartier aufgeschlagen, gleichviel ob der König in Berlin oder Potsdam residirte. Nirgends ennuirte man sich mehr als bei Hofe.

III.

Die einzige Zerstreuung des Königs war eine Art Abendgesellschaft, ein kleiner Zirkel, ein Klubb, welcher das Tabakscollegium hieß.

Dieser Klubb, der aus kaum zehn Personen bestand, pflegte allabendlich mit dem Glockenschlage Fünf in einem der Schlösser von Berlin, Potsdam oder Wusterhausen zusammenzukommen. Die hervorragendsten Mitglieder dieses Collegiums waren Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, General von Strantz und seit Kurzem Friedrich Heinrich, Graf von Seckendorf, des Kaisers schlauer Gesandter, der erst in diesem Jahre (1727) den bekannten Tractat von Wusterhausen zu Stande gebracht hatte. Auch der Schullehrer dieses Marktfleckens war ein permanentes Mitglied, welches Sitz, aber keine Stimme hatte. Gegen neun Uhr Abends pflegten auch die Söhne des Königs zu erscheinen, um ihrem strengen Vater gute Nacht zu wünschen. — Sämmtliche Mitglieder dieses Klubbs mußten, auf Befehl Sr. Majestät, aus kurzen holländischen Tonpfeifen leichten Holländer rauchen; Jeder, der sich erlaubt hätte, bessern, theuern Taback zu schmauchen, würde sich die Allerhöchste Ungnade zugezogen haben.

— Das Tabaksrauchen, sagte der König, ist zwar auch nur Luxus; doch hat er wenigstens das Gute, daß der blaue Dunst, den wir uns selber vormachen, die Grillen vertreibt.

Selbst der Fürst von Dessau und Herr von Seckendorf, die keine Raucher waren, hatten dessen ungeachtet ihr Pfeifchen im Munde und thaten wenigstens so, als ob sie rauchten. Alle Andere aber pafften aus Leibeskräften. Einer blies dem Andern dicke Rauchwolken ins Gesicht. Es gab Augenblicke, in welchen die Gesellschaft dergestalt in Tabaksqualm eingehüllt war, daß man kaum die Gesichter der Rauchenden erkennen konnte.

Das Abendessen dieses Tabakcollegiums bestand aus Brod, Butter und Käse, wozu man Bier aus Krügen von Tuckstein,

und dann und wann auch ein Schnäpschen trank, denn schon damals war Preußen das Land der Schnäpse. — Nur selten verirrte sich ein bürgerlicher Kalbsbraten und ein adeliger Schinken in die engen Schranken ihrer Eßlust; noch seltener gab es warme Speisen; dann aber geruhten Seine Majestät Allerhöchsteigenhändig einen Hecht oder gar einen Zander zu kochen und als Nachtisch einen Salat zu bereiten und sich, besonders auf Letztern, viel zu gut zu thun, denn unter manchen andern Tugenden hatte der König auch die, guten Salat zu machen, von seiner französischen Hofmeisterin erlernt.

Bretspiele — Puff oder Dame — waren erlaubt, Kartenspiele aber — sie mochten heißen, wie sie wollten — ein für allemal untersagt.

— Von allen Lastern, die aus Frankreich zu uns herübergekommen sind und sich in Deutschland unter der harmlosen Maske des Zeitvertreibs eingeschmuggelt haben, ist das Kartenspiel das verführendste und gefährlichste. Der Teufel hole den Maler, der zur Zerstreuung jenes wahnsinnigen Königs von Frankreich die verdammten Spielkarten erfunden hat!

Dann und wann spielte der König mit einem seiner Staabsoffiziere eine Partie Toccategli oder langen Puff. Aber nie um Geld. Der Verlierende mußte dem Gewinnenden eine Pfeife Tabak stopfen, und weil der Enkel des großen Kurfürsten kein großes Spielgenie war und in der Regel den Kürzern zog, so mußte er manchen Abend für sich und Andere wohl sechs bis acht Pfeifen stopfen.

An dieser kleinen Tafelrunde herrschte statt der steifen Etikette ein freier, ungebundener Ton, der sich bisweilen in derben Späßen und plumpen Witzen gefiel, die Niemand — ja nicht einmal

der König — übel nehmen durfte. Friedrich Wilhelm, der überhaupt kein Freund von Artigkeiten war, liebte eine aufrichtige Grobheit mehr als hundert Schmeicheleien.

— Höflichkeit, sagte der König, ist in der Regel eine aufgeputzte Heuchelei, Grobheit hingegen Wahrheit im strengsten Negligé. Und ich, ich liebe ein einfaches Negligé mehr als all' jenen Affenputz!

Allabendlich mußte Einer aus der Gesellschaft Sr. Majestät die holländischen Zeitungen vorlesen; ich sage die holländischen, denn deutsche Zeitungen gab es damals noch sehr wenige und preußische noch gar nicht *). Diese Zeitungen lieferten den Stoff zur Unterhaltung.

IV.

Eines Abends, als das tabaksqualmende Collegium seine vertrauliche Sitzung im Schloß zu Potsdam hielt, kam ganz zufällig die Rede auf Narren.

— Es giebt der Narren doch gar zu viele, sprach Herr von Seckendorf und warf dabei einen beziehungsvollen Blick auf einen pedantisch ernsten Mann, der ihm gegenüber saß.

— Kein Wunder, erwiderte sein vis-à-vis, denn Ein Narr macht Zehn, Zehn machen Hundert, und Hundert machen Tausend.

*) Erst Friedrich II. ertheilte dem Buchhändler Spener das Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, die noch jetzt existirt.

— Man sieht doch gleich, begann der König, daß Er sein Einmaleins noch nicht vergessen hat. Doch kann ich Ihm nicht ganz beistimmen. Einer, sagt Er, macht Zehn. Gesetzt, ich wäre ein Narr, so könnte ich aus Jedem von Euch einen Hofrath, doch aus zehn Hofräthen nicht einen einzigen Hofnarren machen; vermöchte ich das, dann würde ichs schon längst gethan haben, denn mir fehlt ein Narr, so ein recht lustiger Kauz, der kein Blatt vor's Maul nimmt, der mir lachend die Wahrheit sagt, mich auf meine Schwächen aufmerksam macht und mir spielend die Schuppen von den Augen reißt. Schon oft habe ich im Stillen den dreizehnten Ludwig beneidet — nicht etwa um den Cardinal Richelieu, den ich, in Ludwigs Stelle, ohne Weiteres nach Spandau geschickt hätte — wohl aber um den köstlichen Hofnarren Angely oder Langely, wie der Kerl geheißen hat. Das war ein Narr, wie ich ihn mir schon lange gewünscht. Wohin ich sehe, erblicke ich einen Rath. Ich will mit dem A anfangen und das ganze Alphabet durchgehen; da finde ich einen Amtsrath, einen Bergrath, einen Consistorialrath, einen Domainenrath, einen Educationsrath, einen Finanzrath, einen Hofrath, einen Intendanturrath, einen Justizrath, einen Kriegsrath, einen Legationsrath, einen Ministerialrath, einen Oekonomierath, einen Polizeirath, einen Regierungsrath, einen Steuerrath, einen Titularrath, überall einen traurigen und nirgends einen lustigen Rath ...

— Ew. Majestät, sagte jener Mann, den Herr von Seckendorf kurz vorher so anzüglich fixirt hatte, haben geruht, bei dem U ... stehen zu bleiben.

— Weil ich nicht gleich einen Rathstitel gefunden habe, der mit diesem Buchstaben anfängt ...

— Und doch liegt dieser Rath so nahe...

— Und wie heißt er?

— Unrath, Majestät, erwiderte der Gefragte und fixirte dabei den Gesandten oder, richtiger gesagt, den Spion des Kaisers.

— Nicht übel! sprach der König und geruhte, sich eine frische Pfeife zu stopfen. Höre, Patron, fuhr Friedrich Wilhelm fort, Du scheinst von allen Leuten meiner Umgebung noch das meiste Talent zu einem Narren zu haben. Und weil schon mancher Deiner Späße mir gefallen hat, so will ich Dir heute einen Beweis meiner huldvollen Affection schenken und ... hier geruhten Seine Majestät einen Augenblick einzuhalten und sich mit Hilfe eines Fidibus Allerhöchst Ihre frischgestopfte Pfeife anzuzünden... Dich hiermit allergnädigst zu meinem lebenslänglichen lustigen Rath ernennen.

Sämmtliche Mitglieder des Collegiums gaben durch Acclamation ihren Beifall zu erkennen.

— Sire, sprach der frischgebackene Hofnarr, ich werde diese ungeheuere Huld gleich jeder andern zu schätzen wissen. Manch' Anderer unter uns würde sich durch diese neue Charge vielleicht beleidigt, vielleicht gar gekränkt fühlen. Nicht so Ew. Majestät alleruntertänigster, allergetreuester Knecht. Ich für meinen Theil denke mir: Besser Hofnarr als Narrenhof sein.

— Schon wieder ein Witz! Höre, Gevatter, Du gefällst mir heute mehr als je. Drum wollen wir Dir in Huld und Gnaden noch ein Gläschen Schnaps und morgen in aller Frühe eine Schellenkappe schenken.

— Mir Recht, Majestät, lieber Schellen als Hörner tragen!

— Der Narr fängt an zu sticheln, brummte ein Herr von Printz, der, wiewohl erst seit ganz kurzer Zeit mit einer jungen, reizendschönen,

aber verteufelt gefallsüchtigen Französin verheirathet, schon im Geruche eines Hahnreis stand.

— **Qui s'excuse s'accuse**, erwiderte der lustige Rath.

Und die ganze Tafelrunde brach in ein Unisono-Gelächter aus.

Aber nichts verzeiht man schwerer als einen Witz, der wie ein Blitz eingeschlagen hat. Seit jenem Augenblick war dieser Herr von Printz der unversöhnlichste Feind des Narren.

V.

Jener Mann, den Seine Majestät an jenem Abende taxfrei zu Allerhöchst Ihrem lebenslänglichen Hofnarren zu ernennen geruht hatten, war Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, der Held unserer kleinen anspruchslosen Geschichte, ein in mehrfacher Beziehung nicht uninteressanter Charakter, dessen Vergangenheit wir bis zu dem glorreichen Augenblick, wo die unerschöpfliche Huld seines Allergnädigsten Monarchen ihm diesen neuen, eben so ehrenvollen als schmeichelhaften Posten verliehen hatte, in kurzen Umrissen erzählen wollen.

Jacob Paul von Gundling (geboren am 19. August 1673 auf der Flucht nach Hersbruck, wohin sich seine Mutter wegen Kriegsunruhen begeben hatte), war der jüngere Sohn des Pfarrers Wolfgang Gundling zu Kirch-Sittenbach, einem Dorfe im Bisthum Eichstädt, in der Nähe von Nürnberg. Unter der Aufsicht des Urhebers seiner Tage reifte unser Jacob bald zu einem wohl-

unterrichteten Knaben heran, der, vor Allem in Geschichte und Geographie bewandert, schon im achten Jahre an den Fingern sämmtliche Kaiser und Könige eben so schnell als alle Berge und Flüsse Europa's abzuzählen wußte und dadurch bei seinen Muhmen und Tanten in den Geruch eines Wunderkindes kam.

— Mein Jacob, sagte eine dieser Tanten, welche Barbara hieß und die Ehehälfte eines höchst ehrenwerthen Apothekers war, wird ganz bestimmt ein weltberühmter Mann; man sieht ihm das an der Nasenspitze an!

— Paulchen, sagte eine Muhme, welche Apollonia hieß und die Braut eines sehr respectablen Thierarztes war, geht einer großen Zukunft entgegen; das steht ihm auf der Stirne geschrieben!

So sind einmal diese Muhmen und Tanten! Selbst in einem Dummkopfe sehen sie ein zukünftiges Genie!

In seinem sechszehnten Jahre bezog er in Begleitung seines zwei Jahre ältern Bruders, Nicolaus Hieronymus, die Universität zu Altdorf, ging von hier nach Helmstädt und von dort nach Jena. Hier war es, wo unser junger Gundling sich, außer seinen historischen Studien, auch in der Kunst und Wissenschaft des Trinkens dergestalt vervollkommnete, daß er bald einer der eminentesten Säufer war, der — beiläufig erwähnt — keinen andern Heiligen als Sanct Gambrinus anerkannte, welcher, nach einer sehr gewagten Hypothese, eine uralte Gottheit der Gambrivier, eines norddeutschen Volksstammes in der Umgegend von Hamburg, gewesen und dort, zum Heile aller durstigen Seelen und Kehlen, das Bier erfunden haben soll. Doch muß ihm — nicht jenem fabelhaften Gotte, sondern unserm Jenenser Studenten — zum Ruhme nachgesagt werden, daß er auch Wein, Punsch, Rum und andere

geistige Getränke keineswegs verschmähte, wiewohl er dem Biere den Vorzug gab. Und wäre es auf den Studiosus Gundling angekommen, dann hätte jener Biergott Gambrinus schon damals ein Denkmal erhalten.

Nach beendigten Studien begab sich Gundling als Mentor eines jungen, reichen, adeligen Nürnberger Telemachs auf Reisen, um auf Kosten seines Zöglings die Welt zu sehen. Er bereiste Holland und England. In London weissagte ihm eine Zigeunerin, die man dort zu Lande Gipsy nennt, er werde einst eine sehr große, glänzende Rolle in der Welt spielen: eine Königin werde sich in ihn verlieben und seinetwegen dem Throne entsagen, um ihm bis ans Ende der Welt zu folgen. — Das ging unserm Jacob im Kopfe herum. Schon damals übertrieben eitel und im höchsten Grade eingebildet auf körperliche Vorzüge, die er — unter uns gesagt — nicht besaß, glaubte er seit jenem Tage steif und fest an die Erfüllung jener schmeichelhaften Prophezeihung.

Sein guter Stern führte ihn endlich nach Berlin, wo er im Jahre 1705 bei der von Friedrich I. gegründeten Ritterakademie als Professor der Geschichte und Literatur eine für die damalige Zeit sehr glänzende Anstellung erhielt. Doch im festgewurzelten, unvertilgbaren Glauben, daß nur bei Hofe, an den Stufen des Thrones »sein Waitzen« blühe, drängte es ihn, vor Allem die Bekanntschaft solcher Leute zu machen, welchen er »große Connexionen« und Einfluß bei den Allerhöchsten Personen zutraute.

Und so kam es, daß er eines Tages die Bekanntschaft eines jener »**dii minorum gentium**« machte, welche in der Sprache des profanen Lebens »Friseure« genannt werden. Dieser Friseur —

ein ziemlich bejahrter Mann, der vom Scheitel bis zur Zehe eine zu Fleisch gewordene Puderquaste war — hatte einen Sohn, welcher in der Taufe, aus servilem Patriotismus, die Vornamen eines Brandenburgischen Kurfürsten »Joachim Hector« erhalten hatte. Dieser »Hector«, dessen Pathe königlicher Kammerdiener war, hatte durch dessen Protection die Stelle eines Hoffriseurs erhalten. Dieser Hoffriseur war der geheime Anbeter einer königlichen Kammerfrau, die außer ihm einen officiellen Liebhaber hatte, welcher königlicher Bereiter war. Dieser Bereiter stand in dem Rufe, der Günstling eines schon ziemlich bejahrten Hoffräuleins zu sein, welches die Nichte eines der ersten königlichen Räthe war. Dieser Rath hatte eine junge hübsche Frau, welche sich, ganz im Stillen, die Huldigungen des französischen Gesandten gefallen ließ, der seinerseits wieder eine reizendschöne Schwester hatte, welche dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem General-Feldmarschall und Lieblinge des Königs, dergestalt gefiel, daß die etwas eifersüchtige Gemahlin des Fürsten (Anna Föhsin, eine Apothekerstochter aus Dessau, welche — 1701 — in den Reichsfürstenstand erhoben worden war) diese kokette Französin, die ihr manche schlaflose Nacht verursacht hatte, dorthin gewünscht haben soll, wo, wie man zu sagen pflegt, der Pfeffer wächst.

Auf dieser Hintertreppe gelangte Herr Professor Gundling von Stufe zu Stufe, langsam aber sicher, immer näher und näher der Region des Hofes, den Stufen des Thrones und wurde auf diesem Wege Mitglied des Tabakcollegiums.

Seit jenem Augenblick war der eitle Thor, nach seiner Meinung, ein gemachter Mann. Friedrich Wilhelm, welcher den gelehrten Pedanten, der sich Alles gefallen ließ, nach und nach

liebgewonnen hatte, ertheilte ihm einen Titel nach dem andern: er wurde Hof=, Kammer=, Kriegs= und Geheimer Ober=Appellationsrath, endlich (1717) Oberceremonienmeister und, ein Jahr später, Präsident der Akademie der Wissenschaften. — Um diese Zeit schrieb er »die Thaten Kaiser Konrads IV., aus dem Geschlecht der Herzöge von Schwaben, und Wilhelms, Grafen von Holland« und gleich darauf die »Geschichte Kaiser Richards, Grafen von Cornwallis und Poitou«, zwei in der That ganz tüchtige Werke, die ihm den Titel eines Historiographen verschafften.

Man sieht, daß unsere Apollonia, welche ihrem Paulchen eine große Zukunft prophezeiht, wie Tante Barbara, die ihrem Jacob an der Nase abgesehen hatte, er werde ganz bestimmt ein weltberühmter Mann werden, der Wahrheit ziemlich nah gerückt waren.

Er selbst aber schien zu fühlen, daß er das Ende seiner Laufbahn, die höchste Staffel seines Ruhmes, den Zenith seines Glücks, bis jetzt noch nicht erreicht habe. Noch war die kühnste seiner Hoffnungen, die schönste jener Weissagungen, »eine Königin werde sich in ihn verlieben«, nicht in Erfüllung gegangen; noch hatte keine Königin ihrem Throne entsagt, um ihm bis an's Ende der Welt zu folgen. Der ci-devant-Professor gestand sich, wenn auch nur mit Widerstreben, daß er von Tag zu Tag älter und – wohl kostete es ihm großen Kampf, dies einzusehen – wenn auch nicht geradezu häßlicher, doch gewiß nicht schöner werde, als er damals gewesen war, wo die kastanienbraune Zigeunerin aus den Linien seiner Hand jene mehr als schmeichelhafte Prophezeihung herausbuchstabirt hatte. O Gipsy, Gipsy, wenn Du nur nicht falsch gelesen hast!

VI.

So standen die Angelegenheiten des Helden unserer Erzählung, als er (1724) durch die Huld des Königs zum Freiherrn ernannt und, zwei Jahre später, zu der schwindelnden Höhe eines königlich preußischen Kammerherrn emporgeschnellt wurde und — Glück über Glück! — eine Kutsche mit zwei Pferden erhielt.

Zu all' diesen Würden fügte der Monarch, wie um sein Werk zu krönen, noch die Charge eines Hofnarren hinzu und schuf für ihn täglich neue Titel, einen drolliger als den andern. In den Sitzungen des Tabakcollegiums ernannte er den königlichen Kammerherrn und Oberceremonienmeister Freiherrn Jacob Paul von Gundling zu seinem Hofzahnstocher-Intendanten, Geheimen Oberhof-Pfeifenstopfer, emeritirten Kabinets-Pfropfenzieher, wirklichen Kammer-Bonmotisten und Witz-Oberjägermeister, Titel, durch die der eitle Narr sich bis in die Fußspitzen geschmeichelt fühlte, denn Pedant wie er war, haschte er nach Titeln, wie Kinder nach bunten Schmetterlingen. Zu seiner Entschuldigung muß man bedenken, daß er in einer Zeit und an einem Hofe gelebt, wo man das Verdienst nach der Länge des Titels, wie Band nach der Elle, zu messen gewohnt war. Der Titel galt als Maaßstab. Und so kam es, daß es damals keinen Gelehrten ohne Titel, jedoch manchen Titel ohne Gelehrten gab.

Aber je höher der gute titelbeladene Freiherr von Gundling in der Gunst des Königs stieg, desto tiefer sank er in der Achtung

der Hofschranzen, die ihn, seiner Kenntnisse wegen, im Stillen beneideten und doch, wegen seiner übertriebenen Eitelkeit und wirklich lächerlichen Pedanterie, vornehmthuend belächelten oder achselzuckend verhöhnten. Die Titel, auf die der bei all' seiner Gelehrsamkeit sehr beschränkte Oberceremonienmeister sich entsetzlich viel zu gut that, machten ihn allmälig mehr und mehr zum Gegenstande des allgemeinen Spottes, zur Zielscheibe des rohesten Witzes.

— Der gute Baron, sagte die Gräfin von Knobelsdorf, ein kleines, uraltes, auffallend buckeliges Hoffräulein (buckelige Damen sind in der Regel witzig, aber auch sehr boshaft), gleicht einem großen Titelblatte, dem nichts weiter, als eine ganz winzigkleine Kleinigkeit — das Buch, der Inhalt — fehlt.

— Der liebe Gundling, meinte Frau von Tippelskirch, eine andere Hofdame, die auch keinen allzugroßen Ueberfluß an Schönheit besaß, erliegt unter der Wucht seiner Titel, wie ein Kameel unter der Last der Affen, die auf ihm herumreiten.

— Bei Lichte betrachtet, sagte ein neidischer Kammerherr, sind der Herr Professor und Historiograph unseres Allergnädigsten Königs und Herrn doch nichts Anderes als ein ganz gewöhnlicher Hofnarr, von dem, sobald ihm Jemand die erste Sylbe seines Titels stiehlt, nichts weiter übrig bleibt, als das, was er wirklich ist: **un fou comme il faut!**

— He, he, lachte Fräulein von Knobelsdorf, indem sie aus ihrer Perlenmutterdose eine Prise nahm.

— **Vous avez raison, mon cher!** fügte Frau von Tippelskirch hinzu, indem sie ihren Elfenbeinfächer spielen ließ.

Armer, beklagenswerther Herr von Gundling! Hast Du darum die Universitäten von Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, hast

Du Dir darum so viele Kenntnisse erworben, damit Du auf Deine alten Tage — der Baron war damals 54 Jahre alt — zum Gespött des albernen Hofgesindels herabsinken kannst?! Was nützen Titel und Orden und alle Crepundien, womit die Großen der Erde Euch gelehrte Herren beehren, wenn Ihr Euch nicht selber ehrt, wenn Ihr eines Titels oder einer andern Lappalie wegen Eure Selbstständigkeit, Eure Selbstachtung, Euren Selbstwerth verkauft?

In der That aber spielte der Herr Oberceremonienmeister bei Hofe eine höchst lächerliche, wahrhaft erbärmliche Rolle. Man brauchte nichts weiter als sein Costüme zu sehen, um wahrzunehmen, welche Stellung er einnahm. Ein rother Sammetrock mit großen schwarzsammetnen Aufschlägen und goldenen Knöpfen, eine fast bis zum Knie reichende Weste von buntem Damast, eine auf beiden Seiten lang herabhängende Allongeperücke von weißen Ziegenhaaren, ein kleiner schwarzer dreieckiger Hut mit einem rothen Federbusche, rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, Schuhe mit zwei Zoll hohen rothen Absätzen, ein riesiges Jabot, das in der Regel sehr schmutzig war, weil der herabgefallene Schnupftabak ihm das Ansehen eines Mistbeetes gab, und riesengroße, unsaubere und zerrissene Handkrausen bildeten einen Anzug, der ihm das Ansehen einer komischen Theaterfigur — halb Samiel, halb Hanswurst — gab und ihn ganz geschaffen machte, den Platz einer Vogelscheuche auszufüllen.

Armer, bemitleidenswerther Herr von Gundling! Hast Du darum nach all' diesen Würden und Titeln gestrebt, um die Erlaubniß zu erhalten, Deinen ohnehin possirlichen Leichnam in eine bunte Narrenjacke zu stecken und in diesem abenteuerlichen Aufzuge einherzuschreiten, um allmählig so tief in der Achtung des Hofge-

sindels zu sinken, daß der Letzte des Dienertrosses und Lackeienvolkes ein Recht zu haben glaubt, Dich necken und hänseln zu dürfen, daß die Kinder auf den Straßen mit den Fingern nach Dir weisen und sich zurufen dürfen:

— Schaut, schaut, da kommt des Königs Hofnarr!

Zu seiner Rechtfertigung aber müssen wir hinzufügen, daß der königliche Kammer= oder richtiger gesagt Jammerherr sich in dieser Narrenkleidung gar nicht wohl befand; er gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen rothen Sammetrock schnell abzunutzen, in der Hoffnung, dann eine anständigere, weniger auffallende Livree zu erhalten; aber lange Zeit war man so grausam, ihm bei Strafe der höchsten Ungnade vorzuschreiben, bei Hofe unter keinem Vorwande in einem andern Costüme als in jenem, welches ihn dem Gespötte des Domestikenpacks preis gab, erscheinen zu dürfen. Erst nach mehrfach wiederholten, ganz unterthänigsten Gesuchen geruhten Seine Majestät allerhuldreichst zu beschließen, Ihrem Oberceremonienmeister ein neues Habit von braunem Tuche mit silbernen Aufschlägen machen zu lassen; doch auch der Schnitt dieser Tracht hatte etwas Lächerliches, denn auf jeder der beiden Achselklappen wurden in verschlungenen Zügen die räthselhaften Buchstaben

W. V. R. M. G.

mit Silber eingestickt.

Diese fünf Hieroglyphen, deren Bedeutung ihm selber ein Geheimniß war, gaben den Hofschranzen Stoff zu hundert boshaften Auslegungen.

— Du sollst nicht Zeichen deuten, befiehlt die Schrift, begann Frau von Tippelskirch, und dennoch möchte ich für mein Leben

gern erfahren, was diese fünf geheimnißvollen Buchstaben wohl zu bedeuten haben. Wissen Sie's vielleicht, liebe Knobelsdorf?

— Auch ich, beste von Tippelskirch, habe mir schon lange den Kopf darüber zerbrochen, und dennoch kann ich den Schleier dieser mysteriösen Charaktere nicht durchschauen. Sind das Hieroglyphen? Ist das ein Rebus oder irgend ein Räthsel, das die königliche Sphynx unserm Scharfsinne zum Errathen aufgiebt, fragte sie einen der Kammerherren, der, obgleich sehr bornirt, dennoch — der Himmel weiß weshalb — in dem ganz und gar ungerechten Verdachte stand, ein höchst geistreicher Kopf zu sein.

— Liebe Gräfin, erwiderte der Gefragte, ich bedaure unendlich, Ihnen vorläufig keine genügende Auskunft geben zu können. Ich habe zu Hause sämmtliche Wörterbücher aller todten und lebenden Sprachen nachgeschlagen, um die äußerst dunkele Bedeutung dieser Buchstaben zu ergründen; doch ist es mir leider bis jetzt nicht gelungen, den Sinn derselben zu enträthseln; ich gebe aber — ma foi! — noch nicht alle Hoffnung auf. Ah, sieh da, Major M... Können Sie uns vielleicht Auskunft über Gundlings Achselklappen-Rebus geben?

— Rebus? wiederholte der Major ganz erstaunt. Davon hab' ich noch n i e n i c h t s gehört. Rebus? Sagen Sie mir, Baron, was ist das für ein Subject?

— Rebus, liebster Major, ist eine Nuß, die uns Jemand zum Aufknacken giebt . . .

— Ich habe gute Zähne . . . her mit der Nuß!

— O wie naiv! lachte die Knobelsdorf und schnitt dabei ein höchst malitiöses Gesicht.

— Verstehen Sie mich nicht falsch; so ein Rebus ist nicht etwa eine Hasel- oder Wallnuß . . .

— Vielleicht also eine Kopfnuß?

— O Gott! stöhnte die Tippelskirch und sah dabei die Knobelsdorf an, die sich in die blassen Lippen biß.

— Eine Kopfnuß? wiederholte der Kammerherr. Nein oder auch Ja, wie man's nimmt. Rebus ist nämlich eine Nuß, die man nicht mit den Zähnen, sondern mit dem Kopfe aufknackt . . .

— Mit dem Kopfe aufknackt? Wie soll ich das verstehen?

— Rebus, bester Major, ist nämlich eine Art von Räthsel.

— Ah so, das hätten Sie mir gleich sagen sollen, dann hätte ich meinen Hirnschädel nicht so lange unnütz zermartert. Mit Räthselknacken, Baron, befasse ich mir nicht . . .

— Nun denn, so verzeihen Sie . . .

— Bitte recht sehr, sagte der Major und machte, daß er fortkam.

— Was sagen Sie zu unserm Turenne? fragte die boshafte Knobelsdorf.

— Ei nun, liebe Gräfin, meinte der Kammerherr, man kann ein ganz tüchtiger Soldat und dann und wann doch nicht ganz einig mit sich sein, ob man mir oder mich sagen soll. Auch mich geht es manchmal so . . .

— Das sehe ich, sprach die Buckelige und gab sich Mühe, sich des Lachens zu erwehren.

Doch zurück zu Herrn von Gundling.

VII.

Der Freiherr war also, wie jener zwischen »mir« und »mich« wankende Kammerherr sehr weise bemerkt hatte, bei Lichte betrachtet — auch bedurfte es dazu keiner Brille — eigentlich nichts Anderes als ein Hofnarr.

Bekanntlich hat jeder Narr sein Steckenpferd; mithin hatte auch der Freiherr von Gundling eine Marotte, die nämlich, daß er sich trotz seiner vierundfünfzig Jahre und trotz seiner Häßlichkeit für einen höchst interessanten, ja sogar schönen Mann hielt, in den jedes Weib — sie mochte wollen oder nicht — sich über Hals und Kopf verlieben müsse. Dabei fiel ihm natürlich immer jene Prophezeihung der chokoladenfarbigen Gipsy ein. Er stand oft stundenlang vor seinem Spiegel und sagte zu sich:

— Gundling, mögen Deine Neider und Feinde sagen, was sie wollen, Du bist doch ein schöner Mann, zwar nicht mehr in der ersten Blüthe Deiner Jahre, aber trotz Deines Alters eine imposante Erscheinung, ein interessanter Charakter, eine reife, aber darum nicht minder anziehende Schönheit. Ist denn ein reifer Apfel nicht zehn Mal saftiger als ein unreifer? Habe ich nicht erst gestern wieder eine neue Eroberung gemacht? Hat nicht die junge, rothwangige, cyanenäugige, korallenlippige Hofwäscherin mich mit Blicken angesehen, als ob sie mich verschlingen wollte? Freiherr von Gundling, Du bist ein Tausendsasa, der allen Weibern die Köpfe verdreht! Und dennoch, Kammerherr, ist jene Weissagung

der verdammten Hexe von Endor bis heute noch nicht zur Wahrheit geworden. An wem aber liegt die Schuld? An mir wahrhaftig nicht, denn ich bin noch immer so liebenswürdig als ich früher war; ja es giebt Augenblicke, wo ich mich meines Sieges über die Frauen so sicher fühle, daß ich mit dem jüngsten unserer Garde-Lieutenants um keinen Preis der Erde tauschen möchte, denn die meisten dieser Gelbschnäbel sind so jung, so fad, so unerfahren, daß ich den Geschmack mancher Schönen, die sich in diese bartlosen Milchgesichter vergaffen — auf Kavalierparole! — nicht begreifen kann. Da ist Unser Einer doch ein ganz anderer Schlag, kernig wie eine Eiche, robust wie ein Mastbaum! Wo aber, Baron, bleibt jene Königin, die sich in Dich verlieben, Deinetwegen dem Throne entsagen und Dir folgen will bis ans Ende der Welt? **Patientia omnia vincit,** sagt der Lateiner, Zeit bringt Rosen . . . das kommt noch, so wahr ich Jacob Paul von Gundling heiße und königlich preußischer Kammerherr bin, monologisirte der Historiograph des Königs, steckte mit komischer Grandezza die Hand in sein Jabot und schritt, stolz wie ein gespreizter Pfau, vor seinem Spiegel auf und ab.

Aber außer dieser Marotte hatte er noch eine andere, die sich schon von der Universität zu Jena herschrieb und — wie unser Leser bereits errathen hat — in einem unmäßigen Hang zum Trinken bestand. Unser Freiherr gehörte zu jenen Naturen, die beständig — Tag und Nacht — über Durst klagen, deren Magen einem Danaidenfasse gleicht, das nie gefüllt werden kann, die, mit einem Wort, im Trinken wahrhaft unersättlich sind, Säufer, die nicht selten den Wunsch aussprechen, daß das ganze Weltmeer ein Bierfaß oder eine Punschbowle wäre, die sich mit Einem Zuge

austrinken ließen, um damit ihren colossalen, unbändigen, nicht zu beschreibenden Durst zu löschen.

Der ehemalige Professor, der zum Glück außerordentlich belesen war, wußte diese Schwäche, die sich bei ihm nach und nach bis zum Laster gesteigert hatte, durch Sophismen zu bemänteln, durch Scheingründe zu beschönigen, ja sogar durch eclatante Beispiele aus den Annalen der Geschichte gewissermaßen zu rechtfertigen. Er bewies sich und Andern, die ihm über seinen ewigen Durst, über seine maaßlose Lust zum »Löschen« — wie er's nannte — Vorwürfe machten, daß sich alle große Geister mehr oder weniger der Leidenschaft des Trunkes hingegeben. Bei dieser Gelegenheit pflegte er gern die ganze Rumpelkammer seiner historischen Kenntnisse auszukramen, eines Theils, um die Leute dadurch zu verblüffen, andern Theils, um, wie gesagt, sein Laster zu entschuldigen. Sein großes Vorbild war jener Perserkönig Darius **I.**, der sich einen Leichenstein setzen ließ, dessen Grabschrift, die uns durch Athenäus überliefert worden ist, der Nachwelt davon Kunde giebt, daß der Sohn des Hystaspes einer der größten Säufer seiner Zeit gewesen sei *). — Einem Ignoranten versuchte der gescheidte Narr weiß zu machen, Alexander von Macedonien habe nur darum den Beinamen des Großen erhalten, weil auch er der größte Säufer seiner Zeit gewesen. Derselbe Athenäus erzählt, daß Philipps Sohn, der oft so viel getrunken hatte, daß er nachher zweimalvierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geschlafen haben soll, einst

---

*) Diese Grabschrift lautet wörtlich, nach Athenäus, Buch **IX.** Capitel **X.** Seite **434.** *Ἠδυνάμην καὶ οἶνον πίνειν πολὺν, καὶ τοῦτον φέρειν καλῶς*, d. h. ich habe viel Wein trinken und diese Last wohl vertragen können.

einen großen Trinkkampf angestellt und für die besten Säufer drei Preise ausgesetzt habe, ein Talent Silber für den ersten, dreißig Minas für den zweiten und zehn Minas für den dritten Sieger. Wohl kein Held des Alterthums erfüllte den Historiographen des Königs von Preußen mit größerm, aufrichtigerm Neide, als jener Philosoph Promachus, der damals den ersten Preis davongetragen. Im Rausche verwandelte Alexander der Große Persepolis in einen Aschenhaufen, im Rausche vertheilte er sein Reich unter seine Generale, im Rausche schlief er ins Jenseits hinüber, wo es vielleicht Alles, aber gewiß weder Wein- noch Bierkeller giebt. — Mithridat, der einst einen ähnlichen Wettkampf im Trinken veranstaltet und, wie der große Alexander, einen hohen Preis für den Sieger ausgesetzt hatte, soll nicht wenig stolz darauf gewesen sein, als er den Preis selbst davon getragen hatte. Da aber Seine Majestät, fügte Herr von Gundling hinzu, nicht so schmutzig war, den Preis für sich zu behalten, so schenkte er ihn dem Fechter Calinodrys, der nach ihm das Meiste vertilgt hatte. — Auch Alcibiades, der Freund des Sokrates, der Liebling des Perikles und der Grazien, soll dann und wann einen kleinen Haarbeutel gehabt haben, was aber jene Aspasia nicht verhindert haben soll, ihn — nicht den Haarbeutel, wohl aber den Inhaber desselben — mitunter höchst liebenswürdig zu finden; denn es giebt Leute, die im Rausche weit angenehmer als im nüchternen Zustande sind. Auch ich — fügte unser Kammerherr mit einem höchst grotesken Lächeln hinzu — soll im Stadium des Haarbeutels mitunter ein wahrer Alcibiades sein, wenigstens sagt dies Herr von Printz, der mich doch sonst, so viel ich weiß, nicht gut vertragen kann. — Dionysius, jener nur mit Unrecht allzusehr

verlästerte Tyrann von Syrakus, war, wie Aristoteles berichtet, ein höchst achtungswerther Säufer, der, wenn mein gelehrter Gewährsmann anders kein Windbeutel ist, einst neunzig Tage und neunzig Nächte gebechert und Jedem eine goldene Krone versprochen hatte, der drei Maaß Wein in Einem Zuge zu leeren im Stande sei; der Einzige, der sich diese Krone ertrank, war der große Xenokrates, dessen Name vielleicht blos aus diesem Grunde auf die Nachwelt gelangt ist. Heil Dir, ruhmgekrönter Xenokrates! — In der römischen Geschichte zeichnet sich unter allen Säufern Kaiser Biberius Nero aus, der wegen seiner Fertigkeit im Durstlöschen den Ehrennamen — denn nur nüchterne Geschichtsschreiber können hier den falschen Ausdruck Spottnamen gebrauchen — Tiberius Mero sich errang. Ein würdiges Seitenstück zu diesem Kaiser ist jener Lucius Piso, welcher zwei Tage und zwei Nächte sich der Wonne des Trinkens hingeben konnte, ohne ein anderes Gefühl als die Sehnsucht nach einer neuen Libation zu empfinden. — Auch der Sohn des großen Cicero soll in einer Sitzung sechs Maaß alten Falerners geleert und der Dichter Quintus Ennius erst dann, wann er etwas angetrunken war, die schönsten Verse gedichtet haben. Ja sogar der weise Cato soll manche Nacht hindurch nach Herzenslust gezecht und einen kleinen Schwipps durchaus nicht verachtet haben. Singt doch Vater Horaz — gewiß hat auch er das Trinken geliebt — in seiner einundzwanzigsten Ode:

»Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.«

Doch nicht blos unter den römischen Gelehrten, auch unter den deutschen Dichtern ragt mancher ehrwürdige Trinker hervor. Ich

nenne hier nur den Eobanus Hesse, einen Zeitgenossen des großen Hans Sachs, einen Poeten, den Erasmus mit Ovid, Camerarius mit Homer verglichen hatte, und der trotzdem minder berühmt durch seine Fertigkeit im Dichten, als durch sein großartiges Talent im Trinken war. Mehr als einer seiner Zeitgenossen giebt ihm das rühmliche Zeugniß, daß er oft in einer Sitzung zwei Eimer Nürnberger Bieres geleert und doch noch über Durst geklagt habe.

— O mein Nürnberg, seufzte der Baron, wie oft denke ich an dich, blos deines Bieres wegen, mit unbeschreiblicher Wehmuth zurück!

Nach den deutschen Dichtern haben sich vor allen Andern die niederländischen Maler eben so sehr durch die Wahrheit ihres Pinsels, als durch die Kraft ihrer Kehlenfertigkeit ein unsterbliches Verdienst erworben. Wer kennt nicht jenen großen, unerreichbaren Bambocciadenmaler Adrian Brouwer, der sich am liebsten in Wirthshäusern aufhielt und nichts so gern als Betrunkene malte, weil auch er den Trunk über Alles liebte und als echter Künstler keinen Rausch scheute. Nicht minder bekannt ist jener Mecheln'sche, nur von Van Dyk übertroffene Portraitmaler Franciscus Hals, der drei Viertheile seines Lebens in Weinschenken und Bierkneipen zugebracht haben und dergestalt getrunken haben soll, daß sein lieb- und durstloser Bruder Dirk ihn nie anders als »Meister Schwamm« genannt. Auch Adrian van der Cabel, der Ryswicker Landschaftsmaler, war ein ausgezeichneter Trinker.

Soll ich noch mehr Kaiser und Könige, noch mehr berühmte Denker und Gelehrte, noch mehr gefeierte Dichter und Künstler aus ihren Gräbern heraufbeschwören, um Euch nüchternen Tadlern zu beweisen, daß die größesten Geister den Genuß des Trinkens nicht verschmäht haben?

Pierre Bayle, der berühmte Philosoph und Herausgeber des »**Dictionnaire historique et critique**« (ein Werk, das schon vor seinem Erscheinen so großes Aufsehen erregt, daß der Herzog von Shrewsbury ihm 500 Pfund Sterling für die Dedication angeboten hatte) bezeichnet diese Gabe des Trinkens *) als »**une bonne qualité, une force, une puissance, l'effet d'un tempérament robuste.**« Nach dem Ausspruche dieses tiefen Denkers sind in der Regel alle große Geister starke Trinker und alle starke Trinker große Geister gewesen.

Und schon darum war es zu entschuldigen, daß der gute Freiherr von Gundling, der in der süßen Selbsttäuschung lebte, einer der größten Geister seiner Zeit zu sein, auch — vielleicht schon aus Achtung für die Behauptung des Herrn Bayle — ein großer Trinker, ja man könnte sogar noch ein Paar Schritte weiter gehen und wohl sagen — ein ungeheurer Säufer, ein »colossaler Süffel« war.

VIII.

Jede Leidenschaft erzeugt eine andere Wirkung. Die Liebe macht uns blind, die Eifersucht hellsehend; das Spiel macht uns kühn, der Trunk macht uns feig. Daraus folgt, daß Freiherr von Gundling, als Säufer **par excellence**, auch ein Feigling erster Sorte war. Mehr als ein Mal machte ihn seine Feigheit zum

*) In einer der Anmerkungen zum Artikel „Darius".

Gespött des Hofgesindes. Jeder, selbst der Letzte der Lackeien, wußte, daß man sich mit dem Hofnarren Seiner Majestät die unanständigsten, rohesten, pöbelhaftesten Späße erlauben durfte, ohne befürchten zu müssen, daß der Herr Baron, an dessen Seite dann und wann, an Gallatagen, ein Degen bammelte, von seiner Waffe Gebrauch machen werde, um dem Gesindel, wenn auch nicht geradezu Respect, doch mindestens ein klein wenig Angst einzuflößen; doch gab es Keinen, der nicht wußte, daß Gundlings Degen in der Scheide festgerostet sei.

Die ärgsten Feinde, die schlimmsten Quälgeister unseres Oberceremonienmeisters waren die jungen Herren Gardeoffiziere, die ihren letzten Rest von Scharfsinn und ihr Bischen Witz aufboten, um dem neugebackenen Edelmanne, dem lächerlichen Pedanten, der bei jeder Gelegenheit sich mit seiner Gelehrsamkeit brüstete und den Gelbschnäbeln den hohen Grad ihrer Unwissenheit vorwarf, fast täglich einen neuen Possen, einen neuen Schabernack zu spielen.

An der Spitze dieser Coterie, die kein schöneres Vergnügen, keinen höhern Genuß, keine süßere Wonne kannte, als den Helden unserer Geschichte zu necken, hänseln, foppen, schrauben und bisweilen, abwechselungshalber, sogar zu mißhandeln, stand jener Herr von Printz, der seit jenem Augenblick, wo unser Gundling auf Hörner gestichelt, ihm ewige Feindschaft geschworen hatte. Tag und Nacht brütete der Gehörnte neue Plane aus, auf welche Weise unser geplagter Freund, wie sich Herr von Printz echt cavalièrement auszudrücken beliebte, g e s c h u n d e n werden könne. Und da die Bosheit uns fast noch erfinderischer als der Hunger macht, so fehlte es nie an neuen Späßen.

Eines Mittags, als blos die nächste Umgebung des Monar-

chen zu einem höchst frugalen Hofdiner eingeladen war — an solchen Tagen fehlte auch der Freiherr von Gundling nicht — wurde durch einen der diensthabenden Kammerherren dem Könige gemeldet, daß ein im Vorsaale harrender Chevalier Siméon Vicomte de Simian Seine Majestät um einen Augenblick Gehör bitte, weil er der Ueberbringer einer eben so wichtigen als dringenden Depesche aus Brasilien sei.

— Aus Brasilien? wiederholte Friedrich Wilhelm mit der Miene des Allerhöchsten Erstaunens.

— Aus Rio de Janeiro, Majestät, erwiderte der anmeldende Kammerherr.

— Und wie nennt sich der Mann?

— Siméon Vicomte de Simian . . .

— Er mag eintreten!

Einen Augenblick später öffneten sich beide Flügelthüren des Speisesaales, durch die ein Männlein eintrat, das — vom Scheitel bis zur Schuhsohle ganz wie der Freiherr von Gundling gekleidet — mit seinem rothen Sammetrocke, seiner weißen Ziegenhaarperücke und einem hölzernen, mit Goldpapier überkleideten Kammerherrenschlüssel eine so durch und durch drastische Hogarth-Figur, eine so höchst possirliche Watteau-Karikatur war, daß beim Erscheinen derselben die ganze Tafelgesellschaft in ein homerisches Gelächter ausbrach, denn dieser kostbar jocose Chevalier aus Brasilien, dieser Ueberbringer eben so wichtiger als dringender Depeschen, dieser Siméon Vicomte de Simian war kein Anderer, als ein langgeschwänzter Brüllaffe, ein sogenannter Simia Stentor aus den keuschen Urwäldern Süd-Amerika's.

Dieser Brüllaffe trug in der Hand eine Bittschrift, die ihm

vom dienstthuenden Kammerherren abgenommen und Seiner Majestät überreicht wurde, welche allerhuldreichst geruhten, dieselbe anzunehmen und sie einer flüchtigen Durchsicht zu würdigen.

Der Monarch hatte kaum das erste Drittheil der Supplik durchflogen, als er sich genöthigt sah, in ein unbändiges Gelächter auszubrechen, das so stark und anhaltend war, daß Seine Majestät sich Allerhöchst Ihre Hüften halten mußten.

— Ich platze, ich ersticke, ich berste vor Lachen. . . Printz, lese er das Memorial . . . aber laut . . . denn ich kenne erst den Anfang und bin auf das Ende gespannt, sagte der König und überreichte gerade dem Erzfeinde seines Hofnarren die Bittschrift des Affen, der auf Resolution zu warten schien.

Herr von Printz nahm das Memorial und las:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr.

In tiefster Devotion wagt der voll Ehrfurcht Unterzeichnete sich Eurer Majestät glorreichem Throne zu nahen, um an den Stufen desselben sein allerunterthänigstes Bittgesuch niederzulegen: allerhuldreichst zu gestatten, daß der schwer gekränkte Sohn eines unmenschlichen Vaters die ganze Tiefe seines herzzerreißenden Kummers ausschütte vor den Allerhöchsten Ohren Ew. Königlichen Majestät.

Der Unterzeichnete ist der natürliche Sohn eines Unwürdigen, den die unverdiente Huld und Gnade seines Königs zur Würde eines Kammerherrn emporgehoben; der Sohn des Freiherrn Jacob Paul von Gundling, der ihn in wilder Ehe mit einer Zigeunerin, die im Rufe einer Hexe gestanden, gezeugt hat, ihn aber, trotz aller Bitten und Vorstellungen,

durchaus nicht anerkennen will, ja, seine unmenschliche Härte gegen sein Fleisch und Blut sogar so weit treibt, daß er seinem einzigen Kinde nicht einmal so viel Unterstützung gewährt, um damit die allerdringendsten Bedürfnisse seines traurigen Daseins zu befriedigen, ein wahrer Rabenvater, der seinen einzigen Sohn darben und hungern läßt, um ihm einem baldigen Ende preiszugeben.

In dieser gränzenlosen Noth erhebt der grausam verstoßene Sohn eines herzlosen Vaters seinen kummervollen, thränenumnachteten Blick zu den licht- und gnadespendenden Augen Ew. huldreichen Majestät, mit der tief ergebensten Bitte:

> den unnatürlichen, tigerherzigen Vater allergnädigst zu veranlassen, respective huldvollst zu zwingen, den Unterzeichneten endlich als seinen natürlichen Sohn, als den rechtmäßigen Erben seines Namens und Vermögens anzuerkennen und ihm vorläufig wenigstens so viel Mittel zu gewähren, daß er nicht zu verhungern braucht.

In der Hoffnung einer möglichst schnellen allergnädigsten Resolution erstirbt in tiefster Submission

Ew. Majestät
allerunterthänigster Knecht,
Simia Stentor,
natürlicher Sohn des Freiherrn von Gundling.

Potsdam
am 27. Mai 1727

Sämmtliche Gäste Seiner Majestät wollten vor Lachen unter den Tisch fallen. Das unauslöschliche Gelächter des Königs hatte die kleine Tafelrunde dergestalt angesteckt, daß die Gäste die ganze Tonleiter des Lachens — vom leisen Lächeln bis zum äußersten

Lachkrampf — durchmachten und dann erst aufhörten, als ihnen vor lauter Lachen die hellen Thränen in die Augen traten. Der weise Salomo hat wohl Recht, wenn er sagt:

»Des Menschen Herz ist nicht zur Freude gemacht,
Drum weint sein Auge, wenn er herzlich gelacht.«

Unser Freiherr von Gundling, der angeklagte Affenvater, war Anfangs über die Plumpheit dieses Spaßes eben so bestürzt als aufgebracht. Während der Vorlesung jener Bittschrift hatte er Anfangs die Zähne gefletscht und vor Zorn dergestalt geknirscht, daß er mit seinen schmutzigen Nägeln, die er nach dem Beispiele des griechischen Weltweisen Carneades niemals abschnitt, den Urheber dieser neuen Mißhandlung — sein Herz sagte ihm, daß dies kein Anderer als Herr von Printz war — mit kaltem Blute hätte zerfleischen können. Bald aber sah er ein, daß es klüger sei, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, und so zwang er sich Anfangs zum Lächeln; als er jedoch das colossale Gewieher aller Andern vernahm, wurde er wider seinen Willen hingerissen, bald so herzlich mitzulachen, daß er sich mit der einen Hand den dicken Bauch und mit der andern seine riesige Lockenperücke, die ihm in ernsten Augenblicken das Ansehen einer vom Schnapsgenuß aufgedunsenen Sphynx gab, zu halten, damit sie nicht herunterfalle und seinen felsenkahlen Schädel offenbare.

Nachdem sich das allgemeine Gelächter allmählig gelegt hatte, fragte der König seinen Historiographen:

— Nun, Gundling, was meint Er zu diesem Spaße?

— Sire, ich finde ihn so überaus zart und fein, so ungeheuer schön und geistreich, daß ich . . .

— Na, was denn, Gundling? fragte der König.

— Daß ich vor lauter Freude darüber hier diesen jungen Brüllaffen . . . und dabei zeigte er auf Herrn von Printz.

— Herr Baron, unterbrach ihn dieser mit zornsprühender Geberde.

— Entschuldigen Sie, Bester, fuhr unser Hofnarr fort, ich meinte Jenen dort . . . (jetzt auf den Affen weisend.) Ja, Sire, ich bin so ganz außer mir vor Freude, daß ich diesem unverdorbenen Sohne der Urwälder Brasiliens zurufen könnte: komm an mein tiefgerührtes Vaterherz, grausam zurückgesetztes Fleisch meines Fleisches, schwer verkanntes Blut meines Blutes. Du bist zwar nur ein Affe, doch giebt es — glaube mir, mein Kind — noch viel einfältigere Geschöpfe, Wesen, dergestalt beschränkt, daß sie nur mit knapper Mühe einen Esel von sich selber unterscheiden können! . . . und dabei warf er einen boshaften Basiliskenblick auf Herrn von Printz.

— Narr, rief Jener, dem endlich die Geduld riß, Sie erdreisten sich in Gegenwart Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn . . .

— Will Er wohl gleich sein Maul halten, von Printz? herrschte Friedrich Wilhelm. Wer sich mit Andern Späße erlaubt, muß sich dergleichen auch selbst gefallen lassen. Merke Er sich das ein für allemal, von Printz. Der Gundling da ist wohl dann und wann mein Narr, nie aber der Seinige. Versteht Er mich, von Printz?

— Majestät, stammelte der beschämte Kammerjunker.

— Das Maul halten! unterbrach ihn der König. Ich weiß recht gut, daß er den Gundling nicht leiden mag . . . auch entsinne ich mich recht wohl, weshalb er ihn nicht leiden kann. Spaß aber,

sage ich, muß sein, und wer einen Spaß übel nimmt und Einem Jahrelang deshalb Haß nachträgt, der ist in meinen Augen ... nichts für ungut, Herr von Printz ... ein Hornvieh oder **cornu pecus**, wie der Lateiner sagt.

— O weiser Daniel! O großer Kikero! rief Herr von Gundling und drückte, in Ermangelung dieser Beiden, mit wahrer Affenliebe den **Simia Stentor** an sein Herz.

Dann aber wurde der Affe hinausgeführt.

IX.

Einige Monate nach dieser Affencomödie, (welche Wasser auf der Mühle der Hofdamen und namentlich auf die der buckeligen Gräfin von Knobelsdorf war, die den mißhandelten Freiherrn gründlich verachtete, weil er sie einst, in halbbenebeltem Zustande, ein »verschobenes Parallelepipedon« genannt) befand sich Herr von Gundling wiederum bei Hofe, bei einer jener vertraulichen, ungebundenen, harmlos-heiteren Sitzungen des Tabakcollegiums.

Der König, der an diesem Abende bei ungewöhnlich guter Laune war, sagte zu seinem Hofnarren:

— Heute Morgen habe ich vom englischen Gesandten, Sir Thomas Hotham, der sich im Namen des Parlaments um die Hand meiner Tochter Friederike für den Prinzen von Wallis beworben hat, dieses höchst merkwürdige Geschenk, dieses Elfenbeinhorn erhalten, welches die wunderbare Eigenschaft besitzen soll, daß

seine Töne, gleich denen des Oberon-Hornes, Jeden, der sie hört, unwiderstehlich zum Tanzen hinreißen. Außerdem aber sollen seine Zauberklänge die ganz und gar unerklärliche Wundermacht besitzen, Jedem, der sie zum zweiten Male hört, einen unwiderstehlichen Reiz zum Trinken einzuflößen; selbst die schwächste Natur soll dann so viel vertragen können, daß selbst die ungeheuersten Wein-, Bier- oder Punschmassen nicht im Stande sind, ihn berauscht zu machen. Drittens soll dieses Wunderhorn, das der König von England — beiläufig erwähnt — von einem abtrünnigen Hindu-Priester erhalten, der es einer der heiligen Pagoden zu Chandernagor gestohlen hat — drittens, sage ich, soll dieses köstliche, unbezahlbare Wunderhorn die Zauberkraft besitzen, Jedem, der seine Töne zum dritten Male hört, die geheimsten Gedanken seiner Seele zu entreißen, ihn zu zwingen, Alles, was er sonst nur in der tiefsten Tiefe seines Herzens zu denken wagt, unumwunden auszusprechen. Heute, Kinder, wollen wir, wenn's Euch gefällt, mit diesem Horne den ersten Versuch anstellen, um uns zu überzeugen, ob diese Macht, die man ihm zuschreibt, ihm wirklich eigen ist. Wer von Euch will zuerst darauf blasen?

— Ich! Ich! Ich! riefen Alle wie aus Einem Munde.

Um Keinen von Euch zurückzusetzen, soll das Loos entscheiden. Jeder von uns schreibe seinen Namen auf ein Blättchen Papier. Einer unter Euch mag dann die Blättchen einsammeln und in einen Hut werfen, aus dem dann ein Anderer den Namen desjenigen herauszieht, der uns Etwas vorblasen soll.

Gesagt, gethan! In einem Nu waren die Stimmen eingesammelt, im zweiten Nu im Hute herumgeschüttelt, und im drit-

ten Nu ein Blättchen gezogen, auf dem Gundlings Name stand.

— Er also, lieber Gundling, soll unser Blasebalg sein! Nun gut denn! Aufgestanden, Kinder, Tische und Stühle bei Seite geschoben, damit wir Platz zum Tanzen erhalten. Hier, Gundling, ist das Horn!

— Sire, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Horn geblasen ... ich verstehe es nicht ...

— Einerlei! blase Er frisch drauf los ... das Uebrige findet sich.

Der Oberceremonienmeister nahm das geheimnißvolle Horn und setzte es an seinen Mund. Das Tabakcollegium umringte ihn und lauschte mit gespannten Ohren den Zaubertönen, die zum Vorschein kommen sollten. Gundling probirte, brachte aber keinen Ton hervor.

— Nun, wird's bald? fragte die ungeduldige Majestät.

Da endlich schlug der erste Ton an ihr entzücktes Ohr. Ihre Blicke verschlangen die komisch verzerrten Züge des ungeübten Hornbläsers und ihre Mienen horchten still und andächtig einer ohrzerreißenden Musik, die, aus einzelnen, abgerissenen Tönen bestehend, wie das Blasen des Feuerkalbes klang. Gundlings Gesicht, das von der ungewohnten Lungenanstrengung Anfangs puterroth geworden war, färbte sich allmälig und spielte immer mehr und mehr ins Schwärzliche hinüber, so zwar, daß es endlich so schwarz wie ein halbgewichster Stiefel wurde, denn in dem Horne, in das er nun so herzhaft hineinstieß, als ob er mit den Tönen desselben die Mauern von Jericho untergraben wollte, war, wie jeder unserer Leser wohl gleich errathen hat, eine Fülle von Kaminruß aufgehäuft, der ihm beim Blasen ins Gesicht flog. Die

kohlschwarze Visage, von der langen schneeweißen Perücke eingerahmt, verlieh seiner ohnehin komischen Physiognomie einen dergestalt burlesken Anstrich, daß die ganze Sippschaft — die vom König schon vorher in die Mysterien dieses Scherzes eingeweiht worden war — in ein ungeheures Gelächter ausbrach und gleich darauf — um den Narren glauben zu machen, daß das Horn wirklich die angerühmte Zaubermacht besitze — wie toll umherzuspringen anfing und so — ohne es zu wollen — eine Art von Bären-Quadrille aufführte, in welcher der muthig fortblasende Baron den köstlichsten aller Kegel bildete. Unter krampfhaftem Gelächter und wahrhaftem Zigeunerjubel umtanzten der König und seine Leute den weißen Mohren, wie einst die Kinder Israels das goldene Kalb, und mußten sich zuletzt Bauch und Hüften halten, um nicht zu bersten vor Lachen.

— Genug, genug! schrie der König, der vom Herumspringen bereits ermüdet war, hör' auf, Gundling, hör' auf; wir müssen uns sonst todttanzen.

Der leichtgläubige Narr hörte endlich zu blasen und das Tabakcollegium zu tanzen auf. Man schöpfte neuen Athem, trocknete den Schweiß, der von der Stirne troff, und war müde, sehr müde.

— Herr Gott von Mannheim, begann der Fürst von Dessau, dieser unwillkührliche Tanzrausch hat meine Kehle so trocken und meine Seele so durstig gemacht, daß ich jetzt durchaus etwas trinken muß.

— Ich auch, ich auch, ich auch! riefen Alle, bis auf den Oberceremonienmeister.

— Und Er, Gundling? fragte der König, der von Neuem zu lachen begann.

— Sire, ich habe einen kannibalischen Durst!

— Wir auch! Wir auch! Wir auch! schrieen die Andern.

— Seht Ihr, das Alles kommt vom Horne! Auch ich, Kinder, fühle einen unbeschreiblichen Durst. Bier her! Punsch her! Schnaps her! commandirte Seine Majestät, welche zu beschließen geruhten, heute Abend ausgelassen lustig zu sein.

— Es lebe der König! rief Herr von Gundling und stieß von Neuem ins Horn, um sich und den Andern noch größern Durst einzuflößen und sie und sich gegen den Rausch und dessen Folgen zu wappnen.

— Vivat! Vivat! schrieen die Andern.

Und nun ging das Trinken los. Unser guter Baron soff wie ein Schwamm: Bier, Punsch und Schnaps durcheinander. Welch' ein Gaudium für einen Säufer seines Schlages! Herr von Printz und Consorten gingen, um ihn schneller betrunken zu machen, noch weiter und gossen, hinter seinem Rücken, in den Krug, aus dem er trank, Schnaps in das Bier. Unser Held, der, sobald er einmal recht im Zuge war, Alles hinuntergoß, was flüssig war, ja der sogar, einmal angetrunken, nichts gemerkt haben würde, wenn man ihm Tinte oder sonst was eingeschenkt hätte, wurde von Minute zu Minute mehr und mehr betrunken.

— Gundling, begann der König, jetzt muß Er uns ein drittes Stückchen vorblasen, damit Jeder von Euch mir seine geheimsten Gedanken offenbare, damit ich auf diese Weise die Wahrheit, das, was Jeder von Euch denkt und fühlt, erfahre...

— Majestät, lallte Gundling, dessen Rausch jetzt den Zündgipfel erreicht hatte, (und in diesem Stadium pflegte er alle Welt,

ja selbst den König, zu dutzen) Ma.. Ma... Majestät... wo hast Du Dein Allerhöchstes Horn?

— Hier, sprach der König, seinem Narren das frischgefüllte Pulvergefäß in die zitternde Hand drückend.

Gundling, von Neuem ins Horn blasend, wurde nun dergestalt angerußt, daß ein Mohrengesicht, dem seinigen gegenüber, schneeweiß erschienen wäre. Die Kaminschwärze lagerte sich fingerdick rings auf sein Antlitz, aus dem sein colossaler Gesichtserker wie ein Rauchfang hervorragte. Dabei war er dergestalt »fertig« — wie es in der Kunstsprache der Säufer heißt — daß er sich fast nicht mehr aufrecht halten konnte. Hin- und herwankend entlockte er dem Horne neue, unbeschreibliche Töne, die, bald wie Feuerlärm, bald wie Nachtwächter-Schnarchen, bald wie Kuhreigen-Parodie und bald wie Thierbuden-Musik klingend, Aller Ohr zerrissen.

— Genug gebrüllt, Feuerkalb! rief der König und riß ihm das Horn vom rußverbrämten Maule weg.

— Herr von Gundling, sagte der Eine, Sie sind besoffen...

— Wie ein Schwein, setzte der Andere hinzu.

— Herr von Gundling, sagte ein Dritter zu ihm, Sie betragen sich in Gegenwart des Königs so gemein und unanständig...

— Daß Sie, fügte ein Vierter mit der verbindlichsten Miene hinzu, Ohrfeigen, oder falls Sie kein Freund von diesen Feigen sind, Maulschellen verdienen...

— Sagen Sie lieber, Fußtritte... Stockprügel...

— Ja, Stockprügel, lallte der Baron, der gar nicht wußte, wovon die Rede war.

— Mann Gottes, raunte ihm Herr von Printz ins Ohr, bei

all' Ihrer Gelehrsamkeit sind Sie ein langweiliges Kameel, ein beispielloser Esel, ein ungeheures Rindvieh . . .

— **Bene, bene, optime!** lallte Gundling schwerzüngig vor sich hin, sich dabei an einer Stuhllehne festhaltend, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

— Gundling! schrie der Monarch, seinen Narren beim Jabot erfassend, Er ist ja wieder **en canaille** betrunken.

— O Friedrich Wilhelm, stotterte Gundling, wenn Du wüßtest . . .

— Na, was denn?

— Wenn Du wüßtest . . . he, he . . . wie dumm . . . wie erzdumm . . . hi, hi . . . mir jeder Mensch vorkommt . . . he, he . . . der so bodenlos . . . nüchtern ist, wie Du, Majestät, Du würdest . . . hi, hi . . .

— Was denn? Was denn?

— Dich gleichfalls besaufen, guter Friedrich, lallte der Narr und schlug dabei dem König auf die Schulter.

— Werft ihn hinaus, den Kerl, befahl der Monarch.

Herr von Printz ließ sich diesen Befehl nicht zwei Mal ertheilen. Er packte den Oberceremonienmeister beim Kragen, schleppte ihn ohne Ceremonie in den Vorsaal hinaus, übergab ihn hier einem Kammerdiener, der ihn einem Lackeien überlieferte, welcher ihn an die freie Luft brachte.

Als er so mitten in der Nacht, ganz allein, nach Hause taumelte, erschrak er plötzlich vor seinem eigenen Schatten, den der Vollmond auf das Pflaster gezeichnet hatte, und schrie so lange »Hilfe! Hilfe«, bis ein in festen Schlaf versunkener Nachtwächter, durch diesen Mordspektakel aufgeschreckt, langsam herbeischlich.

— Was jiebts? fragte der schlaftrunkene Wächter.

— Arretirt diesen Kerl!

— Welchen Keerl . . .

— Den, der mich umbringen will, lallte der Baron und denuncirte seinen Schatten.

— Männecken, ick jlobe jar, Sie seind bedrunken . . .

— Mensch, er untersteht sich, mich für betrunken zu halten? Weiß Er, wer ich bin?

— Ne, Männecken!

— Ich bin der königlich preußische Kammerherr und Oberceremonienmeister Seiner Majestät des Königs . . .

— Unn sonst nischte nichs? fragte der gute Mann, der dies nicht zu glauben schien.

— Präsident der Akademie und Historiograph des Königs . . .

— I der tausend!

— Autor der Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland und des Grafen Richard von Cornwallis . . .

— I wat Sie sagen . . .

— Mit einem Wort: ich bin der Baron Jacob Paul von Gundling . . . kennt er mich nun?

— Ne, Männecken, und wenn Sie mir ooch noch mehr sagen; ick jlob' et Ihnen doch nich, denn Sie seind bedrunken . . .

— Mensch, ich erwürge ihn!

— Männecken, nur keenen Krakeel nicht anjefangen, sonst nehm' ick ihm beim Collet unn bringe ihm uff die Wache.

Diese Drohung hatte ihn im Nu um zehn Grade nüchterner gemacht.

— Schnupfen Sie, mein Herr, fragte der eingeschüchterte

Narr, dem Nachtwächter eine riesengroße, runde Tabaksdose reichend.

— Ne, Männecken!

— Dann wünsche ich Ew. Wohlgeboren, wohl zu schlafen, erwiderte der Kammerherr äußerst gutmüthig und zickzackte weiter.

— Juter Jott! rief Jener, ihm nachblickend, wenn des een Baron ist, so weeß ick nich janz jewiß, ob ick nich een Jraf bin.

Zweihundert Schritte weiter kam Gundling in die Gegend einer Plumpe, deren ziemlich breiten Schatten der Baron für einen Rinnstein, für eine Art von Rubicon ansah, den er überschreiten mußte, um seine Wohnung zu erreichen. Er that zuerst einige Schritte rückwärts, nahm dann einen heftigen Anlauf, sprang endlich mit Einem Satz über diesen eingebildeten Rinnstein und fiel, fünfzig Schritte weiter, in eine wirkliche Gosse.

Armer, bejammernswerther Freiherr von Gundling! Hast Du darum die Universitäten von Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, bist Du darum von Staffel zu Staffel bis zur schwindelnden Höhe eines königlich preußischen Kammerherrn emporgestiegen, damit Du in der Betrunkenheit vor Deinem eigenen Schatten zurückbeben und zuletzt in einem Rinnstein übernachten kannst?!

Als der Baron am andern Morgen erwachte und sich in seinem Bette fand, konnte er sich nicht erinnern, welche unsichtbare Macht ihn aus der kalten Gosse in das warme Federn-Treibhaus verpflanzt hatte. Die einzig deutliche Erinnerung, die von dem gestrigen Rausche in ihm zurückgeblieben, war jenes über alle Beschreibung unangenehme Gefühl, für das unsere Zeit den höchst prosaischen, aber sehr bezeichnenden Ausdruck »Katzenjammer« erfunden hat.

Nachdem er endlich aufgestanden und nach seiner Gewohnheit alsogleich vor seinen Rasirspiegel hingetreten war, um seine Zunge zu besichtigen, stürzte er entsetzt drei Schritte zurück und rief:

— Himmel, welcher Teufel hat mich heute Nacht ins Schwarze übersetzt? Ich bin ein leibhaftiger Mohr, und selbst meine weiße Perücke ist so schwarz wie eine Schuhbürste. Gerechter Gott, was ist mit mir vorgegangen? fragte er sich und beschaute sein Antlitz jetzt ganz in der Nähe.

Als er endlich wahrnahm, daß seine veränderte Gesichtsfarbe nur angeflogener Kienruß sei, fühlte er seit Monden wieder einmal das Bedürfniß, sich rein zu waschen von diesem Schmutze, der, ein wahrer Guano, seit langer Zeit hier aufgespeichert lag.

Nach der Ansicht des berühmten Chemikers Liebig, der den geistreichen Grundsatz aufgestellt hat, daß sich der Culturzustand eines ganzen Volkes wie des einzelnen Individuums nach der Quantität der Seife, die sie verbrauchen, bestimmen lasse, wäre der Freiherr von Gundling damals in der Cultur mindestens um viertausend Jahre zurückgeblieben, denn Cyniker im strengsten Sinne des Worts, kannte er die Seife nur dem Namen nach. Unser Baron wusch sich quartaliter höchstens drei Mal und selbst dann nur sehr oberflächlich. Seine Idiosynkrasie vor dem Waschen war so allgemein bekannt, daß Gräfin von Knobelsdorf, die er einmal um Rath befragte, welche Maske er wählen solle, um auf dem nächster Bal masqué bei Hofe nicht erkannt zu werden, ihm den einfachen Rath ertheilte:

— Sie brauchen sich blos zu waschen; dann erkennen Sie sich selber nicht.

X.

— **Eh bien, ma chère,** fragte eines Abends, als Ball bei Hofe war, die Gräfin von Knobelsdorf ihre Freundin von Tippelskirch, haben Sie noch immer nicht herausgebracht, wie die Auflösung jenes Räthsels heißt, welches der Meister Triboulet *) unseres königlichen Herrn und Gebieters auf seinen Achselklappen trägt?

— Nein, Theuere, bis jetzt bin ich noch nicht so glücklich gewesen, diese fünf Buchstaben zu dechiffriren.

— Nun denn, wenn Sie mir versprechen wollen, das Geheimniß nicht zu verrathen, so will ichs Ihnen, jedoch, wie gesagt, nur unter dem Siegel der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit anvertrauen . . .

— Sie würden mich zur Glücklichsten meiner ganzen Familie machen, wenn Sie mich in dies Mysterium, über das sich der ganze Hofstaat vom Oberhofmarschall bis zum letzten Küchenjungen vergebens den Kopf zerbricht, vertrauensvoll einweihen möchten . . .

— **Eh bien,** Glücklichste derer von Tippelskirchen, erfahren Sie denn, daß diese fünf räthselhaften Buchstaben **W. V. R. M. G.** nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten haben, als . . .

Hier machte das »verschobene Parallelepipedon« — wie sie

*) Name eines häßlichen Hofnarren des Königs Franz **I.** von Frankreich.

einst vom Freiherrn von Gundling getauft worden war — ganz unerwartet Halt.

— Sie spannen mich auf die Folter . . . ich bitte, reden, vollenden Sie . . .

— Nein, Theuerste, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht; ich kann, so gern ich auch wollte, es doch nicht wagen, Sie zur Mitwisserin eines Geheimnisses zu machen . . .

— Weiter, weiter!

— An welchem unserm Herrn mehr zu liegen scheint, als mancher Kurzsichtige unter uns zu vermuthen wagt. Soviel wenigstens darf ich Ihnen sagen, daß . . . ach, meine Liebe, es belauscht uns doch Niemand?

— Niemand, Niemand!

— Soviel also darf ich Ihnen offenbaren, daß jene fünf Charaktere eine Art kabbalistischer Beschwörungsformel enthalten, mit deren Hilfe Sie . . . doch halt, ich gehe schon viel zu weit . . .

— Sie kneifen meine Neugier mit glühenden Zangen . . .

— Aber können Sie denn auch wirklich schweigen?

— Schweigen wie das Grab! betheuerte die von Tippelskirch und erhob ihre Hand, als wollte sie das, was sie soeben gesagt hatte, höchst feierlich beschwören.

— So erfahren Sie denn in Gottes Namen, daß Sie mit Hilfe dieser Beschwörungsformel bei der Königin Alles, ja selbst das, was Ihnen ganz und gar unmöglich scheint, im Nu durchzusetzen vermögen, daß Sie mit Hilfe dieser Kabbala die Königin zur Sklavin Ihres Willens machen und sie zwingen können, sich vor Ihnen im Staube zu beugen.

— Und die Bedeutung dieser fünf Buchstaben? fragte die Tippelskirch, deren Neugier auf glühenden Dornen lag.

Fräulein von Knobelsdorf — dieser leibhafte Mephisto im Unterrock — stand eben im Begriff, ihrer schwer gefolterten Freundin das Geheimniß ins Ohr zu raunen, als sie plötzlich wieder einhielt und ausrief:

— Ach Gott, wie bin ich jetzt erschreckt . . .

— Und weshalb, meine Liebe?

— Still, still! da naht die Königin!

XI.

Sophie Dorothee, die ihre beiden Hofdamen, geheimnißvoll flüsternd, in der Fensterbrüstung erblickt hatte und eben auf sie zuschritt, war, trotz ihrer vierzig Jahre, noch immer eine so einnehmende Schönheit, eine so reizende Persönlichkeit, eine so jugendlich frische Erscheinung, daß sie Jeder, der sie sah, für eine Dame von höchstens 28 bis 30 Jahren hielt. Die Haltung ihres schlanken Körpers war eben so imposant als graziös. In ihrem Auge lag ein Zauber, der so viel Herzgewinnendes besaß, daß sich Alles zu ihm hingezogen fühlte. Ihre von Natur aus etwas kalte, etwas stolze Miene wurde durch ein engelsüßes Lächeln, das ihren frischen, rosigschönen Mund umspielte, gemildert und erwärmt. Ein langer schwanenweißer Hals, ein runder voller Busen, ein wunderschöner Arm und ein langer, schmaler, ächt ari-

stokratischer Fuß vollendete eine Gestalt, in der jeder Zoll etwas wahrhaft Majestätisches besaß.

— Nun, meine Damen, fragte die Königin, warum so ganz allein? Und in welch' ein Gespräch dergestalt vertieft, daß Sie Ihre geistreiche Gesellschaft uns so lange entziehen?

— Majestät, sagte die von Tippelskirch sich tief verneigend, wir sprachen soeben . . .

— Von einem uralten Romane, fügte die Knobelsdorf hinzu, indem auch sie, doch bei Weitem nicht so ehrfurchtsvoll als ihre Freundin, sich verbeugte.

— Und ist es erlaubt, Gräfin, nach dem Titel dieses uralten Romans zu fragen?

— Ihre Majestät haben nur zu befehlen. Wir unterhielten uns von Lesage's »**Diable boiteux**«.

— Und diesen Roman, meine Liebe, nennen Sie uralt?

— Ist man nicht berechtigt, ihn uralt zu nennen, wenn man weiß, daß dieser französische Roman spanischen Ursprungs und eigentlich von Louis Velez de Guevara ist, der eine Novelle gleichen Inhalts unter dem Titel »**El Diablo cojuelo**« schon 1641 zu Madrid erscheinen ließ?

— Ich erstaune, liebe Gräfin, über Ihre bibliographischen Kenntnisse . . .

— Doch ist selbst Guevara, fuhr die gelehrte Hofdame fort, nicht der ursprüngliche Erfinder dieses Romans, denn auch er hat die Idee aus einer viel ältern Quelle, aus Francisco de Santos »**Dia y Noche de Madrid**« geschöpft.

— Welche Gelehrsamkeit! rief die Königin mit jenem Lächeln, durch das sie Aller Herzen zu bezaubern verstand. Mein Herr Ge-

mahl sollte, wenn ihm seine Bibliothek etwas mehr am Herzen läge, unsere geistreiche Gräfin von Knobelsdorf, die in der Bücherkunde so sehr bewandert ist, zum Präfecten seiner Bibliothek ernennen . . .

— Ihre Majestät sind allzugnädig, entgegnete die kleine Buckelige mit etwas frostigem Lächeln.

— Und wie gefällt Ihnen dieser »hinkende Teufel«? fragte die Königin zur Tippelskirch gewendet.

Die gute Dame, die vom »**Diable boiteux**« in ihrem ganzen Leben nichts gelesen und gehört hatte, sah sich durch diese anscheinend harmlose Frage in nicht geringe Verlegenheit gestürzt. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Gräfin von Knobelsdorf, die ihre Freundin so leicht aus dieser Schlinge hätte befreien können, weidete sich statt dessen an deren Verlegenheit.

— Sie zögern mit Ihrem Urtheil? . . . Sie schweigen? . . . Ei, gefällt er Ihnen nicht?

— Wer denn, Majestät, fragte die arme Tippelskirch, die der Schreck ganz consternirt hatte.

— Ei nun, Asmodi . . .

— Welcher Asmodi?

— Ihre Majestät, nahm Fräulein von Knobelsdorf das Wort, meinen den hinkenden Tenfel, den Helden des Romans. . .

— Ach den . . . Verzeihung, Majestät, der Name dieses dummen Teufels war mir entfallen . . .

— Wie, liebe Tippelskirch, fuhr die Königin fort, Sie finden diesen Asmodi dumm?

— Sehr dumm! betheuerte die gute Frau, die, nachdem sie

einmal A gesagt, nicht dabei stehen bleiben durfte und nun auch B sagen mußte.

— Wie sehr der Geschmack doch verschieden ist, meinte Sophie Dorothee, mir ist dieser »Diable boiteux« höchst geistreich erschienen. . .

— Auch mir, Majestät, und darüber stritt ich eben vorhin mit meiner lieben Freundin, die, wie manche Andere, diesem Eheteufel durchaus keinen Geschmack abgewinnen kann. De gustibus non est disputandum.

— Ah, Sie sprechen sogar Lateinisch . . .

— Ich lese nichts lieber als Juvenals Spottgedichte und beschäftige mich jetzt mit einer metrischen Uebersetzung der Satyren des Persius . . .

— Meine kleine Knobelsdorf ist, wie ich mich erst heute überzeuge, ein wahrer Ausbund von Gelehrsamkeit. Die Akademie sollte Sie in die Reihe ihrer Mitglieder aufnehmen. . .

— Gestatten mir Ihre Majestät das aufrichtige Bekenntniß, daß eine Akademie, welche die Thorheit begehen konnte, einen Gundling zu ihrem Präsidenten zu erwählen, mir blutwenig Achtung einflößt . . .

— Ach, rief die Königin, fast schmerzlich berührt, so gehören auch Sie zu den Feinden dieses vielverlästerten Mannes?

— Ich verachte ihn aufs Allergründlichste, gestand das »verschobene Parallelepipedon«.

— Und darf man fragen, warum?

— Aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieser soi-disant Baron, trotz all' seiner Gelehrsamkeit, ein trockener, langweiliger Pedant und noch obendrein ein eingebildeter, unerträglicher Narr ist.

— Gräfin, sagte die Königin in ihrer bekannten Gutmüthigkeit, Sie fällen über diesen Mann, der, trotz mancher Schwäche und Lächerlichkeit, doch auch viele gute, ehrenwerthe Eigenschaften besitzt, ein sehr hartes, liebloses Urtheil . . .

— Ich rede gern, wie ich denke, Majestät. Neulich, als er, wie gewöhnlich, wieder einmal stark benebelt war, erzählte er einem Bekannten des Herrn von Printz, daß ihm, während seines Aufenthaltes in England, ein liederliches Frauenzimmer, eine Zigeunerin, aus den Linien seiner Hand Etwas geweissagt habe, das so einfältig und unnatürlich ist, daß ich nicht den Muth habe, es Ihrer Majestät mitzutheilen . . .

— Erzählen Sie, erzählen Sie, bat die Königin, deren Neugier dadurch aufgestachelt war.

— Werden Ihre Majestät aber auch nicht zürnen? fragte die kleine Buckelige, welche außer ihrer classischen Bosheit auch die romantische Neigung besaß, alle Leute entsetzlich neugierig zu machen.

— Ich kenne das Gefühl des Zürnens nur dem Namen nach . . . Sie dürfen also ganz unbesorgt sein . . .

— So vernehmen denn Ihre Majestät, daß jene Zigeunerin . . . wenn nämlich unser soi-disant Baron anders nicht gelogen . . . ihm ernstlich prophezeiht haben soll . . .

— Nun was denn, was denn?

Gräfin von Knobelsdorf bekam jetzt, um die Königin noch ein paar Augenblicke auf der Folter der Neugier auszuspannen, einen kurzen Husten, den sie bei solchen Gelegenheiten so natürlich zu erkünsteln verstand, daß Jeder, der ihn hörte, die arme Frau aufrichtig bedauerte, weil man sie in hohem Grade für schwindsüchtig hielt.

— Ach der vermaledeite Husten ...

— Arme Gräfin! bedauerte die Königin, die ganz Mitleid war.

— Der Elende wird mich noch unter die Erde bringen ...

— Sprechen Sie vom Herrn von Gundling? ...

— Ach nein, Majestät, ich spreche von meinem Husten ...

— Gottlob, daß er so schnell vorübergegangen! Nun erzählen Sie aber auch recht rasch, was jene Zigeunerin Ihrem Feinde prophezeit hat ...

— **Eh bien**, jene Gipsy ... dort zu Lande heißen die Zigeunerinnen Gipsies ... eine Gipsy also soll ihm geweissagt haben: eine Königin ... hört, hört! eine Königin ... werde ... ich bitte Ihre Majestät, ja nicht ohnmächtig zu werden ... sich sterblich in ihn verlieben ...

— Und sonst nichts? fragte Sophie Dorothee, die etwas Anderes erwartet hatte.

— Ei, wäre denn das nicht schon hinreichend genug? Eine Königin, die sich in einen so alten, häßlichen Narren verlieben könnte ... **ah mon Dieu, mon Dieu, quel horreur!**

— Und doch wäre dies gar nicht so unmöglich! Denken Sie, liebe Gräfin, an Maria Stuart zurück. Sie, um die sich alle Großen Englands bewarben, verschenkte ihre Gunst einem schon ziemlich alten und nichts weniger als schönen Lautenspieler, einem David Rizzio ...

— O, Königin, zürnen Sie mir nicht, wenn ich zu sagen wage, daß jene leichtsinnige Stuart schon dieses Davids wegen, der nicht einmal adelig gewesen ist, ihr trauriges Schicksal verdient hat ...

— Und dennoch, seufzte Sophie Dorothee voll echt weiblichen Mitleids, habe ich diese unglückliche Marie und diesen ihr so treu ergebenen Rizzio schon in meiner zartesten Kindheit bedauert. ... Sehen Sie, Gräfin, ich bin nun einmal sehr mitleidiger Natur und fühle fremdes Leid so tief, wie eigenes. Auch der arme Gundling dauert mich ...

— Und weshalb? fragte die herzlose Hofdame fast erzürnt.

— Weil mancher Schwachkopf, der nicht würdig ist, die Riemen seiner Schuhe zu lösen, sich berechtigt glaubt, ihn ungestraft zum Sündenbock seiner rohen Späße herabziehen zu dürfen ... Ich sage Jedem, der es hören will, daß dieser Baron von Gundling, trotz mancher Lächerlichkeit, mir doch immer noch weit ehrwürdiger als mancher jener jungen Hofgecken erscheint, die auf ihr junges, geistloses Lärvchen tausendmal eingebildeter als die greisesten Helden auf den schönsten ihrer Siege sind. Mag Herr von Gundling immerhin Pedant sein, er bleibt doch immer ein gelehrter Mann, der Etwas geleistet hat... Doch um nun wieder auf Ihre Uebersetzung des Persius zurückzukommen, wie weit sind Sie mit dieser Arbeit bereits vorgerückt?

— Ich bin heute Morgen bei dem Verse stehen geblieben:

»Qui non pudet ad morem distincti vivere Nattae.«

— Und wie lautet dieser Vers ins Deutsche übertragen?

— »Der sich nicht schämt so unanständig zu leben wie Natta.«

— Und wer war wohl jener Natta?

— Ein berüchtigter Taugenichts, ein arger Cyniker, eine Art von Gundling.

— Sie sind doch weit boshafter, als ich geglaubt habe; doch Achtung vor Ihrer Gelehrsamkeit! Wär' ich nicht die glückliche Gattin

Friedrich Wilhelms, dann möchte ich Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf sein, sprach Ihre Majestät in einem Tone, der halb wie Ernst und halb wie Ironie klang; dann nickte sie freundlich und . . . entfernte sich.

XII.

Gräfin von Knobelsdorf war, wie unser Leser schon längst wahrgenommen haben wird, der Typus jener Race von Hofdamen, die, auf jede Frage gefaßt, niemals in Verlegenheit kommen, die eben so geistreich als boshaft, eben so schwatzhaft als klatschüchtig sind. Eingebildet auf ihren uralten Adel, dessen Ursprung Gott weiß wie weit hinauf stieg, war sie eine abgesagte Feindin aller Wesen bürgerlicher Abkunft, die sie, en masse betrachtet, nie anders als Plebs oder Crapule zu nennen geruhte. So groß war ihr Abscheu vor dem Bürgerthume, daß sie mehr als ein Mal gesagt: sie wolle nach ihrem Tode lieber mit Adeligen in der Hölle, als mit bürgerlichem Lumpengesindel im Himmel zusammenleben. Etwas aber, wodurch sie sich von Allen ihres Gleichen auffallend unterschied, war ihr Wissen. Fräulein Athenais hatte im Hause ihrer Eltern eine wahrhaft classische Bildung erhalten und bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre Unterricht im Griechischen und Lateinischen genossen, so, daß sie, wie jene abenteuerliche Schwedenkönigin Christine, schon im sechszehnten Jahre den Thukydides und Polybius in der Ursprache verstehen konnte. Auch in allen

Sphären der Mathematik war sie dergestalt gut bewandert, daß sie den alten Heiden Euklid besser als ihr Vaterunser auswendig wußte. Ihr Lieblingsstudium war Geschichte, ihr Steckenpferd Genealogie und Heraldik. Das Fräulein kannte Ursprung und Wappen aller adeligen Geschlechter Europa's. In ihren Erholungsstunden las sie nichts lieber als Satyren und Epigramme. Und gleichwie der heilige Chrysostomus nie ohne ein Lustspiel des Aristophanes zu Bette ging, so konnte unsere profane Gräfin Kunigunde nie ohne ihren Liebling Juvenal einschlafen. — Mutter Natur, die den Geist des Fräuleins mit so reichen Gaben verschwenderisch ausgestattet, hatte deren Körper dagegen so stiefmütterlich behandelt, daß unsere geistvolle Gräfin ein Urbild aller Häßlichkeit und eben deshalb bis jetzt — wo ihre Lebenssonne im Thierkreise die Station des Steinbocks d. h. drei Viertheile ihres Laufes zurückgelegt hatte — Jungfrau, keusche Jungfrau geblieben war. Schief und buckelig, verwelkt und runzelig, hatte ihr das freche Lackeienvolk den Spitznamen der »alten Hof-Pomeranze« gegeben. Gleich allen alten gelehrten Jungfern hatte sie sich das Laster des Tabakschnupfens in so hohem Grade angewöhnt, daß sie, wie jener berühmte Florentiner Magliabecchi, weit leichter ohne Speise und Trank, als ohne Schnupftabak leben konnte. Unter all' diesen Umständen war es leicht erklärlich, daß Fräulein von Knobelsdorf Alles haßte, was Mann hieß; doch keiner von allen Männern war ihr mehr verhaßt, als Herr von Gundling aus jener Ursache, die unserm Leser bereits bekannt ist. Die ganze Liebe ihres langsam verblutenden Herzens hatte sie, seit Jahren, auf eines jener Geschöpfe übertragen, die in der Terminologie der Naturgeschichte »**canis fricator**« und im gewöhnlichen Leben: »gemeiner Mops« ge-

nannt werden. Dieses glückliche, beneidenswerthe Thier, das — vermuthlich nach einem ihrer gräflichen Urahnen — Menelaus hieß, war ihr Abgott, den sie beständig mit sich herumschleppte. Dieser Mops, fast so boshaft wie seine mütterliche Pflegerin, knurrte und kläffte den ganzen langen lieben Tag und war in dem Aberglauben befangen, der Himmel habe manchem Manne nur darum Waden verliehen, damit er — nicht der grundgütige Himmel, wohl aber der abscheuliche Menelaus — sich darin nach Herzenslust verbeißen könne.

. . . .

. . . .

Eines Nachmittags, als Gräfin von Knobelsdorf, mit einem großen Sonnenschirme bewaffnet, in Begleitung ihres knurrenden Zöglings in den melancholischen Alleen des Schloßgartens zu Potsdam lustwandelte, führte der heimtückische Zufall den Freiherrn von Gundling ihr in den Weg. Der Oberceremonienmeister, der an diesem Tage, ganz gegen seine Gewohnheit, einmal vollkommen nüchtern war, wärmte sich wie ein gespreizter Pfau in den Strahlen einer matten Maisonne, als er seine buckelige Feindin und, als Vorläufer derselben, ihren vierfüßigen Cicisbeo, Herrn Menelaus, erblickte. — Da kommen meine Todfeinde, murmelte er in den unrasirten Bart hinein. Beide Herrschaften — er und sie — sind mir dergestalt zuwider, daß ich — beim ewigen Zeus! — Beide nicht riechen kann. Sie — die alte Schachtel — ist die zu Fleisch gewordene Bosheit, die verkörperte Malice und Er — ihr wahres Ebenbild — ein ganz gewöhnlicher Mops, der sich mehr einbildet, als manch' türkisches Windspiel; der Kerl hat, wie seine Busenfreundin, eine aristokratische Abneigung gegen Waden bürgerlicher

Herkunft . . . die Bestie scheint es zu riechen, daß Unser Einer nicht sechszehn Ahnen hat . . .

— **Fi donc**, näselte Fräulein von Knobelsdorf in sich hinein, dort naht des Königs Hofnarr, dieser Misthaufen in Kammerherren-Livree, diese Düngergrube in Uniform, an deren Seite ein Degen baumelt, der zu dieser traurigen Don Quixote-Gestalt wie eine Herkules-Keule zu einem lächerlichen Zwerge paßt. Der unverschämte Mensch grüßt mich. Ich weiß nicht, ob ich ihm danken oder so thun soll, als ob ich seinen Gruß gar nicht bemerkt hätte. Dieses Bürgerpack glaubt das Recht zu haben, Jeden grüßen zu dürfen . . . Nun, meinetwegen! Ich aber danke ihm nicht . . .

— Diese alte Mumie, diese Encyclopädie aller Häßlichkeiten, dieses wandelnde Antikenkabinet, thut gerade so stolz und hochnäsig wie ihr Mops, dieses vierbeinige Scheusal, das ich nicht ansehen kann, ohne einen unwiderstehlichen Reiz zu fühlen, ihm das Genick zu brechen, brummte Gundling.

Beide waren sich jetzt so nahe gekommen, daß Eines dem Andern nicht mehr ausweichen konnte.

— Fräulein, begann unser Baron, seinen Hut lüftend, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.

Die Gräfin nickte äußerst kühl mit ihrem schiefen Kopfe und erwiderte keine Sylbe; ihr kurzgeschweifter Cavaliere servente aber fing bereits leise zu knurren an.

— Ist es erlaubt, Gräfin, sich nach Dero Befinden zu erkundigen?

— So so, lautete die ganze Antwort.

Signor Menelaus aber, der es zu ahnen schien, wie lästig

seiner Dame die Begegnung mit dieser »zweibeinigen Pfütze« war, fing immer stärker zu bellen an.

— Willst Du wohl schweigen, kleine Bestie! rief Herr von Gundling.

— Bestie? wiederholte die von Knobelsdorf sehr pikirt.

— Thierchen, wollte ich sagen.

Meister Mops aber, der jene Injurie verstanden und übel vermerkt zu haben schien, fing nun noch fürchterlicher zu kläffen an und war nicht mehr zu beruhigen.

— Hübsch artig sein, junger Herr, sagte der Baron und versetzte dem kleinen Kläffer einen möglichst graziösen Fußtritt.

Canis fricator, durch diese neue Beleidigung schwer gereizt, sprang zu Gundlings Waden hinauf und machte von seinen Zähnen Gebrauch.

— Au, au! schrie unser Held.

— Wau, wau! klaffte das bissige Thier.

— Ha, ha! lachte das Fräulein.

— Sie lachen? Wissen Sie, Gräfin, daß die Bestie mich gebissen hat?

— Ach nein, er thut nur so ...

— Die Bestie beißt, sag' ich Ihnen, schrie er, zog — vielleicht zum ersten Male in seinem ganzen Leben — seinen rostigen Degen aus der Scheide und versetzte dem zudringlichen Hunde einen leichten Hieb mit der flachen Klinge.

— Elender! rief die Gräfin, Sie wagen es, meinen Menelaus zu schlagen?

— Gott bewahre ... ich thue nur so, fuhr Gundling fort und hieb auf den Hund, der immer neue Versuche zum Beißen

machte, jetzt dergestalt ein, daß er aus Leibeskräften zu winseln und zu heucheln begann.

Diese herzzerreißenden Töne entflammten die Wuth der Gräfin. Sie konnte und wollte nicht länger müßige Zeugin dieser Demüthigung ihres vielgeliebten Menelaus sein, und gleich darauf entwickelte sich ein so seltsam komischer Dreikampf, daß wir uns den Pinsel eines Peter Laar oder die Feder eines Cervantes wünschen, um diese Scene naturgetreu ausmalen zu können. Die kleine giftige Spinne kehrte rasch ihren Sonnenschirm um und schlug mit dem langen Stiele auf den Rücken des diese Prügel mit dem linken Arme abwehrenden Oberceremonienmeisters, dessen rechter Arm mit dem Degen in wahrer Berserkerwuth auf den auch seinerseits wüthend gewordenen Hund dermaßen dreinschlug, daß dem halbmassacrirten Abgott, dem windelweich geprügelten Mopse, endlich Hören und Sehen verging.

Es wäre leicht möglich gewesen, daß dieser Dreikampf, der von Minute zu Minute mit größerer Erbitterung geführt worden war, endlich mit einer blutigen Katastrophe, mit der Ermordung eines dieser drei Duellanten geendigt hätte, wäre nicht noch zu rechter Zeit ein Deus ex machina in der Person eines königlichen Kammerjägers dazwischen gesprungen, um diesem tragikomischen Katzen-, Hund- und Stiergefecht ein Ziel zu setzen.

Der halb todtgeprügelte Mops streckte alle Viere von sich und keuchte wie ein Wesen, das eben sein Bischen Geist aufgeben will. Mit Hilfe zweier herbeigerufenen Gärtnerbursche wurden er und die ohnmächtige Gräfin auf ihre Zimmer getragen. Freiherr von Gundling aber steckte mit spanischer Gravität seinen ruhmgekrönten

Degen in die Scheide und stelzte stolz von dannen, indem er leise einen Vers aus dem Persius vor sich hinbrummte:

— **Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.**

(»Diesen Tag, o Macrin, bezeichne mit glücklichem Steine.«)

XIII.

Acht Tage später erschien Athenais Kunigunde Gräfin von Knobelsdorf, Ehrenfräulein Ihrer Majestät der Königin, in der Stadt und selbst bei Hofe in tiefster Trauer. Ihr Mops hatte das Zeitliche gesegnet.

XIV.

Seit dem Tode jenes Menelaus, dessen »unersetzlichen Verlust« unsere alte Hofdame wie jener Graf Clermont seinen Lieblingshund Citron ein ganzes halbes Jahr zu betrauern beschloß, seit dem Tode dieses »Unvergeßlichen« hatte sie bei den Manen ihrer achtundzwanzig Ahnen das Gelübde gethan, nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis sie sich an dem Mörder ihres »Freundes« eclatant gerächt, bis sie ihn ganz und gar vernichtet habe. Seit jenem Gelübde war ihr kein Mittel zu schlecht, keine Lüge zu plump, keine Verleumdung zu groß, sobald sie ihr geeignet schienen, »den Räu-

der ihres Glücks« in's Verderben zu stürzen. Einer der eifrigsten Theilnehmer an der Ausführung ihres Racheplanes war jener junge Herr von Printz, dessen ganzer Haß auf Gundlings bekannte Horn-Anspielung fußte.

Als Herr von Printz, von der Gräfin schriftlich eingeladen, sie eines Morgens besuchte, erfaßte sie einen Knopf seiner Uniform und fragte mit der Naivetät eines sechszehnjährigen Mädchens, mit niedergeschlagenen Augen und jungfräulich verschämtem Lächeln:

— Was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Sie zum Mitwisser eines Geheimnisses mache, das mir seit Monden das Herz abdrückt?

— Das Herz abdrückt? wiederholte er sichtbar erschreckt, denn er glaubte, die alte Mumie wolle ihm ein Liebesgeständniß machen.

— Sie brauchen nicht zu erschrecken, denn jenes Geheimniß betrifft weder Sie noch mich.

— Ah! rief Herr von Printz, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel. Und darf man wissen, auf wen es sich bezieht?

— Eben deshalb habe ich Sie zu mir eingeladen, Herr von Printz. Dieses höchst wichtige, dieses höchst einflußreiche, aber auch höchst gefährliche Geheimniß, Herr von Printz, betrifft — eh bien, rathen Sie einmal, wen, Herr von Printz.

— Reizende Sphynx, ich habe durchaus keine Anlagen zum Oedyp . . .

— Und doch liegt das Räthsel Ihnen eben so nahe als mir . . .

— Es spielt also bei Hofe!

— Errathen, mein scharfsinniger Herr von Printz! Das Geheimniß, das ich in Ihr verschlossenes Herz ausgießen will, Herr

von Printz, betrifft erstens unsern gemeinschaftlichen Feind Gundling und zweitens . . .

— Zweitens?

— Eine Person, die . . . ich bitte, ja nicht zu erschrecken, Herr von Printz . . .

— Rasch, rasch . . . ich bin auf's Schlimmste gefaßt . . .

— Eine Person, welche . . . o Schmach, daß ich es sagen muß . . . die Königin ist . . .

— Die Königin? wiederholte Herr von Printz ganz verblüfft . . . ich bitte, reden Sie . . .

Aber statt der Antwort heuchelte die Gräfin ihr altes Uebel.

— Ach der verdammte Husten! Wollen Sie glauben, Herr von Printz, daß ich heute Nacht kein Auge geschlossen . . .

— Bedaure unendlich, aber das Geheimniß, das Geheimniß . . .

— Nur Geduld, Herr von Printz. Lassen Sie mich arme Frau doch erst aushusten . . .

— Husten Sie zu, Gräfin, ich gehe unterdessen und will später wiederkommen . . .

— Bleiben Sie, Herr von Printz! Ach Gott, Ihr Männer habt doch gar kein Mitleid! Wir sind also stehen geblieben, Herr von Printz?

— Bei der Königin . . .

— Eh bien, was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Ihnen von der Königin ein Geheimniß anvertraue?

— Du lieber Himmel, da sind Sie wieder da, wo Sie angefangen haben. Ich gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen. Wünschen Sie vielleicht einen Kuß?

— Das weniger, Herr von Printz . . .

— Nun zum Teufel, was denn?

— Ihre Cavalier-Parole, Herr von Printz, Ihr Ehrenwort, Herr von Printz, daß Sie weder mich, noch mein Geheimniß je verrathen wollen.

— Ich schwöre!

— Nun denn, so vernehmen Sie, Herr von Printz, daß unsere gute Königin, die bei allen Damen ihres Hofes als Vorbild aller Tugenden, als Musterspiegel gilt, so tief gesunken ist, Herr von Printz, sich, rathen Sie, Herr von Printz, in wen zu verlieben?

— In Gundling???

— Schreien Sie nicht so laut, Herr von Printz, denn die Wände dieses Schlosses haben Ohren . . . **Eh bien**, Herr von Printz, was sagen Sie zu dieser Geschmacks-Verirrung . . . was halten Sie von diesem Skandal?

— Knobelsdorf, rief er unwillig, ich glaube es nicht . . .

— Herr von Printz, so sprach auch ich. Jetzt aber, wo ich die feste Ueberzeugung gewonnen habe, daß es kein leeres Hofgeschwätz, sondern volle, traurige, tief empörende, himmelschreiende Wahrheit ist, jetzt hieße zweifeln nichts Anderes als sich selbst belügen wollen, Herr von Printz . . .

— Und wer, um des Himmels Willen, hat den Muth gehabt, Sie in das Geheimniß dieser frevelhaften Liebe einzuweihen?

— Die Königin selbst . . .

— Wann, wo und wie? fragte Herr von Printz auf dem Gipfel des Erstaunens.

— Beim letzten Hofballe lenkte ich in Gegenwart der Tippelskirch absichtlich das Gespräch auf den eitlen Narren Gundling, um

unserer strengen Heiligen eine irdische Falle zu legen. Ich erzählte ihr das, was Sie mir erzählt hatten . . .

— Die Weissagung der Zigeunerin . . .

— Und statt darüber zu erstaunen und in Zorn zu gerathen, fragte sie mit der unschuldigsten Miene der Welt: »Und sonst nichts, Gräfin von Knobelsdorf.« Dann gestand sie, daß sie Herrn von Gundling aufrichtig bedaure, und daß mancher Dummkopf, der sich berechtigt glaube, ihn zur Zielscheibe seiner rohen Späße zu machen, nicht würdig sei, die Schuhriemen dieses Mannes aufzulösen. Sagen Sie es Jedem, der es hören will, sprach die Königin, daß dieser Baron von Gundling mir ehrwürdiger als mancher junge Hofgeck erscheint, der auf sein junges, geistloses, nichtssagendes Lärvchen tausend Mal ingebildeter als mancher Held auf seinen Lorbeer ist.

— Das hat die Königin, fragte Herr von Printz, der, wie jeder Geck, Alles auf sich bezog, wirklich gesagt?

— Die Knobelsdorfe lügen nicht, erwiderte die Buckelige mit reifrockartigem Stolze.

— Ah, nun glaube ich Alles, was Sie mir gesagt haben; ja ja, nun bin auch ich überzeugt, fest überzeugt, daß die Königin, dieser Ausbund weiblicher Tugend, diese Scheinheilige, in diesem Gundling einen Narren gegessen . . . daher die große, unerklärbare Gunst, in der er beim Könige steht . . . daher all' diese Titel und Würden, die das Füllhorn der königlichen Huld auf das Haupt dieses »Federfuchsers« ausstreut, der bei all seiner Gelehrsamkeit ein Narr . . .

— Und bedenken Sie, Herr von Printz, nicht einmal von adeliger Abkunft ist! fügte das Fräulein hinzu.

— Unerhört! Unerhört! Was aber haben Sie beschlossen?

— Sie fragen noch? Seinen Untergang! rief die Enkelin der achtundzwanzig Ahnen und betonte diese beiden Worte mit melodramatischer Schärfe.

— Ja, nieder mit dem Narren! Nieder mit dieser bürgerlichen Canaille! Wie aber, beste Knobelsdorf, wollen Sie es anfangen, ihn zu stürzen?

— Das, Herr, laßt unsere Sorge sein, entgegnete sie mit tragischem Pathos.

— Und was kann ich beitragen, seinen Sturz zu beschleunigen?

— Viel, sehr viel, doch sollen Sie dies erst später erfahren, sagte das Fräulein von Knobelsdorf und gab dem Herrn von Printz durch Pantomime zu verstehen, daß er nun entlassen sei.

XV.

Wir kehren zu unserm Helden zurück.

Die traurigste Zeit für den lustigen Rath Sr. Majestät des Königs war der Herbst, den Friedrich Wilhelm gewöhnlich in Wusterhausen zubrachte, wo er sich, umgeben von seinen Generalen, Ministern und den Gesandten der auswärtigen Höfe, den Freuden der höhern und niedern Jagd hingab.

Um diese Zeit war einer der Lieblingsoffiziere des Königs von Paris nach Berlin zurückgekehrt. Am Hofe des Soldaten-Königs

war es so sehr Mode, alle Menschen nur nach ihrer körperlichen Größe zu schätzen, daß die geistige Größe fast nie in Betracht gezogen wurde. Auf die Frage Sr. Majestät, wie ihm Ludwig XV. und die königliche Familie gefallen habe, antwortete der General:

— Ach, Majestät, lauter kleines Zeug! Keiner mißt über fünf Fuß!

Zur Feier der Anwesenheit des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth und auch jenem Generale zu Ehren veranstaltete Friedrich Wilhelm auf seinem Lustschlosse zu Wusterhausen eine große Parforcejagd, bei der sein Spaßmacher — obgleich Herr von Gundling ein abgesagter Feind aller Nimrode war — durchaus nicht fehlen durfte.

An diesem Tage, an dem der Enkel des großen Kurfürsten wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune war, versprach er seinen Gästen, Abends nach der Heimkehr von der Jagd, ein ergötzliches Schauspiel, ein noch nie dagewesenes »Plaisir«, eine köstliche Ueberraschung.

Kurze Zeit vorher hatte der Monarch in einer Lebensbeschreibung der Tochter Gustav Adolphs von Schweden gelesen, daß Königin Christine einst — im Jahre 1650 — in einer Anwandlung muthwilligen Humors einen der berühmtesten Gelehrten jener Zeit den weltgefeierten Professor Salmasius (dem der Cardinal von Richelieu den Staatsrathtitel, den Sanct Michaelorden und eine große Pension angeboten hatte, um ihn zu bewegen, eine Anstellung in Frankreich anzunehmen, der aber lieber einem Rufe nach Stockholm gefolgt war), ihren ausgezeichneten Gast, welcher — gleichgroß als Theolog und Jurist, als Mediciner und Philosoph — der Hei-

land weiß wie viel todte Sprachen verstand, mit einem Worte, dieses nec plus ultra von Gelehrsamkeit, zu bewegen, in Gemeinschaft mit einem nicht minder interessanten Gaste, dem hochgelahrten Professor und Bibliothekar Marcus Meibomius von Copenhagen, in possirlichem Costüme eine Sarabande — eine Art Ecossaise — zu tanzen. Dieser überaus närrische Einfall war dem Könige von Preußen so außerordentlich komisch erschienen, daß er sich das Versprechen gegeben hatte, sich bei Gelegenheit einen ähnlichen Genuß zu verschaffen. Seine Majestät, gewohnt, das, was Sie sich selbst versprachen, stets zu halten, geruhten zu beschließen, Allerhöchst Ihren Plan heute zur Ausführung zu bringen.

Nach beendigter Jagd sagte der König zu seinem Oberceremonienmeister:

— Gundling, will Er uns einen Gefallen erweisen?

— Mit tausend Freuden, Majestät, erwiderte der gelehrte Herr, der viel zu servil war, um nicht jeden Wunsch des Königs zu erfüllen.

— Ich habe mir sagen lassen, Gundling, daß Er ein ausgezeichneter Tänzer sei.

— Ich? Wer hat Ew. Majestät dies Geheimniß offenbart?

— Meine Tochter, Prinzessin Friederike, die es von ihrer Hofmeisterin erfahren hat . . .

— Majestät, ich schwöre bei allen Göttern des Olymps, daß man Prinzessin Tochter schmählig belogen hat . . . ich habe seit dreißig Jahren nicht mehr getanzt . . .

— Das ist nicht wahr, Gundling. Er soll im verflossenen Winter auf dem letzten Maskenballe bei Hofe, mit der Baronin von Tippelskirch eine Menuet getanzt haben, so ausgezeichnet schön, daß

der französische Gesandte erklärt haben soll, er habe diesen Tanz selbst am Hofe des vierzehnten Ludwigs nicht so graziös ausführen sehen, als von meinem Kammerherrn und Oberceremonienmeister.

— Von mir???

— Von Ihm, Gundling! O geb' Er sich keine Mühe, mir und Anderen ableugnen zu wollen, daß Er der ausgezeichnetste Menuettänzer meines ganzen Hofes ist. Prinzessin Friederike und der Kronprinz haben uns nach Wusterhausen begleitet, um Ihn heute Abend tanzen zu sehen . . .

— Sire, ich werde nicht tanzen . . .

— Er muß! schrie der Monarch, den der leiseste Widerspruch jähzornig machte. Ich befehl's, sag' ich ihm . . .

— Ah, sprach Herr von Gundling, sich tief verbeugend, sobald Ew. Majestät es zu befehlen geruhen, dann wird Allerhöchst unterthänigster Knecht tanzen, selbst dann noch, wenn er, wie gesagt, das Tanzen längst schon verlernt hat.

— Er tanzt heute Abend ein Menuet, und damit Basta, Punctum, Sela, Amen!

Der Baron machte neun bis zehn Verbeugungen und wagte nicht mehr zu widersprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später, nach aufgehobener Abendtafel, bei der unser Oberceremonienmeister, welcher nun par ordre du Mufti auf seine alten Tage Menuet tanzen sollte, viel weniger als sonst getrunken hatte, wurde er in den spärlich erleuchteten Ballsaal geführt, auf dessen Gallerie bald darauf der König, der junge Kronprinz, die Prinzessin Friederike und sämmtliche Jagdgäste Sr. Majestät erschienen, um sich an dem lustigen Schauspiel, das nun

beginnen sollte, con amore zu ergötzen. Nachdem der König drei Mal in die Hand geschlagen, begann auf der entgegengesetzten Seite der Gallerie eine vom Jagdgefolge ausgeführte Hornmusik.

Nach Beendigung der Introduction rief der König von seinem Sitze in den Saal hinab:

— Nun, Gundling, ist Er bereit?

— Wenn's sein muß, Sire, dann bin ich zu Allem, ja sogar — fügte er mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu — zum Menuettanzen bereit.

— Gut, sprach der Monarch und klatschte wieder drei Mal in die Hände.

Auf dies zweite Signal öffnete sich unten im Saale, in dem sich außer unserm Helden nur noch zwei königliche Lackeien befanden, eine der Flügelthüren, durch die nun seine Tänzerin hineinschwebte, die gleich bei ihrem Erscheinen von der allgemein überraschten Gallerie mit unbeschreiblichem Jubel, colossalem Bravoruf und endlosem Gelächter empfangen wurde, denn diese reizende Sylphide war nichts Geringeres, als ein aus der Dynastie der Mischke abstammender, äußerst gut abgerichteter, in der Tanzkunst sehr wohlerfahrener Bär.

Als Gundling diesen Bären auf sich zustürzen sah, bekam er einen heillosen Schreck, der, wie ein electrischer Schlag, durch jedes seiner Gliedmaßen fuhr und ihn Anfangs ganz und gar versteinerte.

— Courage, Gundling, Courage! rief ihm der König zu. Mischke ist ein wohlerzogener Bär, der Ihn nicht beißen wird, und sollte er wirklich seine Mucken bekommen und unartig werden wollen, so sind die Wärter mit der Peitsche da, die ihn bald wieder

zur Vernunft bringen wird. Also Muth gefaßt, Gundling, angefangen, angefangen! Musik, Musik! befahl der König.

Als die vierfüßige Sylphide die ersten Töne der Musik vernahm, fing sie, hingerissen von dem ohrschmeichelnden Zauber der Musik, unwillkührlich zu tanzen an, warf endlich ihre Balancirstange weg und riß, wie jeder andere Farceur nur allzuleicht durch den Beifall der Menge berauscht, bald auch ihren im strengsten Sinne des Worts bestürzten und betretenen Chapeau mit sich fort und wirbelte ihn mit solcher Kraft und Schnelligkeit in Anfangs weit gezogenen und allmählig immer enger werdenden Kreisen herum, daß der arme Groteskttänzer wider Willen erst seine langen Manchetten, dann seine Schuhe, endlich auch seine Perücke und zuletzt, in Folge des ungewohnten Wirbels, den Athem und das Gleichgewicht verlor und besinnungslos, plump und schwer wie ein Mehlsack, auf das Parquet niederfiel. Die allerhöchsten und hohen Zuschauer brachen in lauten Jubel aus und klatschten dem Bären stürmischen Beifall zu; ja die junge schelmische Prinzessin Friederike ließ sich vom Enthusiasmus sogar so weit hinreißen, einen Blumenstrauß, der an ihrer schönen jungfräulichen Brust einen neidenswerthen Platz gefunden hatte, wegzureißen und ihn dem Signor Mischke — wie etwa heut zu Tage einem berühmten Klavierpauker — allerhuldreichst zuzuwerfen.

— Genug! genug! herrschte der Monarch, kein Spaß darf zu weit getrieben werden. Jungens, rief er den Lackeien zu, führt den Bären ab und hebt den Gundling auf. Heda, Freund, rief er hinab, Du hast Dir doch nicht Schaden gethan?

— O nein, Sire, antwortete der äußerst gutmüthige Tropf, welcher unterdessen neue Kraft zum Aufstehen gesammelt hatte.

— Habe Dank, guter Freund, für die Unterhaltung, die Du uns bereitet hast. Vorläufig bleiben Wir Dein Schuldner. Gute Nacht, Gundling, sprach der König und winkte ihm mit der Hand einen allergnädigsten Gruß zu.

— Gute Nacht, gute Nacht! rief des Königs Begleitung.

— Gute Nacht! stöhnte der erschöpfte Hofnarr.

Armer Herr von Gundling! Hast Du darum die Universitäten von Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, hat der König Dich blos darum zum Historiographen seines Reiches und zum Präsidenten seiner Akademie, zum Baron und Kammerherrn gemacht, damit Du hoch genug stehst, um mit seinem Bären Mischke, zur Belustigung des ganzen Hofes, ein Pas de deux zu tanzen?

O Königsgunst, Königsgunst!!!

XVI.

Vier Wochen nach jener Begebenheit erhielt der ausgezeichnetste Menuettänzer am Hofe Friedrich Wilhelms I., Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, vom Markgrafen von Brandenburg-Baireuth den rothen Adler-Orden dritter Classe, denn jener vierter Classe war damals — leider! — noch nicht erfunden.*) Ob

*) Dieser vielberühmte Orden, im Jahre 1705 vom damaligen Erbprinzen Georg Wilhelm gegründet, wurde erst 1792 zu einem preußischen Orden erhoben. Der rothe Adlerorden vierter Classe wurde erst 1832 von Friedrich Wilhelm III. creirt. Dieser Orden hat seitdem den Beinamen des „Unvermeidlichen" erhalten.

unserem Helden diese hohe Auszeichnung für das »Plaisir«, das er dem Markgrafen gewährt, oder für ein neues Geschichtswerk, das er Seiner Durchlaucht zugeeignet hatte, zu Theil geworden, wagen wir nicht zu entscheiden.

XVII.

Der Ritter des rothen Adler-Ordens, welcher die Strapazen des Bärentanzes glücklich überwunden hatte, schien auf diese neue Auszeichnung noch stolzer als auf jede der früheren zu sein. Ein Orden hat für Manchen so viel Verlockendes, daß man nicht erstaunen darf, wenn auch Freiherr von Gundling durch diesen Adler sich bis in die äußerste Fußspitze geehrt und geschmeichelt fühlte. Nur dieser Orden noch hatte zur Erfüllung der glänzenden Prophezeihungen seiner Tante Barbara und seiner Muhme Apollonia gefehlt, um diesen »weltberühmten Mann« vollends eitel und verrückt zu machen. Jetzt hätte der ehemalige Professor selbst mit seinen großen Vorbildern Hugo Grotius, Justus Lipsius und dem großen Polyhistor Daniel Morhof nicht getauscht: Gundling hatte nun die Mittagslinie seines Ruhmes, den Scheitelpunkt seiner Laufbahn erreicht. Der Gräfin von Knobelsdorf aber, seiner unerbittlichen Feindin, die sich mit Herrn von Printz zu seinem Untergange verschworen hatte, gab diese Ordens-Verleihung neuen Stoff zu boshaften Bemerkungen und sarkastischen Anspielungen.

— Diese neue Farce — so nannte sie jene Auszeichnung —

erinnert mich an den französischen Sanct Michaels-Orden, der während der Regierung Heinrichs **III.** durch den Leichtsinn, womit dieses Band an Crethi und Plethi verschleudert worden war, so sehr in der Achtung des Volkes sank, daß es den Spottnamen „**Collier à toutes les bêtes**“ erhielt. Wenn dies mit Ertheilung des rothen Adlers noch lange so fortgeht, so kann es ihm nicht fehlen — fügte die Buckelige in prophetischem Geiste hinzu — daß auch er einst in die Kategorie jener Orden fällt, welche aufgehört haben, eine Auszeichnung zu sein. Auch wird dann die Zeit kommen, wo es heißen wird: Seine Majestät der König von So und So haben allergnädigst geruht, Herrn von So und So den Orden von So und So in Betracht seiner vielen Verdienste um Das und Das Allerhuldreichst wieder abzunehmen.

Man sieht, daß die Knobelsdorf in der That ein Ausbund von Malice war. Heut zu Tage hätte sie das nicht äußern dürfen, ohne in den Geruch eines Demagogen zu kommen. Uns aber fällt bei diesem Wort das hübsche Wortspiel Hoffmann's von Fallersleben ein:

Der Gog und Magog ist gar schlimm,
Doch schlimmer noch ist — Demagog!

XVIII.

Wenige Tage nach dem Bekanntwerden dieser neuen Auszeichnung erhielt unser Ritter durch eine ihm gänzlich unbekannte Person ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchensteinduftendes Billet, das

er mit freudigem Zittern erbrach, weil eine geheimnißvolle Stimme seines Herzens ihm zugeflüstert hatte: diese Zeilen werden Dir ein Geheimniß offenbaren, das Dich glücklich machen wird. Dies süße Vorgefühl war keine Täuschung, denn der Inhalt dieses Schreibens lautete wie folgt:

Eine Dame, die an Ihrem Schicksal innig-warmen Antheil nimmt, weil sie seit Jahren eine stille Verehrerin Ihres Geistes ist, wünscht Ihnen von ganzer Seele Glück zu der wohlverdienten Auszeichnung, die Ihnen vom Hofe von Baireuth zu Theil geworden ist. Ein Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wagt, drängt sie, Ihnen zu sagen, daß sie es war, die Ihrem Verdienste diese neue Anerkennung, Ihrem Ehrgeize diesen neuen Triumph verschafft hat, und da die Schreiberin dieser Zeilen sich schmeicheln darf, auch am Hofe Friedrich Wilhelms nicht ganz ohne allen Einfluß zu sein, so gewährt es ihr unendlich viel Freude, Ihnen jetzt schon sagen zu dürfen, daß sie auch ferner Alles aufbieten werde, Sie in der Gunst des Hofes immer mehr und mehr zu befestigen. Diese Dame, die dem Könige näher steht als Sie zu ahnen wagen, benutzt diese Veranlassung, Ihnen, hoch und innig verehrter Herr, die Gesinnungen aufrichtiger Bewunderung zu erkennen zu geben. Sie verbleibt

Ihre stille Verehrerin.

P. S. Verbrennen Sie diese Zeilen!

Beim Durchlesen dieses Schreibens dämmerte im Hintergrunde seiner uferlosen Eitelkeit aus der Nacht seiner süßen Zweifel die

Morgenröthe des kühnsten seiner Wünsche, der schönsten seiner Hoffnungen herauf. Gleich in der zweiten Zeile bei den Worten »stille Verehrerin« fiel ihm seine kastanienbraune Zigeunerin und deren rosenfarbene Prophezeihung ein. Diese morgenröthliche Ahnung wurde bald zu taghеller Gewißheit, als er an jene Stelle kam, in der seine »stille Verehrerin« ihm verblümt gesteht, daß sie am Hofe Friedrich Wilhelms — wie bescheiden! — nicht ganz ohne Einfluß sei und — weiter unten — dem Könige näher stehe, als der Leser dieser Zeilen zu ahnen wage.

— Diese »stille Verehrerin« ist keine andere als die Königin, rief unser Baron und betonte das letzte Wort mit einem Ausdrucke unbeschreiblichen Stolzes. Und was veranlaßt die hohe Frau, mir zu schreiben? O Kammerherr, wie kannst Du noch fragen? Sie selbst beantwortet Deine Frage in den Worten: »ein Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wagt.« Dieses namenlose Gefühl, Ritter des rothen Adler-Ordens, kann kein anderes als Liebe! Liebe! Liebe! sein.

In diesem dreigestrichenen Ausdrucke: Liebe! Liebe! Liebe! lag ein so hoher Grad dramatischer Steigerung, daß Gundling, entzückt von diesem äußerst gefühlvollen Klimax, vor süßer, schauerlicher Wonne zu zittern und zu beben begann.

— Ha, glücklicher Gundling, die Weissagung jener Gipsy hat sich endlich! endlich! erfüllt: die Gattin Friedrich Wilhelms, die Königin liebt Dich! O Tag des Glücks! O Wonne aller Wonnen! Ich fühle plötzlich Poesie in mir und glaube, daß ich capabel wäre, ein Gedicht auf sie zu machen! Doch nein; jetzt, für den ersten Augenblick, bin ich noch zu aufgeregt von meinem Glücke, aber morgen, morgen, o Königin meines Herzens, morgen besingt

Catull seine Daphne, Tibull seine Callirhöe, Properz seine Glycere, Gundling seine Sophie Dorothee! rief er aus und drückte mit der leidenschaftlichen Gluth eines achtzehnjährigen Romeo das schriftliche Liebesgeständniß seiner Julie an den Mund.

Jetzt erst fiel sein Blick auf das Postscriptum.

— Grausame Heloise! rief er aus, Du verlangst von Deinem Abälard, daß er die erste Beichte Deines Herzens, das Bekenntniß Deiner Liebe verbrennen soll? Nimmermehr, Königin, nimmermehr! Der Freiherr von Gundling hat seinen Sueton nicht umsonst gelesen; er hat nicht vergessen, daß Vitellius den Schuh der schönen Messaline beständig auf der Brust getragen und ihn fortwährend geküßt hat, was ihn später zum Kaiser gemacht haben soll. Gleich ihm will ich Sophiens Brief beständig auf dem Herzen tragen und ihn tausend . . . was sag ich? . . . millionen Mal an meine liebetrunkenen Lippen pressen. Vielleicht, daß ich dann einst, wie Messalinens Anbeter . . . doch halt, Gundling, halt! In welche Regionen versteigt sich der kühne Adlerflug Deiner poetischen Begeisterung? . . . Wäre das nicht Majestätsverbrechen? Pfui, pfui, Baron, schlage Dir diese tollen Plane aus dem Kopf, begnüge Dich mit dem schönen Bewußtsein, daß sie Dich liebt, bewundert und verehrt, sie! sie! sie!

Man sieht, daß das Kohlenstoffgas der Liebe selbst prosaischen Naturen einen Anflug von Poesie verleihen kann. In unserm Helden, der bis zu diesem Augenblick ein trockener Pedant, ein Erz-Philister war, regte sich nun etwas von einem andern Menschen, von einem Dichter. Ja selbst der große Petrarka konnte an dem Tage, an welchem er den ersten Kuß von seiner Laura empfangen hatte, nicht beglückter und entzückter gewesen sein, als der Freiherr

Jacob Paul von Gundling, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, in jener Stunde, in der seine »stille Verehrerin« ihm die Gesinnungen ihrer aufrichtigen Bewunderung zu erkennen gegeben hatte.

Und wie an jenem Tage, wo er den seligen Menelaus halbtodt geschlagen hatte, recitirte er auch heute jenen Vers aus dem Persius:

„Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.“

XIX.

Abends aber war er wieder »angesäuselt«.

In diesem Zustande komischer Halbtrunkenheit pflegte er sich in den Sitzungen des Tabakcollegiums, um den König und dessen Umgebung durch stupende Gelehrsamkeit in allen Sphären des menschlichen Wissens zu verblüffen, sehr gern den Anschein zu geben, als ob er Gott weiß wie viel von der Sternkunde verstehe, ob er gleich davon nicht viel mehr als ein Drehorgel-Mann von der Harmonie der Sphären verstand. In solchen Augenblicken erinnerte er Manchen an den skeptischen Philosophen Anaxagoras, der — geboren in der 70sten Olympiade zu Clazomene in Jonien — ein so großer Griesgram gewesen war, daß er in seinem ganzen Leben nie gelacht haben soll, bei all seiner Ernsthaftigkeit aber ein höchst komischer Kauz gewesen sein muß, weil er unter andern lächerlichen Paradoxen einmal auch die drollige Behauptung aufge-

stellt, daß — kaum glaublich, aber wahr! — der Schnee nicht weiß, sondern schwarz sei!

So auch behauptete unser Baron an diesem Abende, an dem der Zufall das Gespräch auf Sonne und Mond gelenkt hatte, daß der erstere dieser leuchtenden Himmelskörper eine drei Millionen Cubikfuß messende feurige »Bimssteinkugel«, der letztere hingegen ein durch die Hitze zusammengeronnener »Käse der Milchstraße« sei.

— Und wofür hält Er die Milchstraße? fragte der König.

— Die Via lactea, wie wir Astronomen sie nennen, ist ein Conglomerat von mehr als achtzig Millionen Fixsternen, von denen der allerkleinste zehn Mal größer als das winzige Sandkorn ist, welches sich »Erde« nennt. Bei den Indiern heißt sie »Suravithi«, Weg der Götter, oder »Siddhimarga«, Weg der Frommen. Ovid in seinen Metamorphosen, Buch 1. Vers 170, heißt sie den »Weg der Götter zur Burg Jupiters«. Porphyrius und Macrobius aber nennen sie die große Riesentruppe, auf der die Seelen aus dem Himmel zur Erde niedersteigen und nach dem Tode wieder in den Himmel zurückkehren.

— Was dieser Narr nicht Alles weiß! brummte Herr von Printz, der seinen Feind einen Augenblick zu beneiden schien.

— Um aber wieder auf Sonne und Mond zurückzukommen, hält Er diese Bimssteinkugel und diesen Milchstraßen-Käse für bewohnt?

— Bestimmt, Majestät, ganz bestimmt! Was die Sonne betrifft, so bin ich der Ansicht des englischen Theologen Tobias oder Jeremias Swinden, der eine höchst gelehrte Abhandlung geschrieben, worin er klar und deutlich den Beweis geführt hat, daß der Sitz der

Hölle nicht unter der Erde, sondern nirgend anders als in der Sonne zu suchen sei.*)

— Die armen Seelen werden dort also langsam geschmort oder auf dem Roste gebraten?

— Ganz recht, Majestät, und zwar so lange, bis die göttliche Seele von den irdischen Schlacken gereinigt ist; dann erst wird sie in ein milderes Klima, in den Mond, versetzt, welcher, nach meiner Ansicht, der Aufenthalt der Seligen, das goldene Paradies ist, in dem Milch und Honig und — was Manchem noch weit zweckmäßiger erscheint — Wein und Bier aus nie versiegender Quelle fließt.

— Drum möchte Er wohl weit lieber in den Mond, als in die Sonne kommen?

— Ach, Majestät, was kann Ihr allerunterthänigster Knecht dafür, daß der Schöpfer der Sonne und des Mondes ihn mit einem Durste begabt hat, der manchmal, wie der Hunger Erysichton's, gar nicht zu löschen ist, stöhnte der große Sternkundige und stürzte jetzt, in Einem Zuge, das sechste Glas Punsch hinunter.

— Gundling, sprach der König, Er säuft heute wieder wie ein Schwamm!

— Sire, antwortete Gundling in fast weinerlichem Tone, ich wünsche den Durst, den ich heute, gerade heute empfinde, selbst dem ärgsten meiner Feinde nicht.

---

*) Das englische Original erschien, ohne Namen des Verfassers, unter dem Titel „an enquiry into the nature and place of hele.“ (London, 1714.) Von J. Bion kam eine französische Uebersetzung „Recherches sur la nature du feu de l'enfer et du lieu ou il est situé“ (Leyde, 1733.) heraus. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel „Theologische und historische Betrachtung über Hölle und Teufel.“ (Cöthen, 1748.)

— Das glaube ich Ihm und zwar schon deshalb, weil Er alsdann befürchten müßte, einen Concurrenten zu haben . . .

— Ach, Majestät, ich bin wahrhaft beklagenswerth, schluchzte der Ritter von der traurigen Gestalt und fing wie ein Kind zu heulen an.

— Untrügliches Zeichen, daß Er nun wieder total betrunken ist. Heda, Herr von Printz, lass' Er den Gundling in eine Portchaise packen und nach Hause tragen, damit er Zeit gewinne, bis morgen seinen Rausch auszuschlafen, sprach der König und gab ein Zeichen, daß man seinen Hofnarren sofort hinausbringe.

Herr von Printz, der sich durch diesen Allerhöchsten Auftrag unendlich geschmeichelt und obendrein beglückt fühlte, weil er ihm Gelegenheit verschaffte, seinem Feinde einen längst vorbereiteten Schabernack zu spielen, nahm den Herrn Oberceremonienmeister unterm Arm und zerrte ihn in den Vorsaal hinaus. Dort entledigte er sich seines Auftrages, indem er den betrunkenen Galilei zwei baumstarken Grenadieren übergab, denen er ein paar Worte ins Ohr raunte, die sie dergestalt überraschten, daß der Eine ganz erstaunt wie ein Pagode mit dem dicken Kopfe schüttelte, der Andere hingegen wie ein Aprilhase zu kichern begann. (Ich wähle die Bezeichnung »Aprilhase«, weil jeder dieser vierfüßigen Poltrons zu wissen scheint, daß im Aprilmonat noch nicht auf sie geschossen werden darf.)

Die beiden Goliathe packten den armen Freiherrn und zogen ihn ziemlich unsanft die Treppe hinab. Im Schloßhofe riefen sie einen königlichen Kammerlackeien, dem sie den Auftrag des Herrn von Printz ins Ohr flüsterten, worauf sich jener alsbald entfernte, um ein Paar königliche Portchaisen-Träger herbeizuschaffen.

— Na, Alterchen, sagte der Eine der beiden Grenadiere zu Herrn von Gundling, wir haben heut wieder ein Bißerl zu viel getrunken, ja, ja, wir kennen das schon . . .

— Steh, Alter, steh, rief ihm die zweite der männlichen Karyatiden zu, sonst könntest Du leicht mit der Nase in den Dreck fallen . . .

— Schlingel, schrie der Baron, den die frische Nachtluft schon etwas nüchterner gemacht, was wollt Ihr?

— Dich nach Hause tragen, Alterchen . . .

— Weil Du besoffen bist, fügte der Andere hinzu.

— Wer ist besoffen? fragte der Ritter mit dem ganzen Kraftaufwande seiner Lungen.

— Du, Du! antworteten Beide zugleich.

— Wißt Ihr, wer ich bin? schrie Gundling und versuchte sich auf seine Fußzehen zu erheben, um ihnen größer zu erscheinen.

— O wir kennen Dich recht gut, Alterchen . . .

— Du bist der Schalksnarr des Königs . . .

— Schalksnarr? Schalksnarr? wiederholte er fortwährend.

— Ruhig, Alterchen, ruhig! Siehst Du, da kommt die Portchaise . . .

— Marsch! commandirte der Andere und schob unsern Helden in die bereits geöffnete Senfte hinein.

Und nun trugen ihn Beide zum Schlosse hinaus. Aber kaum waren sie auf dem freien Platze am Lustgarten, als der Boden der Portchaise durchbrach und das neue Bubenstück des Herrn von Printz seine Früchte zu tragen begann. Die beiden Grenadiere rannten, so schnell sie konnten.

— Halt, Halt! schrie der arme Narr, der vor Schreck um

fünf Grad nüchterner geworden war, merkt Ihr denn nicht, daß der Boden eingestürzt ist? Ich bin durchgefallen. Halt! Halt! Schlingels, hört Ihr denn nicht?

Die Träger aber spielten die Tauben und schleppten die Senfte, so schnell sie konnten, immer weiter und weiter. Gundling, der nicht mehr festen Fuß fassen konnte, mußte in seinem engen Käfig zu Fuß laufen; zum Unglück hatte es seit einigen Tagen so stark geregnet, daß der Koth an vielen Stellen fußhoch auf den Straßen lag. Unser Oberceremonienmeister, blos in Strümpfen, (denn die Schuhe hatte er auf diesem unwillkührlichen Eilmarsche kurz vorher verloren) mußte **nolens volens** durch Dick und Dünn waten und sich bald hier bald dort anstemmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Vergebens klopfte er bald mit der rechten, bald mit der linken Faust an die festverrammelten Wände seines wandelnden Kerkers, vergebens bot er die ganze Kraft seiner Stentor-Stimme auf, um den ruhig forttrabenden Lastthieren zehn Mal in Einem Athem: Halt! Halt! zuzudonnern. Laut der Vorschrift des Herrn von Printz blieben sie so lange taub, bis sie die Hälfte der Linden-Allee erreicht hatten. Hier, mitten in einer der größten Pfützen, machten sie endlich Halt, setzten die Chaise nieder, wünschten dem Insassen »gute Nacht« und liefen lachend davon. Unser Baron, im ersten Augenblicke hocherfreut, ein Paar Minuten vom ermüdenden Marsche ausruhen und Luft schnappen zu können, wischte sich mit seinen Handmanchetten erbsendicke Schweißtropfen von der Stirn und lehnte in einer Ecke seines festverschlossenen Käfigs, um sich, wie gesagt, zu erholen. In dieser Abgespanntheit vernahm er plötzlich laute, gleichtönende Schritte, bald darauf ein Paar Gewehrkolben-Schläge und den Patrouillenruf: Wer da!

Unser Held, tief erschreckt zusammenfahrend, meinte, es wären Straßenräuber, die ihn ausplündern wollten, und schwieg deshalb mäuschenstill. Als auch auf das zweite und dritte »Wer da!« keine Antwort erfolgte, machte die Patrouille, die in solchen Fällen keinen Spaß versteht, von ihren Gewehrkolben Gebrauch und sprengte mit Hilfe derselben die von außen verschlossene Thür dieses verdächtigen Käfigs. Der Unteroffizier zog jetzt einen an Leib und Seele zitternden Mann ohne Hut und Schuhe an der großen Hemdkrause aus der Nacht seines Schlupfwinkels an das ziemlich helle Mondenlicht, in dem er von allen Seiten begafft und visitirt wurde, ob er — vielleicht zur Klasse der Diebe gehörend — Dies oder Jenes gestohlen habe. Der Herr Baron unterwarf sich dieser Durchsuchung mit der ganzen Ruhe eines Stoikers, denn er war todtmüde und so schläfrig, daß ihm die Augen zufielen.

— Das scheint mir kein Dieb, wohl aber ein betrunkener Hanswurst zu sein! Fort mit ihm auf die Wache, befahl der Führer der Patrouille.

Gundling ließ sich ohne Widerrede arretiren. Guter Baron! Hast Du darum die Universitäten von Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, hast Du darum, armer Ritter, den rothen Adler-Orden dritter Klasse erhalten, damit ein so erbärmlicher Landjunker, wie Herr von Printz, Dich in einer Senfte ohne Boden mitten in der Nacht in eine Pfütze hinsetzen darf, damit Du Dir hier ein rheumatisches Fiber holst und dafür die Erlaubniß erhältst, eine Nacht auf der Wache unter rohen Soldaten zuzubringen, die mit Dir Affenschande treiben? O Gundling, Gundling! Wie theuer mußt Du das Glück erkaufen, der Hofnarr Seiner Majestät des Königs von Preußen zu sein!

XX.

Der Aermste lag nun im Fieber. Er war schon vierzehn Tage krank und noch krähte kein Hahn um ihn, noch ließ weder der Monarch, noch irgend Einer seines Hofstaates sich um das Befinden des armen Teufels erkundigen. Und wozu auch? Ein kranker Hofnarr, ist er nicht eben so unnütz als ein armes Pferd, das im Dienste seines Reiters den Fuß gebrochen? Der beklagenswerthe Baron nahm, um den Rheumatismus, den er sich in jener Sänfte geholt hatte, wieder loszuwerden, ganze Fluthen diaphoretischer Mittel in sich auf.

Eines Nachts, als sich zum ersten Male während seiner Krankheit ein wohlthätiger Schweiß und bald darauf ein höchst erquickender Schlaf eingestellt hatten, vernahm er ein so heftiges Reißen an der Hausklingel, die bis in sein Schlafzimmer dicht über sein Bett hineinreichte, daß er furchtbar erschreckt emporfuhr und ein so lautes Wer da! herauskreischte, daß der grelle Schrei selbst die Fensterscheiben erzittern machte. Der erste Gedanke, den ihm sein Schrecken eingab, war, daß das Haus in lichterlohen Flammen stehe, denn von der Straße leuchtete der Schein einiger Fackeln hinauf. Sein zweiter Gedanke, den ihm seine Eitelkeit zuflüsterte, war schon viel beruhigender: er glaubte, die Mitglieder der Akademie seien, wenn auch etwas spät und zu ganz unpassender Zeit auf den Einfall gerathen, ihrem Präsidenten, vielleicht zur Vorfeier

seiner Wiedergenesung, einen kleinen Fackelzug zu bringen. Dieser zweite Gedanke schmeichelte so sehr seiner Eigenliebe, daß er, als das Ziehen an der Hausglocke nicht aufhören wollte, sein Bett verließ, seinen transpirirenden Leichnam, um denselben nicht einer neuen Erkältung auszusetzen, zuerst in seinen gewöhnlichen Schlafrock und alsdann in einen außergewöhnlichen Reisepelz einhüllte, sich zuerst seine Nachtmütze und dann noch eine Pelzmütze tief über die Ohren zog, in diesem Costüme das Fenster öffnete und auf die Straße schaute, um zu sehen, wer diesen heillosen Klingellärm verursache und was die drei Fackeln bedeuten, deren grelles Licht seine schlaftrunkenen Augen incommodirte.

— Wer da? schrie er hinunter.

— Eine Estafette . . .

— Was gibt's?

— Eine wichtige Depesche . . .

— Woher?

— Von Wusterhausen.

— Und von wem?

— Vom Kabinet des Königs . . .

— Gleich werde ich öffnen, sprach der Kammerherr, zündete an der Nachtlampe sein Licht an und stieg, nachdem er sich noch ein Paar riesengroße Seehundsstiefel über die nackten Beine gezogen, langsam, mit dem Lichte in der Hand, die Treppe hinab, um das Hausthor zu öffnen und die Depesche in Empfang zu nehmen.

— Soll Er auf Antwort warten? fragte er den Expressen.

— Nein, Herr Baron, antwortete dieser, händigte Jenem ein riesengroßes, durch fünf Siegel verschlossenes Schreiben ein und

warf sich dann eilig auf sein Pferd, um, wie er sagte, ungesäumt nach Wusterhausen zurückzureiten.

In seinem Zimmer angekommen, stellte er das Licht auf den Tisch und erbrach — ohne sich so viel Zeit zu gönnen, um wenigstens den Reisepelz abzuwerfen — den geheimnißvollen Brief, der seine Neugier dermaßen aufstachelte, daß er es kaum erwarten konnte, den wichtigen Inhalt desselben kennen zu lernen. In diesem fünf Mal versiegelten Couvert fand er statt des Briefes wieder ein Couvert . . . in dem zweiten ein drittes . . . in dem dritten ein viertes . . . in dem viert.n ein fünftes, dessen Siegel er mit immer größerer Hast erbrach, ohne auch in dieser Hülle endlich den Brief-Kern zu finden. Nachdem er auf diese Weise über fünfzig verschiedenfarbige Couverts entsiegelt und das mysteriöse Ei endlich ganz und gar abgehäutet hatte, fand er statt des Briefes blos einen offenen Zettel, auf dem mit zierlichen Fractur-Buchstaben folgende Verse standen:

Grabschrift für Jacob Paul von Gundling.

»Bewund're Leser, nicht, was uns die Fabel sagt,
Daß dort beim Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
Und daß Ulysses Koch tritt in der Schweine Orden:
Hier muß ein großer Mann in dieser Gruft verwes.n,
Der Esel, Ochs und Schwein zu gleicher Zeit gewesen.«*)

*) Diese Grabschrift ist nicht von uns erfunden, sondern treu historisch. S. Samuel Baur's interessante Lebensgemälde, Band I. Seite 334.

Außer sich vor Wuth zerknüllte der »große Mann« diese boshafte Grabschrift, warf sie auf den Boden, trampelte mit seinen Seehundsstiefeln in äußerst komischem Zorne auf das unschuldige Papier herum und rief zähneknirschend:

— Diese neue Niederträchtigkeit hat kein Anderer als mein Feind, dieser elende Printz, der wie Shylock nach meinem Fleische lechzt, in Gemeinschaft mit dem Hunde-Fräulein (darunter meinte er die Knobelsdorf) ausgeführt. Aber warte nur, verwunschener Printz! Bald kommt die Zeit, wo ich Dir einen Possen spielen will, den Du zeitlebens nicht vergessen sollst.

Wie ein grimmiger Kannibale ballte er seine Faust und . . . kroch dann wieder ins Bett hinein, um — wo möglich von Neuem in Schweiß zu gerathen.

Armer Gundling! Hast Du darum so viel zum Schwitzen eingenommen, damit ein so schadenfroher, heimtückischer, nichtswürdiger Bube, wie dieser Printz, Dich aus Deiner Krisis herausreißen darf, um Dir, der Du noch gar nicht gestorben bist, im Voraus eine noch dazu so schlecht versifizirte Grabschrift, mitten in der Nacht, bei Fackelbeleuchtung, durch einen reitenden Boten zukommen zu lassen?

Schlafe wohl, armer Ritter, und gerathe von Neuem in Schweiß, damit Du zur Freude Deines Königs, dem ein Narr fehlt, welcher sich Alles von ihm gefallen läßt, bald wieder hergestellt bist!

XXI.

Acht Tage später, nachdem Herr von Gundling so weit hergestellt war, daß er das Bett verlassen durfte, überreichte ihm ein kleiner, ganz allerliebster Hoflivrée-Puck wiederum ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchensteinduftendes Billet, das der Baron eben in Empfang genommen hatte, als der Liebesbote, kaum erschienen, elfenartig auch schon wieder verschwunden war. Sein klopfendes Herz sagte ihm: Dieses Brieflein ist von Ihr! Und siehe da, sein Herz hatte ihn nicht getäuscht. Mit wachsender Freude verschlangen seine Augen, die wie zwei Windspiele die zierlichen Zeilenbeete durchflogen, den Inhalt des Schreibens, also lautend:

Zürnen Sie nicht, heißgeliebter Freund, daß Ihre stille Verehrerin sich heute zum ersten Male nach Ihrem Befinden erkundigt. Seit vierzehn Tagen selber krank und bettlägerig, erfuhr sie zu ihrem Leidwesen erst gestern, daß der Mann, dessen Geist sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt, gleichfalls krank sei. Bewacht von den Argusaugen überlästiger Diener konnte sie erst in vergangener Nacht einen Augenblick ungestörter Ruhe finden, um Ihnen diese Zeilen zu schreiben und von ganzem Herzen baldige Genesung zu wünschen. O wie blutet ihr das Herz, daß sie, ein gefesselt Weib, nicht an Ihr Krankenlager eilen darf, um den Mann, dessen Talente

ihr eine so tiefe Ehrfurcht eingeflößt haben, Tag und Nacht zu pflegen, wie einst Heloise ihren kranken Abälard gepflegt hat. O warum kann sie sich nicht unsichtbar machen, um, von Keinem beobachtet, in Ihrer Nähe weilen und Ihre Leiden durch den Balsam ihres Trostes mildern zu können! O grausames Geschick, das sie — ach auf immer! — an einen rohen Barbaren gefesselt, den sie nie geliebt, der ihr stets verhaßt gewesen. Weihen Sie eine Thräne stillen Mitleids einem schwer geprüften Herzen, das bis zum letzten Hauche für das Ideal seiner schönsten Träume schlagen wird. Der Himmel segne und erhalte Sie!

Nachschrift: Ich bitte und beschwöre Sie, auch diesen Brief sogleich zu vernichten.

— Gundling, Gundling! Glücklichster aller Oberceremonienmeister! Beneidenswerthester aller königlich preußischen Kammerherren! rief er aus, ist es nun nicht ganz klar, steht es jetzt nicht ganz mathematisch fest, daß diese »stille Verehrerin«, die so rührenden Antheil an Deinem Schicksale nimmt, keine Andere als Sophie Dorothee, die unglückliche Gattin des rohen Barbaren Friedrich Wilhelms ist. Die Königin liebt Dich. Das ist so sicher, wie zwei mal zwei = vier ist! Von der Sonnenhöhe ihres Thrones will sie in meine dunkle Hütte, zu meinem Krankenlager herniedersteigen, um mich Tag und Nacht zu pflegen, wie einst Heloise ihren kranken Abälard gepflegt hat. Götter! ist das Traum oder Wirklichkeit, ist das Täuschung oder Wahrheit? Doch warum sollte es nicht Wahrheit sein? Hat nicht Englands Elisabeth den Grafen von Essex, hat nicht Frankreichs Maria von Medicis den Marschall

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

d'Ancre geliebt? Ich bin zwar kein Graf, aber bin ich denn nicht Baron und Ritter des rothen Adler=Ordens? Bin ich auch nicht Marschall, so bin ich doch eben so gut Kammerherr und Obercere=monienmeister wie jener Concino Concini, den die Wittwe des vierten Heinrichs geliebt und . . . o Wonne aller Wonnen! . . .. erhört hat. Auch Sie wird Dich erhören, Gundling; auch Sie wird einst an Deinem Herzen ruhen, auch Sie wird . . . o Gott, das Glück macht mich schwindelig . . . ich taumle vor Freude . . . das Blut klopft in jeder meiner Adern . . . Wonne und Seligkeit haben mich rein ausgetrocknet . . . die Zunge klebt am Gaumen fest . . . ich habe Durst, ungeheuern Durst und muß trinken, trinken, um in den Fluthen des Weines meine Ungeduld zu begraben, die heiße Sehnsucht meines liebetrunkenen Herzens abzukühlen!

Und kaum genesen, gab er sich von Neuem den Freuden des Trunkes hin.

XXII.

Als er nach seiner Krankheit zum ersten Male bei Hofe erschien, erfuhr er, daß die Königin seit einigen Wochen das Bett hüten müsse. Dieser Umstand bestärkte ihn in seinem Glauben, und auch er war nun untröstlich, daß er nicht an ihr Krankenlager eilen durfte, um Ihre Majestät, der er eine so tiefe Neigung eingeflößt hatte, Tag und Nacht zu pflegen, wie einst, umgekehrt, Abälard seine kranke Heloise gepflegt hatte. Auch er wünschte

sich unsichtbar zu sein, um, von Keinem beobachtet, in ihrer Nähe weilen und ihre Leiden durch den Balsam des Trostes mildern zu können. Da dies aber nicht möglich war, so begnügte er sich mit dem Glück, Tag und Nacht die beiden Briefe in einer blechernen Kapsel auf seinem Herzen zu tragen und sie in unbewachten Augenblicken, wenn er, wohlgemerkt, noch nüchtern war, aus dem Versteck hervorzuziehen, um aus dem Kelche dieser süßen Zeilen neuen Honig für sein durch Amors Pfeil verwundetes Herz zu saugen.

Um diese Zeit, im Fasching des Jahres 1730, mußte Herr von Gundling den König nach Potsdam begleiten.

Seine Majestät, geruhend, wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune zu sein, hatten sich vorgenommen, Allerhöchst Ihrem Hofstaate und vorzugsweise den Mitgliedern des Tabak-Collegiums, ein Fastnachtsspiel zu bereiten, bei dem — wie sich voraussehen ließ — seinem armen Narren die Hauptrolle zugetheilt war. Der Monarch hatte kurz vorher in einem alten Geschichtswerke den sonderbaren Einfall Kaiser Karls V. gelesen, der in seiner traurigen Einsamkeit im Kloster St. Just zu Estremadura — wenige Tage vor seinem Tode — vermuthlich aus kaiserlich-königlicher Langweile — beschlossen hatte, eine Probe seines Leichenbegängnisses aufführen zu lassen. Friedrich Wilhelm, welcher, abgesehen von diesem Scherze, kein Karl V. war, hatte in der Stille seines Herzens den Plan gefaßt, dieses Schauspiel zu parodiren, und als Hauptperson in diesem Schwanke nicht etwa Seine Allerhöchsteigene Person, sondern die seines Oberceremonienmeisters auserkoren; er selber geruhte blos, den Mummenschanz selbständig in Scene zu setzen.

Narrenalmanach. 1846.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Abends, als es zu dunkeln begann, verfügte sich der König, begleitet von seinem Hofstaate und sämmtlichen Mitgliedern des Tabakcollegiums, baarhaupt und in weite Kapuziner-Kutten gehüllt, in einen düster erleuchteten Saal, dessen Wände mit schwarzem Tuche und aufgeklebten Todtenköpfen von weißer Leinwand überkleidet waren, und in dessen Mitte sich ein durch Wachslichter erhellter und mit Blumenkränzen geschmückter Katafalk erhob, auf dem ein höchst eigenthümlich gebauter Sarg in der Form eines ziemlich großen, länglich-runden Weinfasses ruhte, das, ringsum von eisernen Reifen eingefaßt, so eingerichtet war, daß die obere Hälfte, gleichsam den Deckel dieses originellen Sarges bildend, der Länge nach weggehoben werden konnte. Die Außenseite dieses Fasses war schwarz angestrichen und auf beiden Seiten mit weißen Kreuzen überpinselt. Natürlich fehlte auch das Spundloch nicht.

Beim Eintritt der hochwürdigen Kapuziner, die — der König als Prior an der Spitze, Einer dicht hinter dem Andern — in allerhand Windungen den sogenannten Gänsemarsch ausführten, erhob sich aus einem dunkeln Winkel des Saales eine höchst schauerliche Musik, die Anfangs wie eine Todtenmesse und gleich darauf wie ein Kirmes-Jubel klang, der sich bald in einen Marsch auflöste, welcher, ein Lieblingsstück des Fürsten Leopold von Anhalt, den Beinamen »Dessauer« erhalten hatte.*) Nach den Klängen dieses

*) Ueber das Historische des Dessauer Marsches — heißt es in Schillings „Universal-Lexicon der Tonkunst," Bd. II. Seite 394. — herrschen verschiedene Ansichten. Die richtigere davon ist wohl die, daß derselbe nicht deutschen, sondern italienischen Ursprungs ist, und daß zwar Fürst Leopold von Dessau, nach der Erstürmung der Stadt Turin, bei seinem Einzuge in dieselbe (am 7. September 1706) damit empfangen wurde, der Marsch selbst auch

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

kriegerischen Marsches sangen die frommen Mönche, während sie voll tiefer Andacht den Katafalk umkreisten, unter Schluchzen und Thränen:

Wir wollen ihn, wir wollen ihn
Wir wollen ihn nicht haben,
Den großen, großen, großen,
Den großen deutschen Mann,
Drum lassen wir, drum lassen wir
Drum lassen wir begraben
Den großen Herrn von Gundeling,
Der so viel saufen kann.

Nach beendigtem Requiem hoben der hochwürdige Herr Prior und der Pater Guardian — Herr von Prinz — den Deckel des Sarges ab, auf dem folgende Verse standen:

»Hier ruht in seiner Haut,
Halb Mensch, halb Schwein,

---

erst von dieser Zeit an seinen jetzigen Namen führt, das Alter der Composition desselben aber jedenfalls noch einige Jahre höher angenommen werden muß, da schon 1705 nach der Schlacht bei Cassano (am 16. August) die Landbewohner jenem heldenmüthigen Feldherrn und seinen tapfern Schaaren diesen Kriegsmarsch zur Feier seines Sieges gewidmet hatten. — Fürst Leopold, der zu sehr Soldat war, um auch den Künsten geneigt sein zu können, hatte sein Lebelang nur an zwei Melodien wahrhaftes Wohlgefallen: an Luthers Choral „Eine feste Burg ist unser Gott", welches Lied er „unsers lieben Herrgotts Dragonermarsch" genannt, und an diesem nach ihm benannten „Dessauer Marsche", dessen kriegerisches Tongeräusch seinem durch und durch militärischen Charakter entsprach und dessen Melodie sich seinem Gedächtnisse so unvertilgbar fest eingeprägt hatte, daß er Alles, was er sang, nur nach ihr zu singen pflegte, ja sogar einmal in der Kirche den Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten." — Ueber die Person des Componisten der „preußischen Marseillaise" schwebt noch immer ein undurchdringliches Dunkel.

Ein Wunderding;
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens nüchtern und des Abends voll,
Hier ruht in seiner Haut,
— Gott Bacchus ruft es laut —
Herr Gundeling. *)

Im Sarge selbst lag das also gepriesene »Wunderding« in einem weitbauschigen, schneeweißen, mit schwarzen Schleifen geschmückten Leichenhemde und einer ungeheuer großen Bärenmütze, in der einen Hand eine volle Weinflasche und in der andern Hand einen leeren Becher haltend. Auf seinem Herzen lag ein in rothem Sammet eingebundenes Exemplar des lateinischen Gedichtes: »**Victoria Bacchi, seu de arte bibendi libri III,**« von Vincentius Obsopäus und zwar die erste Ausgabe dieses Werkes. (Nürnberg, 1536. 4.**)

Sämmtliche Mönche sanken tief gerührt auf die Kniee und heulten ein »**de profundis**«, welches aber dergestalt komisch klang, daß die Musikanten, die den Grabgesang begleiten sollten, bald vor Lachen nicht weiter fort blasen konnten.

Gleich darauf erstieg der gekrönte Prior die Stufen des Sarkophags, sprengte mit seinen Fingerspitzen dem Todten etwas Wein ins Gesicht und schrie ihm mit der ganzen Kraft seiner königlichen Lunge ins Ohr:

---

*) Auch diese Verse sind historisch.

**) Dieses Gedicht, ein Brevier aller Säufer, erschien neu aufgelegt zu Frankfurt 1578. 8. Leyden, 1648. 12. Eine deutsche Uebersetzung, von G. Wickgram, erschien zu Freiburg 1537. 4.

— Erwache!

Der Todte aber blieb todt.

Da nahm der Prior eine der brennenden Sargkerzen und träufelte ein paar Tropfen schmelzendheißen Wachses auf des Todten Nase und schrie mit Posaunenton:

— Erwache! Erwache!

— Jesus Maria und Joseph! schrie der erwachende Todte, rieb sich vor Schmerz die verbrannte Nase und sprang wie ein Besessener aus seinem Sarge heraus.

— Auferstanden! Auferstanden! brüllte die fromme Kapuzinerschaar.

Und in demselben Augenblick stimmten die Mönche und Musiker den jauchzenden Choral an:

Aus schweren Todesbanden
Ist Gundling auferstanden:
Nun kann er wieder laufen
Gleich wie ein junges Lamm,
Und saufen, saufen, saufen,
Ja saufen wie ein Schwamm!

Bei dem Worte »Schwamm« schloß das Te Deum mit einem dreifachen Tusch, in den endlich auch der auferstandene Todte einstimmte.

— Lichter! Flaschen! Gläser her! herrschte der Prior und warf seine Kutte ab. Jetzt wollen wir bei Pauken und Trompeten Gundlings Auferstehungsfest feiern.

— Juchhe! Juchhe! schrieen die andern Mönche und schüttelten nun gleichfalls ihre braunen Kutten ab.

— Victoria! Victoria! jubelte Gundlingus redivivus und warf seine Bärenmütze bis an die Decke des Saales.

Dann klappten die königlichen Lackeien den Sarg zu und schleppten ihn in einen Winkel des Saales. In einem Nu verwandelte sich das Trauergerüste in einen Schenktisch. Mit den Lichtern erschienen auch Weinflaschen von allen Sorten. Und jetzt ging das Bechern los. Gundling soff an diesem Abende für Fünf und ward bald wieder so betrunken, daß man ihn im Leichenkittel, den er während des Trinkgelages nicht abgelegt hatte, in seinen Sarg hineintrug.

Dort schnarchte er die ganze Nacht.

XXIII.

Einige Wochen später erhielt der »Auferstandene« wegen einer kleinen Schrift, die er in früherer Zeit zu Gunsten des Hauses Oesterreich geschrieben, vom Kaiser Karl VI. ein Handbillet und dessen Portrait, mit Diamanten besetzt, an einer goldenen Kette, dessen Gesammtwerth sich auf tausend Thaler belief. Diese neue Auszeichnung brachte den armen Baron, der durch Eitelkeit, Trunk und andere Leidenschaften in letzter Zeit schon halb närrisch war, vollends um den letzten Rest seines Verstandes. Mit dieser Kette um den Hals und mit dem rothen Adler im obersten Knopfloche, stand er Morgens, so lange er noch nüchtern war, ganze Stunden lang vor seinem Spiegel, laute Selbstgespräche haltend, die von

der Art waren, daß Jeder, der zufällig Zeuge dieser Monologe war, dessen baldige Reife für das Tollhaus nicht länger in Zweifel ziehen konnte.

— Gundling, sagte er eines Morgens zu sich selbst, hättest Du Dir damals als Student zu Jena träumen lassen, daß Du einst der größte Mann am Hofe des Königs von Preußen, Präsident, Oberceremonienmeister, Baron, Kammerherr, Ritter und — was noch viel mehr als dies Alles sagen will — der Geliebte der Königin sein würdest? O Tante Barbara! O Muhme Apollonia! Könntet Ihr mich jetzt in der Glorie meines Ruhmes sehen, Ihr würdet stolz sein auf das Glück, einen Neffen, einen Vetter zu besitzen, dem der Kaiser des heiligen römischen Reiches sein Bild geschenkt. O Bruder Nicolaus*), könntest Du aus Deinem Grabe auferstehen, um Zeuge meines neuen Triumphes zu sein! Aber gut für Dich, daß Du todt bist, denn Du würdest mich, Deinen jüngern Bruder, in der tiefsten Tiefe Deines Herzens beneiden, denn wie bald werde ich nicht den Titel »Excellenz« erhalten? Excellenz! Welch ein bezauberndes Wort! Ja, Gundling, ja Du gehst einer großen Zukunft, dem Ruhme, der Unsterblichkeit mit Siebenmeilenstiefeln entgegen!

In demselben Augenblicke vernahm er ein leises Klopfen an seiner Thür.

— Herein! rief die zukünftige Excellenz.

— Ein Briefchen, Herr Baron, sagte der Eintretende, der

---

*) Nicolaus Gundling war, als geheimer Rath und Professor der Rechte, am 16 December 1729 in Halle gestorben.

kleine niedliche Gnom, der ihm auch damals, als er krank gewesen war, das bewußte Schreiben überbracht hatte.

— Halt! rief unser Held und packte den Postillon d'amour, der eilig entfliehen wollte.

— Ach, Herr Baron, fragte der Kleine, was wollen Sie von mir?

— Erfahren, wer Dich an mich abgeschickt hat . . .

— Excellenz, das darf ich Ihnen durchaus nicht sagen . . .

— Excellenz? sagst Du, wiederholte Gundling, der sich durch diese Anrede tief geschmeichelt fühlte. Und warum, Däumling, darfst Du das nicht sagen?

— Weil die Dame, die mich schickt, es mir streng verboten hat...

— Ich aber muß es wissen, schrie der Baron und schüttelte den Kleinen dergestalt, daß er Furcht bekam.

— Lassen Sie mich los, Herr Baron, flehte das Bürschchen.

— Nicht eher, Kobold, als bis Du mir gebeichtet hast, wer Dir diesen Brief gegeben . . .

— Ach lieber Herr, stöhnte der Kleine und blickte ihn dabei mit furchtsamer Miene an, werden Sie mich, wenn ich's Ihnen sage, nicht verrathen?

— Schelm, was fällt Dir ein?

— Werden Sie wirklich schweigen?

— Ich schwöre . . .

— Und worauf? fragte der niedliche Gnom mit seinen klugen Spitzbuben-Augen . . .

— Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist . . . bei diesem rothen Adler, der, wenn Gott mir das Leben schenkt, sich bald in

einen schwarzen verwandeln soll, bei dem Bildniß Kaiser Karls VI. und bei allen Heiligen . . .

— Nun gut, dann will ich, trotz dem strengen Verbote, Ihnen sagen, daß die Absenderin dieses Briefes . . .

— Heraus damit!

— Ihre Majestät die Königin ist!

— Siehst Du, Bursche, das habe ich schon längst gewußt . . .

— Und haben mich dennoch gequält, es Ihnen zu sagen?

— Um Gewißheit zu erhalten . . .

— Weh mir, wenn die Königin oder irgend Jemand bei Hofe durch Sie erführe, daß ich ihr Geheimniß treulos verrathen . . . ich wäre verloren!

— Sei ruhig, Däumling, Gundling ist stumm wie ein Fisch . . .

— Und darf ich nun gehen, Excellenz?

— Wohin Du willst, entgegnete Herr von Gundling und entließ den schmucken Pagen.

Der Baron erbrach das Billet und las:

»Ihre stille Verehrerin beeilt sich, Ihnen, großer, ausgezeichneter Mann, zu der neuen Auszeichnung, die Ihnen vom Wiener Hofe zu Theil geworden ist, vom Grund ihrer Seele Glück zu wünschen. Sie sonnt sich in den Strahlen Ihres Ruhmes und bittet Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

S . . . . e.“

— S und vier Punkte! Ja, dieser Bursche hat die Wahrheit gebeichtet. Die Schreiberin dieser Zeilen ist Sophie, die Königin! O Gipsy, Gipsy, Dein prophetischer Geist hat Dich nicht getäuscht,

Die Königin ist in mich verliebt, so wahr ich Gundling heiße und der Glücklichste aller sterblichen Kammerherren und Barone bin! Schon drei Briefe hat sie mir geschrieben und ich Dummkopf habe noch keinen derselben beantwortet. Nun ist's hohe Zeit! Aber wie und auf welche Weise fange ich's an, daß meine Antwort bis zu den Stufen des Thrones und nicht in unrechte Hände gelangt? Das wollen wir uns ernstlich überlegen.

XXIV.

Während wir unserm Helden Zeit zum Nachdenken lassen, wollen wir uns in Begleitung unseres Lesers zu Gräfin von Knobelsdorf verfügen, von der wir schon ziemlich lange nichts erfahren haben.

Der Verlust des »unvergeßlichen Menelaus« war unserer alten Männerfeindin in der That so sehr zu Herzen gegangen, daß sie noch lange nach seinem Tode keinen Hund seiner Race, kein Wesen sehen konnte, das auf den Namen eines Mopses Anspruch hatte, ohne dabei in helle Thränen auszubrechen. Es schien, als ob die Zeit, die in der Regel alle Wunden des Herzens heilet, die ihrigen von Neuem aufreiße, um die Gräfin in ihrem tiefen Schmerze langsam verbluten zu lassen.

Wir finden einen jungen Neffen bei ihr, den Baron Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorf, der vor einigen Jahren als Hauptmann seinen Abschied genommen hatte, um sich der Malerei

und Baukunst zu widmen. Der Baron war vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt, wo er in der neu erwählten Laufbahn bereits schöne Fortschritte gemacht und sich schon damals den Ruf eines höchst talentvollen Architecten erworben hatte.*)

— Ich habe Dich rufen lassen, lieber Neffe, begann das Hoffräulein, um mir Deinen Rath zu erbitten.

— In welcher Angelegenheit?

— In einer Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt; ich bitte Dich inständigst, mir so bald als möglich einen Plan zu entwerfen . . .

— Und wozu, Tante?

— Zu einem Mausoleum . . .

— Für?

— Einen Todten, dessen Verlust ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens treu beweinen werde . . .

— Für Deinen Vater, liebe Tante?

— Nein, guter Neffe, nicht für meinen Vater, wohl aber für Menelaus . . .

— Jenen Helden, welchen Homer durch seine Odyssee unsterblich gemacht?

— Was kümmert mich der Gemahl jener liederlichen Helene, deren Schönheit mir von jeher ein Dorn im Auge gewesen, weil

*) Nach Friedrichs II. Thronbesteigung wurde dieser Freiherr von Knobelsdorf zum Intendanten aller königlichen Bauten ernannt. In dieser Eigenschaft erbaute er das Schloß zu Sanssouci, zu dem Friedrich der Große am 14. April 1745 den Grundstein gelegt, das Berliner Opernhaus und den neuen Flügel des Lustschlosses zu Charlottenburg; außerdem restaurirte er das Potsdamer Palais und legte den Berliner Thiergarten an.

sie Schuld an dem Untergange Troya's gewesen ist. Nein, Neffe, ich meine jenen Menelaus, der Deiner Tante näher stand, als Mancher ihres weitverzweigten Stammes . . .

— Mir ist ein Knobelsdorf, der mit seinem Vornamen Menelaus geheißen hat, nicht bekannt . . .

— Du irrst, lieber Neffe, ich rede hier von keinem unserer Verwandten . . .

— Ei, von wem also? fragte der ungeduldige Neffe.

— Ich hatte einen Mops, der Menelaus hieß.

— Einen Mops? wiederholte der Baron und schlug eine laute Lache auf.

— Pfui, pfui, Georg, wie kann ein Mann Deiner Abkunft so plebejisch lachen!

— Lachen, Tante, macht Keinem von uns Schande. Lachen ist im Gegentheil eine Tugend . . .

— Ja, ja, eine Tugend bürgerlicher Herkunft . . .

— Erlauben Sie, liebe Tante, mich dieser Tugend zu befleißigen, gleichviel, ob sie bürgerlichen oder adeligen Ursprungs.

— Man sieht, Herr Baron, daß Sie in Frankreich gewesen sind . . .

— Dort erlaubt auch der höchste Adel sich und Andern zu lachen, so viel Jedem gefällt . . .

— Um auf den Hund zu kommen, sagte die Gräfin, um das Gespräch auf seinen Mittelpunkt zurückzuführen, willst Du die Güte haben, Deiner alten Tante — sie verlangt es nicht umsonst — den Riß zu einem Mausoleum für den Seligen zu entwerfen?

— Für den seligen Mops?

— Nun ja, für wen denn sonst?

— Tantchen! Tantchen! rief der Baron und fing von Neuem zu lachen an.

— Dein unanständiges Gelächter, Neffe, bringt mich in Verzweiflung. Antworte ernst und anständig, wie es für einen Cavalier Deines Namens sich geziemt. Willst Du Deiner alten Tante, die mit Einem Fuße schon im Grabe steht, diese kleine Bitte erfüllen oder nicht?

— Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen, nur das Eine nicht. Was müßte der Hof, was die ganze Stadt von uns denken, wenn sie erführen, daß Tante Knobelsdorf ihrem Mopse ein Monument gesetzt, zu dem ihr Neffe den Plan entworfen? Nein, Tantchen, wir wollen uns nicht blamiren.

— Blamiren? wiederholte die alte Hofdame, die vor Zorn puterroth geworden war. Spricht man so mit seiner Tante, die in ihrem letzten Willen Dich, ihren undankbaren Neffen, zum Erben ihres ganzen Vermögens eingesetzt?

— Zürnen Sie mir nicht: ich achte und liebe Sie; aber eben darum werde ich Ihnen nie die Hand zu einem Schritte bieten, der Sie und mich dem Gespötte der ganzen Stadt preisgiebt . . .

— Sie wollen also wirklich nicht?

— Um keinen Preis der Welt . . .

— Gut, dann mache ich morgen ein neues Testament . . .

— Sie sind unbeschränkte Herrin Ihres Willens . . .

— Dann setze ich einen wildfremden Menschen als Universalerben ein . . .

— Was Sie thun, ist gut gethan, sagte der Baron, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und empfahl sich.

Die Gräfin spie Feuer und Flammen.

XXV.

Am andern Morgen ließ sie ihren Anwalt rufen, um ihre Drohung auszuführen. Sie machte ein neues Testament, in dem sie ihren Neffen enterbte, weil er — wie sie ausdrücklich dabei bemerkt wissen wollte — sich geweigert hatte, den bewußten Plan zu entwerfen.

Gott schütze uns vor solchen Tanten!

XXVI.

Herr von Gundling, der, trotz allem Nachdenken, noch immer keinen Weg gefunden hatte, auf dem er der »Königin seines Herzens« eine Antwort, die er mondenlang mit sich in der Brieftasche herumtrug, konnte zugehen lassen, ohne sich und sein Geheimniß der Gefahr der Verrathes bloszustellen, war seitdem, von Eitelkeit, Hochmuth, Durst und Liebessehnsucht aufgerieben, nur mit zwei Gedanken noch beschäftigt: des Morgens mit der Königin und deren unzweifelhafter Liebe zu ihm, Abends mit der Leidenschaft des Trunkes, die in ganz letzter Zeit verheerende Fortschritte

gemacht und in seinem Geiste die ersten Spuren des Delirium tremens oder Säufer-Wahnsinns zurückgelassen hatte.

Diese Krankheit — von Hufeland „mania potatorum“, von Clarus „hallucinatio ebriosorum“ getauft — ist nach den Beobachtungen des englischen Arztes E. Sutton, der, so viel uns bekannt, der erste Arzt gewesen war, welcher das Wesen und die Symptome derselben charakterisirt hatte *), eine Folge des Jahre lang fortgesetzten Mißbrauchs geistiger Getränke und demnach ausschließliches Eigenthum der Trunkenbolde. Nach der Ansicht des deutschen Arztes G. Barkhausen **) tritt sie weit seltener in Weinländern, als in solchen Gegenden auf, wo mehr Bier, Punsch und Schnaps getrunken wird, und äußert sich vorzugsweise durch Störungen der Gehirn- und Nerven-Funktionen, durch Schlaflosigkeit und Gliederzittern, durch Geistesschwäche und Sinnestäuschungen höchst eigenthümlicher Art. ***) Kranke, die an dieser Phrenesie leiden, sehen bei helllichtem Tage gespensterische Gestalten und hören unheimliche Stimmen, die ihnen Angst, Furcht, Schrecken und Entsetzen einflößen. Es hat Leute gegeben, die sich in diesem oft ganz fieberlosen Delirium so grauenerregende Vorstellungen gemacht, daß sie, von tausend Schrecken gefoltert, in kalten Schweiß gebadet, endlich ganz besinnungslos zusammengestürzt sind. Dabei

*) Suttons in englischer Sprache abgefaßte Monographie erschien von J. Heineken ins Deutsche übersetzt u. d. Titel: „Abhandlung über das Delirium tremens, Bremen, 1819.“

**) Beobachtungen über den Säufer-Wahnsinn, Bremen, 1828. 8.

***) Außer den beiden oben Genannten hat auch der Franzose J. P. F. Rayer eine „Mémoire sur le delirium tremens“, Paris, 1819. und der Schwede J. G. Lind eine gelehrte Abhandlung „de delirio tremente“, Stockholm, 1822. geschrieben.

verfolgt fast jeden dieser Kranken eine fixe Idee, die wie ein rother Faden durch die ganze Krankheit zieht. So oft Herr von Gundling einen neuen Anfall dieses temporären Wahnsinns bekam, verfolgte ihn die Idee, der König, welcher erfahren, daß Gundling sein begünstigter Nebenbuhler sei, habe ihn des Majestätsverbrechens angeklagt und ihn durch eine Art unheimlicher Fehme zur qualvollsten aller Todesstrafen verurtheilen lassen. Er sah die verlarvten Blutrichter, er hörte aus ihrem Munde das Urtheil, er fühlte sich gepackt, gebunden und auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatze geschleift; dort sah er Tausende von Köpfen, die ihn hohnlachend angrinzten und ihn mit Verwünschungen überhäuften. Er sah eine Masse von Soldaten, die ein dichtes, undurchdringliches Carré um das Schaffot gezogen; die Strahlen der jungen Morgensonne, die sich in den frischgeputzten Bajonetten dieser Schergen abspiegelte, drangen blendend in sein Auge ein, das er unwillkührlich schließen mußte. Dann bestieg er das Schaffot und sah den Henker, der mit teuflischer Schadenfreude sein scharfgeschliffenes Beil putzte. Mit diesem Beile wurde ihm dann zuerst der rechte Arm, dann das linke Bein und erst ganz zuletzt der Kopf abgehauen. Das Alles fühlte er so genau, als ob Alles, was ihm sein momentan zerrüttetes Gehirn vorgespiegelt, nicht Täuschung, sondern Wahrheit gewesen wäre. Man denke sich bei all diesen Vorstellungen die Seelenangst des armen Narren, der, wie vielleicht kein zweiter Mensch auf Erden, Furcht vor dem Tode hatte! Man denke sich die Höllenqual des armen Gundling, der sich auf diese Weise wohl schon zwanzig Mal zum Richtplatze geschleift fühlte, da er mit jedem neuen Paroxismus all' diese Sinnestäuschungen in derselben Reihenfolge und mit allen schauerlichen Einzelnheiten

wiederkehren fühlte und die ganze Hinrichtung von Neuem durchmachen mußte — ein schrecklicher Zustand, der auf der Grenzlinie zwischen Träumen und Wachen steht, eine Marter, die sich nicht beschreiben läßt.

Der Hingerichtete bekam auf Verordnung des Arztes eine starke Dosis Opium, die seine Nerven beruhigte; mit dem Schlafe kehrte dann auch allmählig die Kraft seiner Sinne zurück und der Kranke war dann auf kurze Zeit wieder hergestellt.

Kurz nach einem neuen Rückfalle, von dem er durch Opiumshilfe bald wieder genesen war, begab sich der König nach Wusterhausen, um dort auf die Rebhühnerjagd zu gehen. Es versteht sich von selbst, daß im Gefolge Sr. Majestät der Schalksnarr, der die ganze Gesellschaft unterhalten sollte, wiederum nicht fehlen durfte, obgleich der arme Baron viel lieber in Potsdam zurückgeblieben wäre, überzeugt, daß man ihn blos deshalb mitgenommen habe, um ihm, zur Belustigung des Monarchen, einen neuen Streich zu spielen.

Und das geschah denn auch wirklich. Gegen Abend war Friedrich Wilhelm mit seinem Jagdgefolge unter Hörnerklang und Hundegebell in sein Schloß zurückgekehrt, um einem Feuerwerke beizuwohnen, das bei einbrechender Nacht im Freien abgebrannt werden sollte. Zwei Stunden vorher, als es noch ziemlich hell war, verlockte Herr von Printz und ein anderer Gelbschnabel den kaum genesenen Oberceremonienmeister unter dem Vorwande, daß sie ihm einige Vorbereitungen zum Feuerwerke zeigen wollten, in ein abgelegenes, gänzlich leeres Zimmer des Schlosses, das sie, nachdem er einmal in die Falle gegangen war, schnell verließen, um es von außen zuzuschließen. Der arme Gundling war nun ein=

gesperrt in einem engen Zimmer, in dem sich nicht einmal ein Stuhl befand, auf dem sein morscher Leichnam, ermüdet von den Strapazen der Jagd, ausruhen konnte. Zum Glück ahnte er noch nicht, weshalb sie ihn eingesperrt hielten. Geduldig wie ein Opferlamm, öffnete er das Fenster und sah, um die Langweile zu besiegen, in den Park hinaus.

Die beiden Kammerjunker hatten unterdessen so leise als möglich zwei große Löcher durch die Thür gebohrt, durch die sie einen Augenblick später gleichzeitig zwei brennende Schwärmer hineinschleuderten, die den armen Baron, der sich, nichts Arges ahnend, ins Anschauen der eben untergehenden Sonne vertieft hatte, aus seiner stillen Betrachtung aufschreckten. Er kehrte sich um und schrie:

— Was giebt's?

Statt der Antwort flog ihm durch die beiden Schießscharten ein neues Peloton brennender Schwärmer entgegen. Um nicht getroffen zu werden, flüchtete er in eine Ecke seines Kerkers und rief mit der ganzen Kraft seines Organs:

— Was soll das? Derlei dumme Späße verbitte ich mir!

Um ihn aus seinem Schlupfwinkel herauszutreiben, folgten jetzt in großer Schnelle ein Paar Dutzend brennender Frösche, welche einige Secunden lang mit der Geschwindigkeit eines Blitzes zickzackartig hin und her sprangen und sich dann mit einem starken Knall entluden. Diese herumwirbelnden Frösche jagten unsern Helden, der, wie wir bereits wissen, keinen Ueberfluß an Muth besaß, in so große Bestürzung, daß er wie ein gehetzter Hase von einer Ecke in die andere floh und dabei dergestalt schrie, als ob er am Bratspieße stäke. Seine Feinde aber ließen sich durch sein Zeter- und Mordiogeschrei nicht abschrecken, ihr Bom-

bardement ruhig fortzusetzen. Zu ihrem größten Jubel verirrte sich jetzt einer der berstenden Frösche in die Locken seiner Ziegenhaar-Perücke, die dadurch in Brand gerieth.

— Ich brenne! ich brenne! schrie der arme Narr. Feuer! Feuer! Hilfe! Hilfe! jammerte Gundling und riß die Perücke, die in lichterlohen Flammen stand, vom Kopf herunter.

Die beiden Feuerwerker, welche eine Katastrophe dieser Art vorausgesehen hatten, ließen diesen Hilferuf an ihrem Ohre nicht ungehört vorübergehen. Sie stellten alsogleich das Feuer ein und zogen ein paar Instrumente hervor, mit deren Hilfe sie durch die beiden Schießlöcher dicke Wasserstrahlen auf den in Brand gerathenen Baron hineinspritzten, in solcher Masse, daß dieser bald bis auf die Knochen durchnäßt, wie ein Pudel, der, soeben aus dem Wasser an's Ufer zurückgekehrt, sich triefend abschüttelte, um seine Haut zu trocknen.

Die beiden Spritzenleute öffneten nun ganz leise die Thür und liefen auf den Zehen davon, um sich im Garten so unbefangen, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, in die Nähe des Königs zu drängen und so jeden Argwohn von sich fern zu halten.

Der arme Gundling, der sich noch immer eingesperrt glaubte, lehnte sich weit zum Fenster hinaus und brüllte so laut um Hilfe! Hilfe! daß dieser Ruf auch dem Ohre des Königs nicht entging. Seine Majestät verfügten sich in Begleitung einiger Herren und Junker in das Gemach, von dem dieser Schrei ausgegangen war. Befragt, was vorgefallen sei, erzählte der Baron dem Monarchen den schändlichen Streich, der von Printz und einem seiner Spießgesellen an ihm verübt worden sei.

— Er also, Herr von Printz, fragte der König, ist der Urheber dieses Bubenstücks?

Der Junker, der nicht den Muth besaß, diese That einzugestehen, leugnete sie und berief sich auf die Aussage seines Helfershelfers, mit dem er seit einer Stunde hier im Garten wollte auf- und abgegangen sein.

— Sag' Er die Wahrheit, Printz, denn wenn ich Ihn auf einer Lüge ertappe, dann, junger Mensch, schicke ich Ihn nach Spandau . . .

— Majestät, stammelte der bleiche Junker.

— Er gesteht es also ein? fragte Friedrich Wilhelm mit zornsprühender Miene.

— Ja, Sire, antwortete der zitternde Junker.

— Nun, sprach Seine Majestät und geruhte zuvörderst eine Prise zu nehmen, weil Er die Wahrheit gestanden, will ich sein Bubenstück Ihm diesmal verzeihen, sagte der König, der sich nicht länger des Lachens erwehren konnte. Heda, Freund Gundling, wie geht's?

— Schlecht, sehr schlecht, allergnädigster König und Herr; ich bin bis auf die Knochen durchnäßt . . .

— Ei, eine so unwillkührliche Abstaubung Seines Körpers kann Ihm durchaus nichts schaden . . . von solchem Bade stirbt man nicht . . .

— Und dennoch, Majestät, fühle ich mich ganz und gar erschöpft . . . Ach, Sire, mir ist durchaus nicht wohl, stöhnte der arme Mann und ließ, wie Jemand, der eben ohnmächtig wird, Kopf und Arme sinken.

— Mein Gott, fragte der Monarch, zum ersten Male um ihn wohlwollend besorgt, was ist Dir? was hast Du?

— Durst, Majestät, furchtbaren Durst!

— Printz, rief der König, hole Er, um sein Unrecht wieder gut zu machen, etwas zum Trinken für seinen Freund Gundling.

— Sogleich! sagte der Junker und eilte fort.

Bald darauf, nachdem der Herr Oberceremonienmeister einige Gläser guten Weines hinabgestürzt hatte, war aller Zorn vergessen.

Armer Herr von Gundling! Hast Du darum das Bildniß Kaiser Karls VI. erhalten, damit zwei gelbschnäbelige Junker Dich ungestraft in Brand stecken und unter Wasser setzen dürfen? Und doch haben wir, trotz allen Mißhandlungen, denen Du preisgegeben bist, kein Mitleid mit Dir, weil von allen Lastern, denen sich ein Mann Deiner Art in die Arme wirft, der Trunk, der Dich vor Dir selbst und Andern so tief erniedrigt hat, das gemeinste ist.

XXVII.

Wenige Tage nach jener Scene — der Hof war unterdessen nach Potsdam zurückgekehrt — erhielt unser seit jenem Spritzbade renovirte Freiherr durch jenen kleinen Liebesboten einen neuen Brief folgenden Inhalts:

»Ihre Freundin, die an Ihrem Schicksale wärmeren Antheil als an ihrem eigenen nimmt, kann der Nothwendigkeit, Sie zu sprechen, um Ihnen das wichtigste Geheimniß Ihres

Lebens anzuvertrauen, nicht länger widerstehen, um so mehr, da jetzt ein Moment naht, der das Glück oder Unglück ihrer Zukunft entscheidet. Ich muß Sie sprechen, und zwar noch heute, mit dem Glockenschlage Neun, im Schloßgarten in dem letzten Bosquet, in der Nähe der stillverschwiegenen Marmor-Statue. Mit brennendheißer Sehnsucht erwartet Sie

Ihre

stille Verehrerin.

S. D.«

Zum Glück kam diese Einladung zum Stelldichein noch früh genug, um unsern beneidenswerthen Helden noch vollständig nüchtern anzutreffen.

— S. D.! rief er außer sich vor Freude und benetzte die beiden Buchstaben mit hundert Küssen. S. D.! S. D.! Sophie Dorothee! In diesen beiden Namen liegt ein Zauber, der mich in diesem Augenblicke dergestalt begeistert, daß ich darauf ein Gedicht machen muß.

Dieser Einfall, der mit der Schnelligkeit eines zündenden Blitzes sein ganzes Ich durchzuckt hatte, wurde sofort in Ausführung gebracht. Er nahm eine neue Feder, ein sauberes Blatt Papier und brachte nach Verlauf einer Stunde und 23 Minuten ein Gedicht zusammen, das, im Ganzen und Einzelnen sehr stark an die Periode der Hofmannswaldau-Poesie erinnernd, also lautete:

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Panacea,
End' und Anfang aller Wonne,
Keuscher Mond und holde Sonne,

O Sophia Dorothea,
Meine Rahel, meine Lea,
Sieben volle Jahr' schon werbe,
Sieben volle Jahr' schon sterbe
Ich für Dich, o Königin!

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Epopöa,
Traute Wurzel meiner Freuden,
Fundamentum meiner Leiden,
O Sophia Dorothea,
Meiner Schmerzen Panacea,
Tod und Leben will ich wagen,
Um, o Kön'gin, Dir zu sagen,
Daß Du, ach, mein Alles bist!

O Sophia Dorothea,
Juno, Venus und Asträa,
Höre meiner Liebe Flehen,
Laß mich so nicht von Dir gehen,
O Sophia Dorothea,
Holde Nymphe Amalthea,
Stille meiner Lieb' Gelüste,
Reich' den Nectar Deiner Brüste
Deinem Säugling Jupiter!

Der griechische Philosoph Aristomachos, der sich — wie Athenäus erzählt — achtundfünfzig Jahre lang ausschließlich mit Beobachtung der Bienen beschäftigt hatte, soll — wie ein Spötter versichert — dessenungeachtet nur mit vieler Mühe die Drohnen von den Arbeitsbienen haben unterscheiden können. Unser ehemaliger Professor, der sich auf der Universität zu Helmstädt drei Jahre einzig und allein mit der Metrik beschäftigt haben soll, konnte

trotzdem nur mit knapper Noth einen Dactylus von einem Anapästus unterscheiden. Um so größer war seine Freude, als er sein Gedicht, nachdem er jeden Vers zehn Mal gelesen und durchscandirt hatte, nach seiner Ansicht vollkommen fehlerfrei fand. Der Brandenburgische Catull las jetzt zum eilften Male seine dreistrophige Schöpfung und war zufriedener mit ihr, als der ewige Vater des Himmels mit seiner erschaffenen Welt. Ganz besonders schön und zart fand er den Gedanken, daß er die Königin, Anfangs wohl nur des Reimes wegen, mit der Nymphe Amalthea verglichen, die, wie bekannt, mit der Milch einer Ziege den kretensischen Jupiter großgesäugt hatte; die Idee, daß er in den zwei letzten Versen:

»Reich' den Nectar Deiner Brüste
Deinem Säugling Jupiter.«

aus Ihrer Majestät eine Ziege und aus sich, einem alten Knaben von siebenundfünfzig Jahren, einen Säugling gemacht, erschien ihm so hochpoetisch, daß er — ein Wort sagt Alles — entzückt war. — Die prosaische Antwort, die er seit Wochen in der Tasche herumgetragen hatte, ohne Gelegenheit zu finden, sie an den rechten Mann, oder, richtiger gesagt, an die rechte Frau zu bringen, wurde nun vernichtet.

— Dies eine kleine Gedicht wird einen tiefern Eindruck als ein Dutzend prosaischer Liebesbriefe auf sie machen. Die Königin wird den Schwung meiner Phantasie, die Gluth meiner Vergleiche, den reinen Aether meiner Reime bewundern und sich zu mir, wie einst Prinzessin Eleonore von Este zu ihrem Torquato Tasso, magnetisch hingezogen fühlen. Heute Abend, mit dem Glockenschlage Neun, in der Nähe des stillverschwiegenen Liebesgottes, werde ich, von Luna's keuschen Strahlen übergossen, vor Sophia Dorothea,

»meines Herzens Panacea« niedersinken, mit der ganzen Gluth der Seele ihre Knie umfassen und nicht eher von ihr lassen, bis sie, berauscht von dieser Gluth, an meinem Herzen ruht. Dann, Gundling, schlägt die Stunde der Erhörung, dann wag' ich Alles, dann naht der Augenblick, wo ich ihr sage:

»Reich' den Nectar Deiner Brüste
Deinem Säugling Jupiter.«

XXVIII.

Abends, eine Viertelstunde vor Neun, erschien Jacob Paul Freiherr von Gundling, der seit drei Jahren nicht so nüchtern als an diesem Tage war, in voller Galla, in goldgestickter Kammerherren-Uniform, mit dem Bildniß Kaiser Karls **VI.** um den Hals und dem rothen Adler auf der Brust, mit dem Degen an der Seite und dem Kammerherrenschlüssel auf der linken Hüfte, mit gewaschenen Manchetten und einem Chapeaubas in der Hand, in dem öden, mäuschenstillen Schloßgarten. Sein Herz pochte lauter als das manches sechszehnjährigen Jünglings. War dies doch das erste, allererste Rendezvous seines langen Lebens. Und welch ein Rendezvous! Wie wenig Sterblichen wird das Glück zu Theil, sich von einer K ö n i g i n geliebt zu sehen! Neunmal glücklicher Gundling, dem sogar eine Königin von P r e u ß e n ein Stelldichein giebt!!!

Mit dem neunten Glockenschlage huschte unser Held, scheu und

ängstlich wie ein Dieb, in das ihm bezeichnete Bosquet und fand darin — nichts als eine ziemlich hohe Bank von Stein. Er harrte fünf . . . er harrte zehn Minuten . . . doch Sophia Dorothea, »seines Herzens Epopöa«, erschien noch immer nicht. Erwartungsvoll auf Kohlen stehend, ließ er seine Blicke rechts und links durch die Zweige seines Schlupfwinkels schweifen, gewahrte jedoch nichts als die immer dichter werdenden Schatten der hastig einbrechenden Nacht. Gundling stülpte den kleinen Hut auf die große Perücke, legte die linke Hand auf den Degengriff, nahm eine nachdenkende Stellung und fragte sich:

— Sollte Ihre Majestät, die Königin, blos geruht haben, Dich in den April zu schicken? Nein, Gundling, nein, denn pro primo ist heute nicht der erste April, sondern der 17. September, pro secundo erlaubt sich die Königin keinen so unverantwortlichen Spaß mit mir. Wo aber weilt sie so lange? Ist es ihr noch nicht finster genug? Das wird es sein! rief er aus und war eben im Begriff, sich auf die Steinbank niederzulassen, als sein Ohr das Rauschen einer Robe und sylphenleichte Schritte vernahm. Rasch kehrte er sich um und erblickte nun am Eingange des Bosquets eine hohe, imposante Frauengestalt in schwarzer Sammetrobe mit halbverschleiertem Gesichte, in der er sofort Ihre Majestät erkannte.

— Königin! rief er aus und stürzte wie ein bengalischer Tiger auf seine Beute los.

— Gundling! schluchzte die majestätische Huldgestalt und verdeckte ihr Gesicht, um dem Geliebten den Ausbruch ihrer Thränen zu verbergen.

— O Königin! rief er aus, ließ sich, schwerfälliger als man-

ches Kameel, auf eines seiner Kniee nieder, erfaßte die alabasterweiße Hand Ihrer Majestät, drückte sie an sein Herz und sprach: Das längst ersehnte Glück, die Freude, hat die Zunge mir gelähmt, o Königin; nimm dies Gedicht, holde Herrin, es wird Dir sagen, was Dein Gundling für Dich fühlt . . .

— Ein Gedicht? fragte Ihre Majestät hoch entzückt, o reichen Sie es mir, daß ich mich Nachts, wenn Alles schläft, daran erlabe . . .

— O Sophia Dorothea, Juno, Venus und Asträa, hier ist das Gedicht, flötete unser Torquato und überreichte es ihr.

— Dank, tausend Dank, hauchte seine Leonore und versenkte das Blatt eilig in den verschwiegenen Schnee ihres Busens.

Doch in demselben Augenblicke vernahmen Beide, nicht fern von ihrem Schlupfwinkel, ein heftiges Husten und deutlich hörbare Männertritte.

— Weh' uns, rief die Königin, dort von jener Seite naht ein Mann . . . noch ist es Zeit zum Fliehen . . . gute Nacht, gute Nacht, flüsterte die Huldgestalt mit unbeschreiblich süßem Liebesschmelze und verschwand noch schneller als sie kurz vorher erschienen war.

Unser Held aber, nicht so leichtfüßig als die schwarzsammetne Sylphide, überlegte einen Augenblick, was er thun sollte, und hatte soeben beschlossen, sich platt auf den Bauch hingestreckt unter der steinernen Bank zu verkriechen, als jener Mann, der die beiden Liebenden im schönsten Momente auseinander gesprengt hatte, im Bosquet erschien.

— Wer da? rief jener Mann, der kein Anderer als der verwunschene Printz war.

Herr von Gundling, der wie ein Frosch auf dem plattgedrückten Bauche lag, wagte nicht zu antworten.

— Wer da? fragte noch einmal der vermaledeite Störenfried und stieß mit seiner Fußspitze die Rippenpartie des schlecht versteckten Kammerherren.

— Au! Au! schrie der getretene Mann.

— Sie sind's, Herr von Gundling? fragte der Kammerjunker, der seinen Feind schon aus weiter Ferne gewittert hatte. Was treiben Sie in dieser äußerst verdächtigen Lage, mitten in der Nacht, unter dieser Bank?

— Ich habe hier, mit Ihrer Erlaubniß, mein Mittagsschläfchen gehalten . . .

— Und wer war die Dame, die Sie soeben verlassen hat?

— Eine Dame? Ich weiß nichts von einer Dame! sagte der Baron, der nun, auf's Schlimmste gefaßt, aus dem staubigen Versteck hervorkroch.

— Wie, Herr Baron, Sie wagen es, die Gegenwart jener schwarzen Dame abzuleugnen, die, als sie mich husten gehört, die Flucht ergriffen hat?

— Möglich, daß eine Dame, während ich da unten geschlafen, hier auf der Bank gesessen. Doch habe ich sie weder gesehen noch gesprochen . . .

— Sie lügen, Baron! Ich habe sehr genau gehört, wie und was Sie mit ihr gesprochen; auch habe ich deutlich genug gesehen, wie Sie ihr ein Blatt Papier in die Hand gedrückt, das sie blitzschnell in ihren Busen gesteckt. Sie sehen, daß ich Alles weiß und daß Ihr Leugnen Ihnen wenig helfen wird.

— Ei, wenn Sie Alles wissen, so werden Sie mir wohl auch sagen können, wer jene schwarze Dame gewesen ist?

— Unverschämter! Sie haben den Muth, zu fragen, wer die verschleierte Frau gewesen ist?

— Du lieber Gott, ich kenne sie nicht! . . .

— Elender! wohl kennst Du sie . . . es war die Königin! rief Herr von Prinz und betonte, tief empört, das Wort »Königin« mit solcher Kraft, daß es selbst Taube hätten hören können.

— Schreien Sie nicht so!

— Wer kann das Schreien mir verwehren?

— Ich! sagte Gundling mit kostbar-lächerlichem Ernste.

— Sie? Sie? Sie? fragte der Kammerjunker in vernichtendem Hohne.

— Ja, Ich, und zwar im Namen der Königin!

— Im Namen der Königin? Sie gesteh'n also ein, daß diese Dame Ihre Majestät gewesen?

— Ja, junger Mann! erwiderte der Herr Oberceremonienmeister, indem er, ein alter Geck, die rechte Hand in die krausen Falten seines großen Busenstreifs versenkte.

— Und Sie wagen?

— Mein Leben für die Königin, entgegnete Gundling mit allem Stolze, der ihm zu Gebote stand.

— Und fürchten Sie nicht?

— Daß Herr von Prinz schlecht genug sein könnte, mich und die Königin zu verrathen? . . . Auch darauf, junger Mensch, bin ich nunmehr gefaßt . . .

— Und wissen Sie, womit dies enden kann?

— Mit meinem Tode . . .

— Auf dem Schaffot! setzte der schadenfrohe Junker mit mephistophelischer Wollust hinzu.

— Auf dem Schaffot? wiederholte der kleinlaute Narr und verlor einen Augenblick seine Fassung, sammelte sich aber noch schnell genug und erwiderte mit einem Heldenmuthe, den Niemand ihm bis dahin zugetraut hätte, bah! meinetwegen auf dem Schaffot! Wer so lange Jahre für die »Königin seines Herzens« gelebt hat, wird auch eines Tages für sie zu sterben wissen!

— Sie lieben sie also wirklich?

— Mit allen Kräften meiner Seele!

— Halt, Verräther, jetzt hast Du Dich in meinen Schlingen gefangen; nun, alter Narr, bist Du verloren! sprach er und verschwand wie ein Geist der Unterwelt.

Jacob Paul Freiherr von Gundling aber verlor plötzlich den ganzen Vorrath seiner erheuchelten Courage und kehrte, nichts Gutes ahnend, niedergeschlagen und traurig nach seiner Wohnung heim, um, nachdem er zuvor seinen Durst gelöscht hatte, einem unruhigen, von bösen Träumen gepeitschten Schlafe in die Arme zu sinken.

XXIX.

Eine Stunde nach jenem verhängnißvollen, durch die Dazwischenkunft des Herrn von Printz gestörten Stelldichein lag die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms I. in ihrem Bett und las.

Das, was sie las, werden unsere Leser, die an dem Schicksale der Königin einigen Antheil nehmen, früh genug erfahren.

Der Monarch, der von seinem Zimmer aus im Schlafgemache seiner Gattin, trotz seines erst unlängst erneuerten und streng verschärften Verbotes nach zehn Uhr noch Licht gewahrte, beschloß in einem Anflug übler Laune, sich in die Apartements seiner Gemahlin zu verfügen, um sich mit Allerhöchsteigenen Augen zu überzeugen, welcher Grund sie veranlasse, einen Paragraphen seines Hausgesetzes zu überschreiten.

Bei seinem ganz und gar unerwarteten und unangemeldeten Eintritt in's Schlafkabinet Ihrer Majestät, schob die Königin — leider schon zu spät — das Blatt, in dessen Lectüre sie sich auffallend vertieft hatte, unter eines ihrer Kopfkissen.

Der König, welcher — o wunderbare Fügung des Geschicks! — zum ersten Male in seiner vierundzwanzigjährigen Ehe einer Anwandlung von Eifersucht nicht widerstehen konnte, fragte in barschem Tone:

— Madame, was muß ich sehen? Sie lassen, mir und meinem Verbote zum Trotz, noch einundzwanzig Minuten nach Zehn Licht in Ihrem Zimmer brennen?

Die Königin, in allen Lagen des Lebens eben so klug als sanft, hielt es angemessen, lieber zu schweigen, als den so leicht erregbaren Jähzorn ihres tyrannischen Gemahls durch irgend eine Antwort aufzureizen.

— Madame, fuhr der Haustyrann fort, was hat Sie veranlaßt, heute, nach so langer Zeit, die Hausordnung zu überschreiten? Sie sind bestürzt, Madame, Sie schweigen? Wenn mich nicht Alles trügt, so spiegelt sich in Ihren Zügen die Unruhe eines

bösen Gewissens. Madame! schrie der König dicht an ihr Bett hintretend, was geruhten Sie bei meinem Eintritt so ängstlich unter Ihre Kissen zu verbergen?

— Großer Gott, was wollen Sie? rief Sophie Dorothee leichenblaß.

— Antwort auf meine Frage! herrschte der Despot.

— Himmel, welch ein Ton!

— Teufel, wie bestürzt sind Sie! Madame, ich befehle Ihnen, mir zu sagen, was Sie unter Ihrem Kissen so geheimnißvoll verborgen halten.

— Sie befehlen mir, der Königin?

— Madame, auch die Königin muß gehorchen!

— Sie muß? fragte Ihre Majestät tief gekränkt.

— In monarchischen Staaten, Madame, ist das Muß eine segensreiche Formel, der auch Sie sich fügen müssen.

— Wir haben niemals Ihnen widersprochen, heut' zum ersten Male wagt Ihre Gattin, Ihrem Befehle Widerstand zu leisten.

— Und gerade das erweckt in mir Verdacht so böser Art, daß ich Sie ernstlich bitten muß . . .

— Ihre Bitte, Sire, ist für mich stets Befehl gewesen, sagte die Königin und zog nun aus dem Versteck der Kopfkissen ein Blatt hervor, das sie, auf das Schlimmste gefaßt, ihrem Gemahl überreichte.

— O Madame, was seh' ich!

— Das neueste Blatt des »**Mercure galant**«.

— Und durch wen erhalten Sie dieses Journal?

— Durch die Güte des französischen Gesandten.

— Kreuz Bomben Element! Ohne mein Wissen! Ohne meine

Erlaubniß! Haben Sie vergessen, daß es Ihnen untersagt ist, französische Bücher zu lesen?

— Eine Zeitung, Sire, ist kein Buch.

— Aber diese Zeitung ist französisch, und das genügt, sie in meinen Augen strafbar zu machen.

— Und doch ist dieser »Mercure« ein so harmloses, unschuldiges Blatt!

— Harmlos, unschuldig? Das sagen Sie, Madame; ich aber sage Ihnen, daß es in der französischen Literatur nichts, gar nichts giebt, was für treue Unterthanen eines so wohl organisirten Staates, als der preußische unter meinem Scepter zu sein die Ehre hat, ungefährlich wäre. Selbst jener vielgepriesene »Télémaque«, den der Erzbischof von Fénélon für die Enkel Ludwigs XIV. geschrieben hat, ist in meinen Augen kein harmloses Buch. In Frankreichs Literatur liegt der Keim zu einem Gifte, das einst ganz Europa anstecken und verpesten; in ihr liegt der Zunder zu einer Verheerung, die, mehr als alle Bomben und Kanonen der Welt, die Grundpfeiler des Staates und der Kirche, die Säulen der Throne und Altäre untergraben, auflockern und erschüttern wird, und darum, ja nur darum hasse ich diese Literatur, die sich die Oberherrschaft über die aller anderen Nationen anmaaßt, und der — ich sehe es kommen — einst auch die lammsfromme Literatur Deutschlands nachäffen wird; doch so lange ich noch lebe, soll diese Pest, meinetwegen überall, nur nicht in meinem Preußen Eingang finden. Und darum bitte ich Sie noch ein Mal, sich zukünftig dieser staatsgefährlichen Lectüre zu enthalten und weder französische Bücher, noch französische Zeitungen zu lesen. Müssen Sie durchaus etwas lesen, so empfehle ich Ihnen Daniel Kaspar von Lohensteins

Trauerspiele »Kleopatra«, »Sophonisbe«, »Agrippina« und vor Allen »Arminius und Thusnelda«, einen wunderschönen Roman, den einst auch ich zu lesen angefangen und . . .

— Den Sie wahrscheinlich nicht vollendet haben . . .

— Wer Teufel kann zwei starke Quartbände durchlesen! Lieben Sie derlei langausgesponnene Romane nicht, so lesen Sie Friedrich Freiherrn von Logau's Sinngedichte, die ich in meiner Jugend als Strafe meiner Unfolgsamkeit habe auswendig lernen müssen und wovon ich nur das eine, »Weinlust« überschrieben, noch behalten habe. Es lautet wörtlich:

»Wer mit Bacchus kämpfen will,
Hüte sich und trink' nicht viel;
Erstlich schlägt er auf die Beine,
Trifft er Dich, so bist Du seine.«

— Sire, ich bewundere . . .

— Logau's Verse? . . .

— Diese weniger als das herrliche Gedächtniß Ew. Majestät!

— O auch Wir haben Vieles gelesen und Uns Manches wohl gemerkt. Sind Sie keine Freundin von derlei Epigrammen, so empfehle ich Ihnen Martin Opitzens »Oden«, die dem Kaiser Ferdinand II. dergestalt zugesagt, daß er ihn zum Dichter gekrönt, ja sogar als Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben, was ich — beiläufig gesagt — nie gethan hätte, denn in einem wohlorganisirten Militärstaate, wie Preußen, ist selbst der größte Dichter ein ganz und gar unbrauchbares Subject.

— Ludwig XIV. dachte in diesem Punkte anders als Ew. Majestät. »Ich bin stolzer auf meinen Racine, als auf ein halbes

Dutzend meiner Generale,« soll er einst gesagt haben. »Alljährlich wird ein guter Feldherr, doch oft in hundert Jahren kein Dichter wie Corneille geboren.«

— Da haben wir's! Die französische Literatur und Alles, was drum und dran hängt, taugt in Grund und Boden nichts; sie hat eine allzugroße Meinung von sich und ihrem Ruhme, und darum ist sie, wie gesagt, mir sehr verhaßt, und darum sperr' ich ihr den Eingang in mein Preußen. Nach meinem Tode freilich wird es anders werden. Der Kronprinz, der Alles liebt, was sein Herr Vater haßt, ist Franzose durch und durch und eben deshalb lieb' ich ihn nicht sehr! Doch nun genug geplaudert von Dingen, die im Grunde doch nicht wichtig sind. Gute Nacht, Madame, gute Nacht! Verzeihung, daß ich Sie gestört; doch geht es schon auf Eilf; drum ist es hohe Zeit zum Schlafen, sprach Seine Majestät, beugte sich über das Licht und löschte die Flamme aus.

Dann wünschte er der Königin noch ein Mal gute Nacht und tappte im Finstern durch's Kabinet zur Thür hinaus.

— Mein Gemahl, sagte die sanfte Königin, während sie, ganz ohne Groll, tiefer in ihr Bett hineinschlüpfte, ist trotz mancher kleinen Fehler doch ein großer König! Der Himmel segne und erhalte ihn, fuhr sie fort und sprach ein kurzes Nachtgebet.

Dann sanken ihr die Augen zu.

XXX.

Eine weniger ruhige Nacht als die Königin hatte ihr Torquato Tasso, der arme Freiherr von Gundling. Beim Erwachen fühlte er sich ganz gerädert, denn schwere Träume hatten ihn gefoltert: er war auf verschiedene Arten hingerichtet: gespießt, gehangen, geköpft, gerädert und geviertheilt worden, und das Alles in Folge seines Abenteuers mit der Königin; denn schon im Traume hatte er geahnt, daß sein unerbittlicher Erzfeind, der schadenfrohe Teufel Printz, alle Ereignisse des gestrigen Abends dem Könige brühwarm hinterbringen werde, um ihn — den Günstling Ihrer Majestät — in den tiefsten Abgrund des Verderbens hinabzuschleudern.

Und diese Ahnung hatte ihn wirklich nicht getäuscht; denn als er kaum aufgestanden und erst halb angekleidet war, vernahm sein ängstlich gespanntes Ohr laute, unheimliche Schritte auf dem Corridor, und eine Sekunde später ein starkes, höchst brutales, äußerst offizielles Klopfen an seiner Stubenthür, die zum Glück noch verriegelt war. Der arme Gundling, der eben, nach gar langer Zeit, wieder einmal eingeseift vor den Trümmern seines Rasirspiegels stand, um seinen Bart — vermuthlich nur der Königin zu Liebe — abzumähen, erschrak dergestalt, daß ihm das Herz in die Füße und die stumpfe Bartsichel aus der Hand fiel. Er fing zu zittern

an und war einen Augenblick unentschlossen, ob er schweigen oder herein! rufen sollte.

— Aufgemacht! Aufgemacht! donnerte eine Stentorstimme von außen.

Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als die Thür zu öffnen. In demselben Moment trat ein Offizier, begleitet von vier riesengroßen Grenadieren, ins Zimmer.

— Im Namen des Königs, sprach der Offizier, bitte ich um Ihren Degen!

— Um meinen Degen? wiederholte der halbrasirte Obercereremonienmeister, der unter der Seife sich entfärbte.

— Nun ja, Herr von Gundling, denn von diesem Augenblick an sind Sie mein Gefangener!

— Ihr Gefangener? stammelte der leichenblasse Kammerherr. Und warum? weshalb?

— Das weiß ich selber nicht; doch muß das Vergehen, dessen Sie angeklagt sind, kein kleines sein, denn ich habe den Allerhöchsten Auftrag erhalten, Sie sofort in's Gefängniß abzuführen . . .

— Jetzt bei helllichtem Tage? In Begleitung dieser vier Herren?

— So lautet meine Ordre. Unten aber harrt ein verschlossener Wagen, der Sie an den Ort Ihrer Bestimmung bringen soll.

— Wohin?

— Vorläufig in die Hausvoigtei . . . ich ersuche Sie, mir sofort zu folgen . . .

— Sie erlauben doch, daß ich mich erst rasiren darf . . .

— Nein, denn das hieße gegen die Ordre handeln, welche lautet, Sie *sofort* zu arretiren . . .

— Halbrasirt und erst zur Hälfte angekleidet?

— Gleichviel! In der Hausvoigtei werden Sie Zeit und Muße finden, Ihre Toilette zu vollenden. Folgen Sie mir ohne Widerrede!

— **Contre la force point de resistance,** dachte sich der arme Baron und folgte in Hemdsämeln und nur auf einer Seite rasirt, in stummem Gehorsam dem Offiziere, der voranschritt.

Unten an der Hausthür angekommen, stieg er in den bereits geöffneten Wagen; ihm zur Seite nahmen der Offizier und ihm gegenüber zwei jener martialischen Goliathe Platz.

Der Wagen fuhr nach der Hausvoigtei.

Dort angelangt, wurde der Staatsverbrecher dem Inspector des Gefängnisses überliefert, der ihn mit jesuitischer Zuvorkommenheit empfing.

— Habe ich die Ehre, fragte er, den Herrn Baron von Gundling vor mir zu sehen?

— Ja, mein Herr, erwiderte der Gefragte in höchst larmoyantem Tone.

— Es gereicht mir zur besondern Ehre, einen so weltberühmten Gelehrten in die Liste unserer Gefangenen einzutragen . . .

— Sie sind sehr gütig, mein Herr.

— Es wird Ihnen, wie ich hoffe, ganz gut bei uns gefallen. Ich werde, meiner Ordre gemäß, Ihnen zwar nur ein sehr kleines, aber doch ziemlich helles und freundliches Zimmer anweisen; auch werden Sie mit der Kost nicht ganz unzufrieden sein . . . täglich eine Portion trefflich gebackenen Commisbrodes, Erbsen- oder Graupensuppe, an Sonn- und Feiertagen ein halbes Pfund Fleisch . . .

— Und zum Trinken? fragte der Gefangene ängstlich besorgt

— Wasser, klares, frisches Brunnenwasser!

— Wie? Weder Wein noch Bier?

— Der Herr Baron belieben zu scherzen. Wo sollte der preußische Staat das Geld hernehmen, wenn jeder der Herren Staatsgefangenen berechtigt wäre, zur Stillung seines hin und wieder maaßlosen Durstes Bier oder gar Wein zu verlangen?

— Aber es giebt doch wenigstens Schnaps?

— Auch damit können wir leider nicht dienen. Doch ich bemerke soeben, daß der Herr Baron mitten im Rasiren gestört worden sind. Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Baron; Ihr werther Name ist bereits eingetragen. Wollen Sie nun die Güte haben, sich auf Ihr Zimmer zu verfügen? Geliebter Bruder in Christo, sagte der Inspector zu einem der Wärter, der auf ein Zeichen mit der Klingel kurz vorher eingetreten war, begleite den Herrn Baron auf Nummer 14.

— Kommen Sie, sagte der Wärter und winkte dem Gefangenen, ihm zu folgen.

— Herr Baron, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen, schloß der überhöfliche Inspector und machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Jeder Zoll ein Jesuit! sagte Gundling beim Hinausgehen zu sich selbst. Der Teufel hole diesen frommen Bruder in Christo!

Man sieht, daß es auch schon damals Mucker gegeben hat.

XXXI.

Der große Staatsgefangene hatte jetzt vollauf Zeit, sich ganz nach Bequemlichkeit nicht blos ein, sondern zehn und zwanzig Mal zu rasiren, denn er saß bereits einundzwanzig Tage, ohne — wie dies zu jener Zeit und selbst später noch durchaus nicht ungewöhnlich war — von seinen Richtern verhört zu werden. Auch war ihm Muße geblieben, über den Grund der Ungnade, über die Ursache seiner Gefangenschaft reiflich nachzudenken. Und darum stand es schon lange fest in ihm, daß seine unselige Liebe zur Königin, oder, richtiger gesagt, die unselige Neigung der Königin zu ihm, das Alpha und Omega seines Sturzes sei. Wie und auf welche Weise dieses Majestätsverbrechen enden werde, war bei dem zum Sprüchwort gewordenen Schneckengange der preußischen Justiz jetzt noch gar nicht abzusehen, doch flößte ihm der jedenfalls traurige Ausgang dieser Hochverraths-Geschichte schon jetzt so viel Angst und Schrecken ein, daß ihm, so oft er an das Ende dieses blutigen Prozesses zu denken wagte, die Haare wie Borsten zu Berge standen.

Und dennoch hatte diese lange Haft bei allen Uebelständen auch ihr Gutes, denn schon seit langen Jahren fühlte sich unser beklagenswerther Held nicht so frisch und gesund, als während dieser drei Wochen. Hier, wo sich ihm niemals Gelegenheit bot, dem Laster des Trunkes zu fröhnen, war er musterhaft-nüchtern. In Folge dieses regelmäßigen Lebens, dieser streng vorgezeichneten

Diät, dieser unfreiwilligen Enthaltsamkeit, fühlte er sich geistig und körperlich neu gestärkt. Nur schmeckten ihm die Tag um Tag abwechselnd-wiederkehrenden Erbsen- und Graupen-Suppen nicht, und schon Montags freute er sich auf den nächsten Sonntag, wo es zur Wonne seiner Kinnbacken, die während dieser Fastenzeit fast gänzlich die Uebung des Kauens verlernt hatten, wieder Fleisch gab. Daß auch das Wasser ihm nicht munden wollte, versteht sich wohl von selbst; er trank es stets mit unbesiegbarem Widerwillen und schnitt Gesichter dabei, als ob er die unangenehmste Arznei hinunterwürgen müsse; oft sogar überlief ihn schon beim Anblick dieser »blassen, blonden Dinte« — wie er das liebe, helle, klare Brunnenwasser hieß — eine Art von Schauer, eine Gänsehaut, und nicht selten stand er lieber durstig von seiner übermäßig-mäßigen Mahlzeit auf, als ein Getränke zu trinken, das ihm bis in die tiefste Tiefe seiner Kehle zuwider war.

Eines Nachmittags, als er, um die Zeit zu tödten, Jacob Böhme's »Aurora oder Morgenröthe im Aufgang«*), ein mystisches Erbauungsbuch, das einzige, das ihm der fromme Bruder in Christo, der Tartuffe der Hausvoigtei, zur Ausfüllung seiner Mußestunden geliehen, zum neunten Male von vorn angefangen hatte, fühlte er sich von der Mystik des Görlitzer Schusters dergestalt betäubt, daß er, auf seinem Bette ausgestreckt, allmälig eingeschlafen war. Kein Wunder, denn nicht Jedem ist es gegeben, wie jener arabische Philosoph Alfarabi 40, sage vierzig Mal mit gleicher Theilnahme und gleichem Genuß die »Metaphysik« des großen Aristoteles durchzukäuen. Nicht Jeder hat eine so tief ein-

*) Die erste Auflage dieses Buches erschien 1612 zu Görlitz.

gewurzelte Vorliebe für irgend ein Buch, wie jener Jesuit Fraguier, der das Gelübde gethan, tagtäglich tausend Verse im Homer zu lesen, um dessen Manen für die Beleidigungen zu rächen, die de la Motte dem blinden Sänger der Iliade zugefügt. Nicht Jeder hängt mit solcher Treue an seinem Lieblingsschriftsteller, wie jener Claude Boulanger, der seinen Homer so sehr geliebt, daß er ihn sogar in die Kirche mitnahm und sich statt des Gesangbuches der Odyssee bediente. Nicht Jeder ist so vernarrt in seinen Autor, wie jener Lorenz Normann in seinen Homer, den er Tag und Nacht bei sich trug, ja, der sogar so weit ging, seinem Sohne den Vornamen Homer zu geben, um sich den Genuß zu verschaffen, durch seines Sprößlings Namen beständig an Homer erinnert zu werden. — Auch ist jene »Aurora«, zu deren Lectüre unser Gundling sich verurtheilt sah, so ungenießbarer Art, daß man leicht in Versuchung geräth, schon beim einmaligen Lesen darüber einzuschlafen, wie jener gelehrte Jacques Lelong, der ein so großer Verächter der Poesie gewesen, daß er selbst über Homer und Virgil eingeschlummert war. Um so natürlicher und verzeihlicher, wenn Jacob Gundling über Jacob Böhme einzunicken sich erlaubte.

Aus diesem süßen Nachmittagsschläfchen störte ihn urplötzlich die Ankunft des Gefängnißwärters, der mit seinem Schlüsselbunde so viel Gerassel verursachte, daß unser Freund davon erwachte, noch bevor Jener ins Zimmer trat.

— Herr Baron! Herr Baron! rief der fromme Bruder.

— Was giebts?

— Ich bringe Ihnen frohe Botschaft . . . freuen Sie sich, Herr Baron . . . freuen Sie sich . . .

— Und worüber, guter Freund?

— Bald schlägt die Stunde des Verhörs . . . bald werden Sie vor Ihren Richtern stehen . . .

— Endlich! Endlich!

— O, das ist noch nicht Alles . . . Sie haben viel Glück, Herr Baron . . . der König selbst will Sie verhören . . .

— Der König selbst? Mich trifft der Schlag!

— Vor Freude! Nicht wahr? O unser König ist ein guter, milder, frommer Herr!

— Der Teufel hole Eure Frömmigkeit!

— Ach, Herr Baron, wer wird den Teufel so oft im Munde führen! Jacob Böhme sagt . . .

— Ich mag nicht wissen, was er sagt . . . Sagen Sie lieber, wo ich verhört werden soll . . .

— Hier in der Hausvoigtei . . . vor zwei Stunden haben Seine Majestät sich anmelden lassen . . . mit dem Glockenschlage Vier soll ich Sie in den Verhörsaal führen . . . Horch . . . soeben schlägt es Vier . . . folgen Sie mir, Herr Baron.

Gundling folgte ihm mit schwerem Herzen.

XXXII.

Im Vorzimmer des Verhörsaales mußte er über eine halbe Stunde warten; dann ertönte eine Klingel; der Gefängnißwärter öffnete die Thür, worauf eine Stimme so laut, daß Gundling sie hören konnte, ihm entgegenrief:

— Der Delinquent kann nunmehro eintreten!

Eine Sekunde später stand der Baron vor einer mit grünem Tuche beschlagenen Tafel, an der ein einziger Richter saß: Friedrich Wilhelm I. von Gottes Gnaden König von Preußen in Allerhöchsteigener Person. Ihm zur Linken einer seiner Kammerherren, der als Actuar fungirte. Hinter dem Lehnstuhle des Königs stand Herr von Printz. Außer Diesen war Niemand in dem großen unheimlichen Saale, dessen nackte, dunkele Wände durch ein einziges Bild, das des Staats- und Justizministers, Samuel Freiherrn von Cocceji (nachmaligen Großkanzlers), ausgeschmückt waren.

Gundling machte eine tiefe, unterthänige Verbeugung.

— Wie heißt Er? fragte der König.

— Wie ich heiße? wiederholte der arme Narr ganz verwundert.

— Soll ich Ihn noch ein Mal fragen?

— Ew. Majestät allerunterthänigster Knecht heißt Jacob Paul von Gundling.

— Religion?

— Protestant.

— Alter?

— Siebenundfünfzig Jahre.

— Weiß Er, Delinquent, weshalb Er jetzt vor Gericht steht?

— Sire, stammelte der arme Sünder.

— Gundling, fuhr der König fort, Wir haben Ihn seinem ordentlichen Richter entzogen, um mit Ihm kurzen Prozeß zu machen. Und nun zur Sache! Kennt Er diese Handschrift? fragte der gesalbte Inquisitor und hielt dem Delinquenten ein Blatt Papier dicht vor's Gesicht.

— Ja, Majestät; antwortete der Delinquent mehr todt als lebendig.

— Von wem ist dies Gedicht? rief der Monarch mit schneidendem Tone und zornfunkelnder Geberde.

— Sire, von mir! stöhnte der Dichter leichenbleich.

— Er thut sehr wohl daran, sich nicht auf's Leugnen zu legen, denn es würde Ihm ja doch nichts helfen. Nun gestehe Er auch, an welche Person dies Gedicht gerichtet ist . . .

— Majestät, an eine Dame . . .

— Und ihr Name?

— Sophie Dorothee . . .

— Die Königin? fragte der Monarch in einem Tone, der dem Delinquenten wie ein zweischneidiges Schwert durch's Herz fuhr.

— Nein, Sire!

— Wer war jene schwarze Dame, der Er am 17. September, Abends zwanzig Minuten nach Neun, im Schloßgarten diesen Wisch überreicht hat?

— Sire, ich weiß es nicht . . .

— Printz, rief der König dem Kammerjunker zu, weiß Er, wer's gewesen ist?

— Sire, wenn ich nicht irre, so war es die . . .

— Still, still! Ich mag es nicht noch ein Mal hören! Delinquent, fuhr der König fort, ich beweise es Ihm durch seine eigene Handschrift:

»Sieben volle Jahr' schon werbe,
Sieben volle Jahr' schon sterbe
Ich für Dich, o Königin!«

— Delinquent, will Er noch länger leugnen, daß »Sophia

Dorothea, seines Herzens Panacea,« — o Schmach, daß ich dies sagen muß — die Königin ist?

— Sire, der Ausdruck »Königin« ist blos eine Metapher oder besser noch eine Ellipse; ich wollte damit nichts Anderes, als »Königin meines Herzens« gesagt haben.

— Die Königin seines Herzens ist auch die des meinigen, und darum ist das Verbrechen, dessen Er sich gegen mich schuldig gemacht hat, ein Majestätsverbrechen, und auf Majestätsverbrechen steht . . . der Tod.

Dies furchtbare Wort schlug bei ihm wie ein zündender Blitz durch Kopf und Füße.

— Und weil ich, fuhr der Groß-Inquisitor fort, in meiner mir angeborenen Huld und Milde beschlossen habe, mit Ihm kurzen Prozeß zu machen, so soll Er noch heute, eine Stunde nach Sonnenuntergang, nach Spandau abgeführt werden . . .

— Majestät! stöhnte der Verurtheilte.

— Maul halten, Delinquent! herrschte der Monarch. In Spandau angekommen, soll Er mit dem zwölften Glockenschlage, heimlich und in aller Stille, im großen Saale des Rathhauses mittelst Schwertes vom Leben zum Tode gebracht, oder, kurz und bündig ausgedrückt, um einen Kopf kürzer gemacht werden, und zwar von Rechtswegen, wie die Herren Juristen sagen. Die Sitzung ist nun aufgehoben, schloß Friedrich Wilhelm und geruhte zu schellen.

Der Gefängnißwärter trat ein.

— Delinquent, sprach der König, ist bis auf weitere Ordre in sein Gefängniß zurückzuführen; doch weil er nur noch wenige Stunden zu leben hat, so gestatte ich daß man, um ihm seinen

letzten Weg zu erleichtern, ihm eine Flasche vom allerbesten . . . Grünberger verabfolgen lasse, und zwar auf Kosten der Krone, fügten Seine Majestät allergnädigst hinzu und erhoben sich.

Gundling wurde in seinen Kerker zurückgeführt.

XXXIII.

Unser Held hatte sein Todesurtheil mit weit mehr Fassung hingenommen, als sein Richter und auch Mancher unserer Leser ihm zugetraut haben mag. Der Baron war ein so eitler Narr, daß der Gedanke, als Günstling der Königin hingerichtet zu werden, trotz aller Furcht vor dem Henkerbeile, für ihn etwas Erhebendes besaß.

— Dein Name, sagte er zu sich, gehört vom Augenblick Deiner Hinrichtung den ehernen Tafeln der Geschichte an. Der eben so ungerechte als grausame Urtheilsspruch, den Friedrich Wilhelm — Partei und Richter in Einer Person — im Gefühle verletzter Gattentreue über Dich verhängt hat, wird seinen Namen schänden, den Deinen aber für ewige Zeiten unsterblich machen. Die Nachwelt wird erfahren, daß Dein Haupt nur als Sühnopfer seiner Eifersucht gefallen ist, und Deinen Manen eine Thräne des Mitleids weihen. Dein Name wird in den Reihen ruhmgekrönter Märtyrer, dicht neben jenem unglücklichen und doch glücklichen Königsmark*) glänzen, dessen Herz, wie das Deinige, für eine

*) Philipp Christoph von Königsmark, schwedischer Obrist und Günstling der Prinzessin Sophie Dorothee, Gemahlin des Kurprinzen Georg von Han=

Fürstin geschlagen, welche, wie Dein Ideal, Sophie Dorothee geheißen, und der seine Liebe zu ihr mit seinem Leben bezahlt hat. Besser schnell vor den Augen der ganzen Welt als Märtyrer auf dem Schaffot sterben, als langsam und ungekannt auf dem Krankenbette hinsiechen!

Dann kam der Wein. Und ob es gleich nur Grünberger war, mundete er einem Gaumen, der seit vier Wochen nichts als »blonde Dinte« getrunken, fast eben so gut, wie Liebfrauenmilch und Tokaier. Der »Tartüffe der Hausvoigtei« überschritt seine Weisung und ließ dem Gefangenen, nachdem dieser die erste Flasche geleert hatte, aus eigener Machtvollkommenheit eine zweite verabfolgen. Gundling gab sich nun ausschließlich dem Genuß des Trunkes hin und schien, nachdem auch die zweite Flasche ausgetrunken war, ganz und gar vergessen zu haben, daß er mit Einem Fuße bereits auf dem Schaffot, an der Schwelle seiner Hinrichtung stehe.

— Meine Liebe zur Königin und mein tragisches Ende, monologisirte er in sich hinein, wird mehr als einem Dichter Stoff zu herzzerreißenden Trauerspielen geben. Die poetische Nachwelt wird mich als Opferlamm meiner Liebe auf die Bühne bringen, und gleichwie man jetzt über Gottscheds »sterbenden Cato« weint, so

---

nover — nachmaligen Königs von England — wurde im August 1694 an jenem Abend, an dem er mit ihr einen Plan zur Flucht verabredet haben soll, auf Befehl des Kurfürsten Ernst August, des Schwiegervaters der Prinzessin, durch einen Gardisten getödtet und sein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers vergraben. Sophie Dorothee aber wurde noch in demselben Jahre von ihrem Gemahle geschieden und nach dem Schloß Alden abgeführt, wo sie bis zu ihrem Tode (1726) gefangen saß.

wird man einst in hundert Jahren — vielleicht auch schon früher — über den »sterbenden Gundling« in Thränen zerfließen. Schon diese Hoffnung allein verleiht mir die Kraft, mit catonischem Muthe zu sterben.

— Der Herr Baron, sprach der eintretende Inspector des Gefängnisses, haben, wie ich zu bemerken mir erlaube, auch die zweite Flasche geleert. Darf Ihr ganz ergebener Diener Ihnen noch ein halbes Fläschchen anbieten?

— Ja, frommer Bruder!

— Gestatten Sie mir, Ihnen einzuschenken. Sehen Sie, Herr Baron, ich liebe die Menschen, die so beherzt wie Ew. Hochwohlgeboren ihrem Henker entgegengehen. Der Tod, der nur unfrommen Seelen Furcht einflößt, ist den Frommen ein stets willkommener Gast. Das, was Andere Sterben heißen, nennt der auf Gott vertrauende Christ Erwachen zu neuem Leben.

— Schön gesagt, frommer Bruder! Predigen Sie, wenn ich bitten darf, so immer weiter fort . . .

— Das irdische Leben, Herr Baron, ist ein dunkeles Vorzimmer, das in die lichten Räume des ewigen Lebens, in die Gefilde des abendlosen Jenseits führt, wo nichts als Milch und Honig fleußt . . .

— Wein und Bier, frommer Bruder, wäre mir wenigstens viel lieber . . .

— O Baron, Baron, versündigen Sie sich nicht, da Sie bald vor dem Throne des Ewigen stehen, der Sie fragen wird: Elender, was hast Du gethan?

— Ich habe getrunken, werde ich antworten, weil Du mich mit ewigem Durste begabt hast.

— Sie sind ein Sünder, Herr Baron.

— Und Sie, Sie sind ein Heuchler, ein Scheinheiliger, ein Mucker, ein elender Schurke . . .

— Fern sei es von mir, einem Verbrecher, der am Fuße des Schaffots steht, zu zürnen. Ihr ganz ergebener Diener hatte keinen andern Zweck, als Sie zu ermahnen, sich mit dem Tode, der Ihrer harrt, näher vertraut zu machen.

— Das ist geschehen, frommer Bruder. Ich werde so ruhig zum Richtplatze, wie Sie, Muster der Frömmigkeit, zur Kirche gehen.

— Dann, Herr Baron, will ich Sie durch meine Gegenwart nicht länger molestiren.

— Thun Sie das, frommer Bruder, sagte unser Held und wankte seinem Bette zu, um sich darauf hinzuwerfen, denn die dritthalb Flaschen Weines hatten, wie vorauszusehen war, ihre Wirkung gethan.

Tartüffe trat seinen Rückzug an und sein Gefangener sank bald darauf in festen Schlaf.

XXXIV.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang weckte ihn der zurückkehrende Inspector der Hausvoigtei.

— Was giebts? fragte Gundling, aus seinem süßen Schlafe aufgeschreckt.

— Entschuldigung, wenn ich störe! Doch durfte ich, meiner Ordre zufolge, Sie keinen Augenblick länger schlafen lassen, da soeben die traurige Stunde Ihres werthen Todes geschlagen hat.

— Ich soll also wirklich nach Spandau geführt und dort wirklich geköpft werden?

— Präcise zwölf Uhr!

— Und wie spät ist es jetzt?

— Zwei Minuten über Neun. Ew. Hochwohlgeboren haben also, genau gezählt, nur noch zwei Stunden achtundfünfzig Minuten zu athmen. Diese beiden Herren, sagte der Tartüffe, indem er auf zwei baumstarke Handlanger der Gerechtigkeit, zwei Diener der hohen Obrigkeit wies, werden die Ehre haben, Sie nach dem Richtplatze zu begleiten und zwar, laut Befehl Seiner Majestät des Königs, in einem wohlverwahrten, von allen Seiten zugemachten und von sechs Soldaten zu Pferde escortirten Wagen. Im Wagen selbst werden der Herr Baron das Weitere erfahren.

— Folgen Sie uns! riefen ihm die beiden Schergen zu.

Der Baron, der noch vor wenigen Stunden so viel Heldenmuth affectirt hatte, fühlte sich jetzt, wo der verhängnißvolle Augenblick erschienen war, dergestalt erschreckt, daß sein Herz ihm, so zu sagen, ganz und gar in die Stiefel sank. Urplötzlich hatten sich in seinem Innern Herzpochen, Ohrensausen, Zähneklappern, Knieschlottern und alle andern Symptome des panischen Schreckens eingestellt. Und trotz aller Angst, die alle Venen und Arterien seines Leichnams durchpulste, raffte er, um diesem Heuchler und seinen beiden Begleitern gegenüber als furchtloser Held zu erscheinen, die letzten Fünkchen seiner Fassung zusammen, um sich keine Blößen zu geben.

— Ich so . . . so . . . folge! stotterte der sterbende »Cato« und verließ seinen Kerker.

Als er kniezitternd in den Wagen eingestiegen war, setzten sich die beiden Schergen ihm gegenüber und einer derselben sagte zu ihm:

— Unsere Ordre lautet, Sie mit verbundenen Augen nach Spandau abzuführen. Sie werden sich demnach bequemen müssen, diese Binde umzunehmen.

— Warum? Weshalb? Und nach welchem Paragraphen des Gesetzes?

— Das geht uns nichts an, sagte der Zweite; wir thun, was uns geheißen wird.

— Machen Sie also keine Umstände, ermahnte der Erste.

— Sonst müßten wir Gewalt gebrauchen, fügte der Andere hinzu.

— Aber das Gesetz! das Gesetz! schrie Gundling, welcher Miene machte, sich zu wehren.

— Was kümmert uns das Gesetz? grins'te der Erste.

— Ein absoluter Monarch, wie unser Herr, kann in seinem Lande thun, was er will, sagte der Zweite und band dem Delinquenten eine große, breite, dicke Binde um die Augen.

— O Monarchie! Monarchie! seufzte der Verbundene; von allen Regierungsformen, welche die Tyrannei der Großen zur Knechtung des Volkes erfunden hat, ist die Monarchie die einfältigste!

— Schweigen Sie, sonst könnte man Ihnen vor Thoresschluß noch einen zweiten Hochverrathsprozeß an den Hals werfen, sagte der Eine.

— Bah! prahlte unser Held, was kann einem Manne, der verurtheilt ist, heute Nacht geköpft zu werden, wohl noch Schlimmeres begegnen?

— Freveln Sie nicht, Delinquent, warnte der Andere, Sie könnten sonst gar leicht außer Ihrem Bischen Kopf noch etwas mehr verlieren . . .

— Zum Beispiel?

— Die National-Cocarde!

— O! stöhnte unser armer Baron, was nützt mir die Cocarde, wenn ich den Kopf verloren habe?

— Sie sind ein schlechter Patriot, sagte der Eine.

— Ein Majestätsverbrecher! sagte der Andere.

Und Beide sprachen nun keine Silbe mehr. Gundling aber versank in trauriges Nachdenken. Um sich Muth zum Sterben einzuflößen, dachte er an Sokrates, welcher, der Gotteslästerung angeklagt, mit wahrhaft heidnischem Muthe den Schierling trank, an Seneca, der, von Nero zum Tode verurtheilt, mit stoischer Ruhe sich die Adern öffnen ließ, ohne einen Laut des Schmerzes zu äußern.

Der Teufel mag wissen, warum diese alten Heiden weit mehr Muth zum Sterben gehabt, als wir fromme Christen. Wir zittern wie Kinder und alte Weiber vor dem Tode. In unsern Augen ist Aristoteles bei all' seiner Weisheit doch kein Philosoph, weil er so närrische Furcht vor dem Tode gehabt, der, nach seiner Ansicht, von allen schrecklichen Dingen — hört, hört! — das allerschrecklichste sei. Und doch ist dieser »Schrecken aller Schrecken«, vor dem nur ein so fluchbeladener Tyrann wie Ludwig **XI.** zu erbeben braucht, der einzig wahre Freund des Menschen, den er von

allen Sorgen und Drangsalen, von allen Plagen und Qualen, von allen Schmerzen und Leiden des Lebens befreit. Und doch ist der Tod, wie der alte Michel Montaigne sagt, »die höchste Gabe der Natur, die einzige Stütze unserer Freiheit.« Und liegt denn zwischen Sterben und Hingerichtet-werden eine Kluft, die wirklich so grauenvoll ist, als sie Manchem unter uns erscheinen mag? Ist nicht ein augenblicklicher Schmerz einer jahrelangen Qual, ein rascher Tod in vollem Bewußtsein einem gliedweisen, stumpfsinnigen Hinsiechen vorzuziehen? Wohl Niemand bestieg mit größerem Muthe das Blutgerüst als Heinrichs VIII. Großkanzler, jener eben so fromme als weise Thomas Morus, der seinen Henker ersuchte, nichts weiter als seinen Bart zu schonen. Chateard, der wegen seiner Liebe zur Königin Marie zum Tode verurtheilt wurde, las auf dem Schaffot Ronsard's Todeshymne, die ihm den Muth verlieh, ohne Priester, ohne Beichte, ruhig wie ein Opferlamm, sein Haupt unter das Beil zu legen. Wir kommen noch einmal auf Montaigne zurück, der folgende Beispiele anführt: „Ein zum Galgen geführter Verbrecher bat seine Schergen, ihn nur durch eine Straße nicht zu führen, aus Furcht, daß ihn dort ein Gläubiger wegen einer alten Schuld beim Kopfe nehmen könnte. Ein Anderer bat den Scharfrichter, ihm ja nicht an die Gurgel zu greifen, damit er sich nicht todtlachen müsse, weil er an dieser Stelle am kitzlichsten sei. Ein Dritter antwortete seinem Beichtvater, der ihm versprochen hatte, daß er noch heute mit dem lieben Gott zu Nacht essen werde, „gehen Sie statt meiner hin, ich faste heut.“ Wohl Jeder hat von dem armen Sünder in der Picardie gehört, dem man, als er schon auf der Leiter stand, ein Freudenmädchen zeigte und ihm — wie es in jenem Lande damals Gebrauch ge-

wesen war — das Leben schenken wollte, wenn er die Gefallene geheirathet und dadurch wieder zu Ehren gebracht hätte; unser Picarde aber schrie, als er wahrgenommen, daß sie häßlich sei, aus Leibeskräften: „henkt mich, henkt mich, denn sie hinkt!“ — Dieser Zug erinnert uns an einen andern Gebrauch, der in Burgund geherrscht. Ein berühmter Rechtsgelehrter, Barthélemy Chasseneux erzählt, daß sich dort nach einem uralten Gewohnheitsrechte jeder Verbrecher von der Todesstrafe befreien konnte, wenn sich eine ehrbare Jungfrau fand, die ihn auf der Stelle heirathen wollte. Von dieser »Coutüme«, sagt jener geistreiche Jurist, wisse er keinen vernünftigen Grund anzugeben als den, daß dem Unglücklichen durch den lebenslänglichen Ehestand eine weit härtere Strafe auferlegt werde, als durch die kurze Todesstrafe. Was sagt man zu diesem Grobian?

Doch vergessen wir über ihn unsern Gundling nicht. Was hätte es unserm Helden genützt, wenn jene uralten »Coutümes« auch noch zu seiner Zeit Geltung gehabt? Spandau, wohin er abgeführt wurde, lag ja weder in der Picardie noch in Burgund, sondern in der Mark Brandenburg, wo man in diesem Punkte durchaus keinen Spaß verstand.

Man war wohl schon länger als anderthalb Stunden auf dem Wege. Doch je näher unser Baron seinem blutigen Ziele kam, desto tiefer sank sein Muth, desto höher stieg seine Furcht vor dem Tode.

— Wo sind wir jetzt? fragte er seine Begleiter.

— Wir haben die größere Hälfte des Weges zurückgelegt.

— Darf ich wohl einen Augenblick die Binde abnehmen?

— Nein! schrieen Beide zugleich.

— Und warum nicht?

— Weil wir, wenn Sie einen Versuch dieser Art unternehmen wollten, beauftragt sind, begann der Eine . . .

— Sie auf der Stelle mit unsern Degen zu durchbohren, ergänzte der Andere.

— Und das Alles auf Befehl . . .

— Seiner Majestät des Königs, ergänzten die treuen Diener ihres Herrn.

Gundling versank von Neuem in muthloses Hinbrüten. Hinter sich hörte er das Pferdegetrampel der soldatischen Begleitung. Vor sich sah er, trotz der Binde um seine Augen, den blutbefleckten Henkerblock und das blitzende Schwert in der nervigen Faust des harrenden Scharfrichters. Ach, wer von uns weiß es nicht, wie überwältigend groß die Einbildungskraft furchtsamer Menschen ist? Der römische Prätor Cippus, der einen ganzen Tag einem Stiergefecht beigewohnt, hatte, wie Plinius erzählt, die ganze Nacht im Traume seine Stirn mit großen Hörnern geschmückt gesehen. Der arme Cippus! Wer weiß, was dieser Traum zu bedeuten gehabt! Noch weit schlimmer ging es unserm beklagenswerthen Freunde. Vor Angst hatte er schon weit vor Spandau den Kopf verloren. Seine Einbildung malte sich die gräßlichsten Bilder aus: er sah sich kopflos umherrennen, wie jener ehrenwerthe heilige Dionysius Areopagita, der sein vom Rumpfe getrenntes Haupt so bequem, wie heut zu Tage ein Balltänzer seinen Claque, unterm Arme trug. Armer Dionys, drei Mal ärmerer Gundling! Die Angst, die jede Faser seines Seins erfüllte, übersteigt die Grenze der Beschreibung.

Während der arme Freiherr seinem Ziele näher und näher

rückt, kehren wir noch einmal zu unserm alten Thema zurück. Ein geschwinder Tod, sagt Plinius, ist die größte Glückseligkeit des Lebens. Julius Cäsar, gefragt, welches Ende er sich wünsche, antwortete: ein unerwartetes! Bonreau Deslandes hinterließ uns ein höchst anziehendes Büchlein über große Männer, welche lachend gestorben sind. *) Zu diesen Glücklichen gehörte auch Kaiser Augustus, der beim Herannahen des Todes der weinenden Umgebung zurief: »Habe ich meine Rolle gut gespielt, dann klatscht mir Beifall zu.« Nur Wenige starben so schön, unter Scherzen und Lachen, unter Küssen und Kosen, unter Spiel und Musik, wie Petron und Tigellinus. Nicht Viele starben so froh und heiter wie jener leichtsinnige Franzose, François de Malherbe, der wenige Sekunden vor seinem Ende seine Wärterin schalt, weil sie in ihren Worten des Trostes einmal den Dativ mit dem Accusativ verwechselt hatte. Wohl Jedem, der so ruhig und gelassen stirbt wie der berühmte Componist Lulli, der eine Viertelstunde vor seinem Ende seiner Geige neue Saiten aufzog.

— Wie weit haben wir noch nach Spandau? fragte der zitternde Sünder.

— In zehn Minuten sind wir am Ziele, erwiderte der Eine.

— Und wieviel Uhr ist jetzt?

— Dreiviertel auf Zwölf, entgegnete der Andere.

— Gottlob! seufzte der Baron, dann ist die Angst bald überstanden.

---

*) Der Titel dieses Werkes heißt: „Réflexions sur les grands hommes qui sont morts en plaisantant. Amst., 1712. 12. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien zu Frankfurt, 1748. 8.

Neun Minuten später rollte der Wagen über ein bodenlos schlechtes Pflaster seinem Ziele zu. Endlich hielt er; Gundling wurde mit Hilfe der beiden Schergen hinausgehoben und, noch immer mit verbundenen Augen, eine große Treppe hinaufgeführt. Der Delinquent, schon mehr todt als lebendig, wurde in einen großen Saal geführt, in dem ein unheimliches Geflüster auf- und niederwogte. Er spitzte die Ohren, um zu hören. In demselben Augenblick ertönte die Uhr. Mit unbeschreiblicher Todesangst zählte er die einzelnen Schläge, und als der zwölfte verklungen war, rief eine rauhe Stimme, die alles Blut erstarren machte, das einzige schauer- und verhängnißvolle Wort:

— Niederknieen!

Gundling erfüllte diesen Befehl um so schneller, als er schon ohnedies, aus Schreck, wie ein Taschenmesser zusammensank. Drauf riß ihm eine kalte Hand die Binde von den Augen . . . Gundling fiel mit einem gellend-crassen Schrei zu Boden nieder.

War's vollbracht? Hatte der harrende Henker sein Opfer? Ihr irrt. Einen Augenblick später richtete der Delinquent sein Haupt empor, schlug die Augen auf und sah, daß er sich, statt auf dem Blutgerüste im Rathhaussaale zu Spandau, im Sitzungssaale des Tabakcollegiums zu Potsdam, in der Mitte des Königs und seiner Umgebung befand.

— Träum' ich oder wach' ich? fragte er außer sich vor Freude. Habe ich noch meinen Kopf? Leb' ich denn wirklich noch?

In demselben Augenblick ertönten dicht hinter seinem Rücken ein Paar starke Posaunentöne, die ihn dergestalt erschreckten, daß er von Neuem zu wanken begann.

— Gundling, rief der König, Du bist begnadigt!

Und gleich darauf begann das alte Requiem mit dem neu untergelegten Texte:

Aus schweren Henkersbanden
Ist Gundling auferstanden;
Er darf nun wieder schnaufen
Und pflegen seinen Bauch,
Und saufen, saufen, saufen,
Ja, saufen wie ein Schlauch!

An diesem Abende aber verging ihm denn doch die Lust zum Trinken. Die Todesangst, die schreckenvolle Spannung, die er auf dem Wege von Berlin nach Potsdam ausgestanden, hatten ihn dergestalt abgespannt, daß er sterbensmüde war.

— Ein schlechter Spaß, brummte Gundling vor sich hin.

— Jetzt, Gundling, begann Seine Majestät, weiß Er, wie Jemandem zu Muthe ist, der seiner Hinrichtung entgegen geht. Er ist matt, wie ich sehe. Stärke Er seinen Leichnam.

— Danke verbindlichst, stöhnte der arme Narr. Gestatten Ew. Majestät Ihrem allerunterthänigsten Knechte, sich von den Folgen dieses geistreichen Scherzes ein wenig auszuruhen.

— Mach' Er, was er will! sagte der König.

Gähnend wankte Gundling nach seiner Wohnung heim.*)

*) Er hatte dort ein sogenanntes Absteigequartier.

XXXV.

Am andern Morgen, nachdem ein erquickender Schlaf seine von Todesangst gefolterte Lebenskraft wieder aufgefrischt hatte, erschien einer der Leibärzte des Königs, »um sich im Namen Seiner Majestät nach dem Befinden des Herrn Barons zu erkundigen.«

— Der furchtbare Tag mit allen seinen Schrecken ist überstanden; ich befinde mich, Dank dem Himmel, ganz wohl; doch werde ich den gestrigen Abend und die Seelenqual, die ich ausgestanden habe, nie vergessen, betheuerte Gundling.

— Das glaube ich Ihnen, lieber Baron; doch kann ich Ihnen die angenehme Beruhigung verschaffen, daß der König Sie glänzend gerächt hat, betheuerte der Aesculap.

— Mich gerächt? Und an wem?

— An der Gräfin von Knobelsdorf, deren Bosheit jene ganze Intrigue angezettelt hatte.

— Welche Intrigue?

— Jenes verhängnißvolle Rendezvous mit der Königin, die von der ganzen Geschichte nicht so viel weiß, sagte der Medicinalrath, indem er den Daumen an die Nagelspitze seines kleinen Fingers legte.

— Ihre Majestät, sagen Sie, wisse nichts davon? Das glaube ein Anderer; ich bin vom Gegentheile so fest überzeugt, daß ich dem, was Sie mir soeben gesagt, widersprechen muß. Habe ich

sie doch mit meinen eigenen Augen in jener mir ewig denkwürdigen Nacht im Schloßgarten gesehen und gesprochen, hat sie doch aus meinen eigenen Händen das Gedicht angenommen, das ich als Zeichen meiner Huldigung ihr zu Füßen gelegt . . .

— Und Sie glauben noch immer, daß jene schwarze Frau, die Ihnen das Stelldichein gegeben hat, die Königin gewesen sei?

— Ei wer denn sonst?

— So erfahren Sie denn, lieber Baron, daß jene anmuthvolle, reizumflossene, zauberhafte Erscheinung die Gemahlin des Herrn von Printz gewesen ist.

— Die Frau meines Todfeindes?

— Die, wie Ihnen bekannt sein wird, mit Ihrer Majestät, namentlich bei Nacht, was Wuchs und Haltung anlangt, eine täuschende Aehnlichkeit hat.

— Und die zärtlichen Briefe, jene geheimnißvollen Zeilen der Liebe, die ich in so mancher stillen, sehnsuchtsvollen Nacht mit brennendheißer Liebesbrunst vieltausend Mal geküßt, und die selbst gestern, in jenen Stunden, als die Todesangst jedes meiner Haare emporgesträubt, als tröstender Talisman auf meinem treuen Herzen geruht?

— Diese Briefe hat nicht die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms geschrieben . . .

— Wer denn? fragte der gelehrte Narr, in hohem Grade aufgebracht.

— Ihre gute Freundin!

— Das verschobene Parallelepipedon? Die verruchte Knobelsdorf?

— Errathen, lieber Freund! Sie selber hat dem Könige

Alles gestanden und ihm eine Abschrift jener Briefe mitgetheilt . . .

— Und der König?

— Hat, empört darüber, daß sie die geheiligte Person und die Anfangsbuchstaben des Namens Ihrer Majestät zu dieser Täuschung zu mißbrauchen gewagt, die Urheberin dieser strafbaren Mystification auf ein Jahr als Gefangene nach Küstrin verbannt.

— Und Frau von Printz?

— Ist, weil sie sich von der Knobelsdorf als Werkzeug jenes Planes gebrauchen ließ, auf sechs Monate nach Spandau marschirt.

— Und ihr elender Mann?

— Sitzt nun schon seit vier Wochen in Spandau, um seiner Frau Gemahlin Gesellschaft zu leisten.

— O Wonne, o Glück! Nun bin ich für all' das Böse, was diese Elenden mir armen alten Manne zugefügt, königlich gerächt und darf jetzt freier athmen als je, weil ich weiß, daß mein unermüdlicher Quälgeist, der mir niemals Ruhe gegönnt, jetzt auf der Festung brummen muß. O Majestät, wie groß und gerecht bist Du! Aber wissen möchte ich denn doch, warum ich vier ganze Wochen in der Hausvoigtei habe schwitzen müssen?

— Das geschah, wie Seine Majestät mich beauftragt hat, Ihnen auseinander zu setzen, einzig und allein aus zarter Rücksicht für Ihre Gesundheit . . .

— Für meine Gesundheit?

— Seine Majestät gingen dabei von der keineswegs irrigen Ansicht aus, daß ein gewisser Grad von Enthaltsamkeit, und eine strenge, regelmäßige Diät das geeignetste Mittel sei, den häufig

wiederkehrenden Anfällen des Deliriums eine heilsame Grenze zu ziehen. Sie befinden sich, wie ich sehe, jetzt wohler als je.

— Sie haben Recht, ich fühle mich neu gestärkt. Bei dieser ganzen Geschichte ärgert mich nur noch Eins . . .

— Daß Sie für die Königin vergebens geschwärmt . . .

— Daran bin ich weniger als jene elende Zigeunerin Schuld, die mir einst prophezeiht hatte . . .

— Daß eine Königin, Ihnen zu Liebe, dem Throne entsagen werde. Ei, was nicht ist, kann ja noch werden.

— Schweigen wir davon. Mehr als jede andere Täuschung, der ich erlegen bin, ärgert mich die, daß ich (bei diesen Worten riß er sich sein Jabot auf und holte aus einer kleinen Blechkapsel die bewußten Briefe hervor) diese elenden Wische so lange mit mir herumgetragen und diese heuchlerischen Zeilen der elenden Intrigantin so oft an meine Lippen gepreßt, rief Gundling, indem er die Briefe auf die Erde warf und darauf wuthentbrannt herumtrampelte.

— Seine Majestät haben mich beauftragt, Sie auf heute Abend zu einer Partie langen Puff einzuladen; behalten Sie diese Papiere, machen Sie Fidibus daraus und zünden Sie damit, Abends beim Spiele, Ihre Pfeife an.

— So war also die ganze Süßigkeit des Glückes, das ich so lange Jahre geträumt, nichts als eine bittere Täuschung! O Gipsy, Gipsy, hätte ich Dich nie gesehen! stöhnte der arme Narr und ließ, zum ersten Male in seinem Leben, wahrhaft betrübt Kopf und Perücke hängen.

— Warum deshalb verzweifeln? Ist nicht unser ganzes Dasein eine ununterbrochene Reihe von Täuschungen?

— Sie haben Recht, seufzte Gundling, hob die Briefe von der Erde auf, zerriß sie in tausend kleine Fetzen und citirte dabei den Ovid'schen Vers:

»Infandum regina jubes renovare dolorem.«

XXXVI.

Wir eilen einen Augenblick nach Küstrin.

Hier, in den einsamen Mauern des königlichen Schlosses, in demselben Zimmer, aus dessen Fenstern der gefangene Kronprinz Friedrich kurz vorher den treuesten seiner Freunde, den Lieutenant von Katt, welcher ihn zur Flucht nach England überredet, auf Befehl seines königlichen Vaters hatte enthaupten sehen, hier saß jetzt Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, um »fern von Madrid«, über ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Muße nachzudenken.

Die Enkelin von achtundzwanzig Ahnen lebte hier ein trauriges Dasein. Des Morgens arbeitete sie an ihrer Uebersetzung des Persius, Nachmittags schrieb sie an ihren Denkwürdigkeiten, Abends dichtete sie nach dem Beispiele der Madame Deshoulières,*) zur Verherrlichung ihres unvergeßlichen Freundes, an einem französischen Trauerspiele, betitelt: »Ménéslas«, und Nachts vor dem Einschlafen verwünschte sie die bürgerliche Canaille und vor allen Andern den »sogenannten Baron«, der ihren Hund erschlagen.

*) Diese Dame schrieb auf den Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes eine Tragödie „La mort de Cochon, chien de Monsieur le Maréchal de Vivonne.“ (Amst., 1709.)

XXXVII.

Von Küstrin fliegen wir nach Spandau. Hier finden wir Herrn und Frau von Printz, die, statt sich gegenseitig so gut als möglich Gesellschaft zu leisten, sich gemeinschaftlich in so hohem Grade ennuyren, daß jeder Tag, den sie in den reizlosen Mauern dieser kostbaren Festung mit einander verleben müssen, Beiden ein Jahrhundert dünkt. Das liebenswürdige Ehepaar hätte Deslandes „art de ne pas s'ennuyer"*) lesen sollen, um daraus das Geheimniß zu erlernen, wie man sich selbst in Spandau gut amüsiren kann, auch dann, wenn Mann und Frau nur auf sich selbst angewiesen sind. Frau von Printz seufzte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, denn viel lieber als die Gesellschaft ihres langweiligen Gemahls wäre ihr die des französischen Gesandtschaftssecretärs gewesen, dessen unwiderstehliche Liebenswürdigkeit Herrn von Printz, schon ein Jahr nach seiner Hochzeit, in den großen, durch alle Länder der Erde weitverzweigten Orden der Hahnreischaft eingebürgert hatte.

Armer Herr von Printz, tröste Dich mit dem Gedanken, daß Du nicht der einzige Edelmann bist, der dieser Brüderschaft angehört, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen, wie Du es ahnst. Tröste Dich mit dem besten König von Frankreich, mit Henri IV., von dem Pater Abraham a Sancta Clara das deutsche »Hahnrei«

*) Par., 1715. 12. Amst., 1750. 12.

ableitet. Andere Sprachforscher leiten den Ursprung dieses Wortes, das, so viel uns bekannt ist, zuerst in den Gedichten von Hofmannswaldau vorkommt, vom bretagnischen »hannery« (die Hälfte, d. h. ein halber Mann) ab. Im Altfranzösischen heißt es »Coux«, »Coucuol« oder »Coquard«, im Neufranzösischen »Cocu«, im Englischen »Cuckold«, im Italienischen »Becco« oder »Cornaro.« Die alten Griechen nannten den Hahnrei »Keraspboros« (Hörnerträger), oder »Keratias« (Gehörnter), die Römer hießen ihn »Cucurra« oder »Cuculus«; Beweis, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern alter und neuerer Zeit unglückliche Ehemänner gegeben, die von ihren Frauen mit diesem Kopfputz belehnt worden sind.*)

Doch was kümmern Dich, gekrönter Herr von Prinz, die Genealogie und Etymologie, der Ursprung und die Bedeutung dieses Wortes? Dir genügt die traurige Ahnung, die halbe Gewißheit, daß Du ein Recht auf den Besitz dieses Titels hast, den sich Niemand wünscht und den doch so Mancher besitzt! Tröste Dich mit dem Monde, der seine Hörner so offen vor der ganzen Welt zur Schau trägt; tröste Dich mit Jupiter Ammon, dem die Göttin Juno mehr als ein Horn aufgesetzt, womit man in Lybien sein Bildsäule

---

*) Ueber diesen kitzlichen Punkt existirt eine in sogenanntem Küchen-Latein geschriebene Abhandlung u. d. Titel: „Dissertatio de Hanreitatum materia, quam auspice Venere decreto et auctoritate amplissimi cornutorum ordinis in inclyta et antiqua ubivis Academia Hanreorum famosissimorum a praesidente Josepho Cornigero, summo cornutu, publice discutiendum proponit in collegio uxorum Bartholomaeus Alectrochoras, Henriopol, Cornutorum 1627. 4. Nicht minder witzig ist die französische „Dissertation sur les cornes anciennes et modernes (von J. F. M. Vieilh de Boisjoslin). Par. 1786. 4. und äußerst tröstend der „Sermon pour la consolation des Cocus,“ Amboise, 1751. 12.

geschmückt hat. Tröste Dich mit dem Gemahle der Prinzessin Julia, mit dem klugen Agrippa, der, »un cocu comme il faut«, seine Hornkrone mit echt ritterlicher Nonchalance getragen hat. Sagt doch schon Jesus Sirach oder ein anderer Sittenprediger:

— Trage Dein Kreuz und murre nicht!

XXXVIII.

Die sechs Monate, welche der »gehörnte Siegfried« — denn dies war der Vorname des Herrn von Printz — in Spandau verleben mußte, waren für den Helden unserer Erzählung die harmloseste, ruhigste und glücklichste Zeit seines ganzen Lebens am Hofe. Seit dem letzten, freilich sehr plumpen Spaße bei dem er mit einer achtstündigen Todesangst davongekommen, war für ihn eine wohlthuende Pause eingetreten; er wurde nur höchst selten, und auch dann blos vom Könige geneckt, und durfte sich in der Stille seines Herzens seines Triumphes freuen, daß zwei seiner erbittertsten Feinde und Quälgeister für alle die lustigen Possen und boshaften Streiche, die sie ihm während der letzten vier Jahre gespielt, in Spandau und Küstrin schmachten mußten, während er der Freiheit genießen und sich nach Herzenslust den Freuden des Trunkes hingeben durfte, ohne befürchten zu müssen, in eine neue Schlinge seines schadenfrohen Gegners zu fallen.

So war denn unter Ruhe und Frieden das Jahr 1731 herangerückt. Am 15. Februar wurde Herr von Printz, der seine sechs-

monatliche Festungsstrafe überstanden hatte, wieder auf freien Fuß gesetzt. Niemand nahm an diesem Ereignisse freudigern Antheil als der französische Gesandtschaftssecretär, welcher seiner schönen Landsmännin nun wieder ungestört den Hof machen konnte. Keinen aber beunruhigte die Freilassung des »geweihten Ehemanns« mehr als unsern armen Gundling, der sich mit Schrecken gestand, daß die »schönen Tage von Aranjuez« nun vorüber seien, und daß jetzt wieder eine böse Zeit, die Zeit des Schabernacks, für ihn beginne.

Der Aermste hatte sich nicht getäuscht, denn schon vierzehn Tage später spielte ihm der boshafte Kammerjunker einen neuen Streich, den wir unsern Lesern, so kurz und ungeschminkt wie ihn einer der Biographen Gundlings *) erzählt, wörtlich wiedererzählen wollen.

»Zu Wusterhausen — schreibt unser Gewährsmann — hatte sich Gundling einmal so voll gesoffen, daß er taumelnd nach Hause ging. Auf der Brücke, welche über den gefrorenen Schloßgraben führt, packten ihn verabredetermaßen sechs große Grenadiere an, befestigten ihn an starke Stricke und ließen ihn, ohne sich an sein entsetzliches Geschrei zu kehren, in den Schloßgraben hinab. Sie versahen es aber und ließen ihn unglücklicherweise eher fahren, als er mit dem Körper das Eis erreicht hatte, welches Gundling durch die Schwere seines Körpers eindrückte. Der Arme stak nun im Wasser und mußte sich mit beiden Ellnbogen auf's Eis stützen, um nicht ganz unterzusinken; Hut und Perücke waren verloren. Diese tragikomische Scene ließ der König mehr als ein Mal

*) Samuel Baur. Band I. Seite 327.

malen und die Gemälde in seinen Lust- und Jagdschlössern anbringen.«

Wir selber haben nur noch hinzuzufügen, daß Herr von Printz, der Urheber dieses neuen Bubenstücks, sich, wie er noch in derselben Nacht seiner Frau Gemahlin erzählt, »darüber scheckig gelacht,« Herr von Gundling aber, der durch dieses kalte Bad plötzlich nüchtern geworden war, vor Schreck und Erkältung die Rose bekommen hatte, die ihn von Neuem auf's Krankenlager warf.

Kaum genesen gab er sich von Neuem seiner alten Leidenschaft hin. Der Trunk hatte sein Gehirn allmälig mehr und mehr abgestumpft, so zwar, daß er jetzt ganz sein Gedächtniß verlor. Man erzählt von dem bekannten Geschichtsschreiber Johann Sleidanus, sein Gedächtniß sei im Alter so schwach geworden, daß er endlich sogar die Namen seiner Kinder vergessen habe. Hofrath Cöper, der Manches geschrieben haben soll, was unter Gundlings Namen erschienen ist, war boshaft genug, das, was er von Sleidanus gelesen, auf Gundling anzuwenden und zu behaupten, Gundlings Gedächtniß sei so zerrüttet gewesen, daß er einmal sogar seinen eigenen Namen vergessen und lange nicht gewußt habe, ob er oder Cöper den »Bestand des russischen Kaisertitels« verfaßt, eine Schrift, wofür Gundling von der Kaiserin Katharina I. fünf goldene Medaillen, im Werthe von vierhundert Reichsthalern, als Geschenk erhalten hatte.

Zuletzt verlor er wirklich den kleinen Rest der ihm übrig gebliebenen Besinnung und vergaß einmal sogar die Reihenfolge der Tage. Eines Abends soll er in Gegenwart der Mitglieder des Tabakcollegiums steif und fest behauptet haben, auf Sonntag folge Sonnabend, denn — fügte er in einem lichten Augenblicke

hinzu — erst habe Gott den Tag und dann die Nacht geschaffen, ergo folge erst Sonnabend auf Sonntag. Bedauernswürdiger Herr von Gundling! Hast Du darum die Universitäten von Altdorf, Helmstädt und Jena besucht, hast Du Dir darum so viel historische Kenntnisse erworben, damit Du auf Deine alten Tage beweisen kannst, daß der Sonntag dem Sonnabend vorangehe?

Ende März mußte Gundling dem Könige nach Potsdam folgen. Hier erkrankte er aufs Neue und starb nach vierzehn Tagen, am 11. April, allem Anscheine nach an den Folgen des letzten Schreckes.

Als man Seiner Majestät dem Könige die Nachricht überbrachte, Herr von Gundling habe seinen Geist aufgegeben, meinte Friedrich Wilhelm:

— Sagt lieber, er hat das Trinken eingestellt! Schade um den Patron! Er war ein prächtiges Exemplar von einem Narren und mir weit lieber als ein ganzes Schock hochgelahrter Federfuchser. Der Gundling war ein treuerer Unterthan als jener hyperkluge Geheimerath und Professor Christian Thomasius *), der durch Abschaffung der Hexenprozesse und der Tortur die Macht der hohen Justiz unnöthigerweise eingeschränkt und die Furcht des Volkes vermindert hat; ein brauchbareres Subject als jener hochweise Mathematikus Christian Wolf **), dessen Philosophie allen

*) Thomasius, (geb. am 1. Januar 1655 zu Leipzig) starb am 23. September 1728 als Rector der Universität zu Halle.

**) Durch eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. November 1723 war Wolf, unter Androhung des Stranges, gezwungen worden, Halle zu verlassen, worauf er sich nach Cassel und von dort nach Marburg begab. Dort blieb er bis zum Jahre 1740, wo ihn Friedrich der Große, der manche

blinden Gehorsam aufhebt und aus Soldaten Deserteure macht. Der Teufel hole das Gelehrten-Pack! Da lob' ich mir den seligen Gundling! Der wußte, was »blind gehorchen« heißt, der fügte sich in Alles. Und darum will ich selber Sorge tragen, daß er seinem Range gemäß anständig beerdigt werde. Schade, daß der Quanz aus Dresden jetzt nicht in Berlin ist. Er hätte, meinem Narren zur Ehre, einen Todtenmarsch componiren müssen; meine Dudelsackpfeifer aber verstehen das nicht.

Als Gundlings Leiche, auf Befehl des Königs, der einen Augenblick den falschen Verdacht gehegt, daß sein Narr vielleicht vergiftet worden sei, geöffnet wurde, fand man in seinem Magen ein großes Loch, das die Aerzte einstimmig dem übermäßigen Genuß der hitzigen Getränke, die der Todte in seinem Leben vertilgt hatte, zuschrieben. Wenn man annimmt, daß Gundling blos vom Jahre 1717, wo er als Ceremonienmeister in die nächste Umgebung des Königs gekommen war, bis zu seinem Ende täglich im Durchschnitt mindestens sechs Flaschen Wein, Bier, Punsch und Schnaps getrunken hatte, so macht das in 14 Jahren über 30,660 Flaschen. Kein Wunder also, wenn dann auch der allerbeste Magen endlich einen Riß bekommt.

Die Leiche wurde unter feierlicher Begleitung sämmtlicher Mitglieder des Tabakcollegiums, mehrerer Offiziere und Magistratspersonen und der ganzen Schuljugend, Lehrer und Cantor an der Spitze, nach Bornstädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen

---

Unbill seines Vaters wieder gut machte, als Geheimenrath und Vicekanzler der Universität nach Halle berief. Drei Jahre später wurde er an J. P. von Ludewigs Stelle Kanzler derselben.

Dorfe gebracht und in der dortigen Kirche, und zwar in jenem Weinfaß beigesetzt, in dem er während seines Lebens mehr als ein Mal stark gebechert und betrunken übernachtet hatte. Das geruhten Seine Majestät ein anständiges Begräbniß zu nennen.

Einige lutherische Geistliche, die sich geweigert hatten, diesem profanen Sarge zu folgen, wollte Friedrich Wilhelm, gewohnt, auch mit der Geistlichkeit kurzen Prozeß zu machen, in der ersten Aufwallung ihres Amtes entsetzen; nachdem sein Zorn sich aber gekühlt hatte, war er gerecht genug, einzusehen, daß sie diesmal nicht Unrecht gehabt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Mit Gundling starb der letzte Hofnarr. Seine Amtsgenossen am Hofe Friedrich Augusts II. von Sachsen erhielten den Befehl, seinetwegen tiefe Trauer anzulegen und bei Hofe mit schwarzen, zwanzig Ellen langen Schleiern und langschweifigen Trauermänteln zu erscheinen. Das war denn auch Alles! Friedrich Wilhelm selbst war ein viel zu großer Egoist, um sich lange über den Verlust eines Unterthanen zu grämen. Acht Tage später war Gundling vergessen.

Herr von Printz aber hatte gleich nach seinem Tode mit Hilfe einiger anderen Hofpoeten folgende Grabschrift zusammengebracht:

»Gundling hat nun ausgesoffen
Und fortan nichts mehr zu hoffen

Von dem Wein aus diesem Faß.
Selbst im Sterben schmerzt' ihn das!
Drum war es sein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille
Sein mit Wein gefüllter Bauch
Käm' in eben diesen Schlauch,
Daraus er sich unverdrossen
Oft den Leib hat vollgegossen.
Sage, Leser, wenn Du liest,
Ob das nicht ein Schweinpelz ist?«

Wir überlassen es dem Leser dieser Grabschrift, zu entscheiden, ob sich das durchschossene Wort auf Gundling oder Herrn von Printz beziehen soll.

XXXIX.

Friedrich Wilhelm I. überlebte seinen Narren. Seine Majestät der König geruhte am 31. Mai des Jahres 1740 im kaum vollendeten zweiundfünfzigsten Jahre seines Lebens, und im achtundzwanzigsten seiner Regierung zu sterben und seinem glorreichen Nachfolger, Friedrich II., ein wohldisciplinirtes Heer von 70,000 Mann und einen Schatz von 9 — 10 Millionen Thalern zu hinterlassen. Trotz mancher kleinen Fehler war der Verstorbene ein großer Monarch, ein tüchtiger Staatswirth, dem das Königreich Preußen die Grundlage seiner militärischen Größe und manches

Andere zu verdanken hat. Friedrich Wilhelm war es, der das mittelalterliche Lehenswesen aufgehoben und unter Mitwirkung des Großkanzlers Freiherrn Samuel von Cocceji das ganze Justizwesen umgestaltet und die Rabulisterei des Advokatenstandes, der ihm fast noch verhaßter als das Gelehrten-Volk gewesen war, wohlthätig beschränkt hatte. Außerdem hat er noch als Gründer der Charité und des Waisenhauses in Berlin und des Waisenhauses in Potsdam gerechte Ansprüche auf die Achtung der Geschichte und auf den Dank seines Landes.

Außer seinem Thronfolger hinterließ er noch drei Söhne: August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, wie auch zwei Töchter, von denen sich die Eine, Friederike Wilhelmine Sophie, am 20. November 1731, etwas über zwanzig Jahre alt, mit dem Erbprinzen von Baireuth vermählte und während ihrer ganzen Ehe mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, die sie in ihren Denkwürdigkeiten erzählt.*) Die andere Prinzessin, Anna Amalie, (geb. am 9. November 1723,) in ihrem einundzwanzigsten Jahre zur Aebtissin von Quedlinburg ernannt, war eine Schülerin Kirnbergers und zeichnete sich als vortreffliche Klavierspielerin und tüchtige Componistin aus, für die, zehn Jahre später, der Kammerherr Friedrichs des Großen, der berühmte Voltaire, geschwärmt haben soll.**) Sie starb am 30. März 1787 zu Berlin und vermachte ihre große

---

*) Ihre „Mémoires depuis l'année 1706 jusq'à 1742", erschienen zu Braunschweig, 1810, 2 Bde. 8. und in deutscher Uebersetzung zu Stuttgart, 1811. 2 Bde. 8.

**) Sie hinterließ außer einigen andern Compositionen auch das von Ramler gedichtete Oratorium, „den Tod Jesu", in welchem sie mit Graun um die Siegespalme rang.

musikalische Bibliothek, deren Werth auf 40,000 Thaler geschätzt wurde, als unveräußerliches Eigenthum dem Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin. *)

Friedrich Wilhelms Gemahlin, die eben so tugendhafte als liebenswürdige Königin Sophie Dorothee, eine eben so treffliche Gattin als zärtliche Mutter, geliebt und gepriesen von jedem ihrer Kinder, und vor Allen von Friedrich dem Großen verehrt, starb am 28. Juni 1757 im Schloß zu Monbijou. Ein Jahr später starb ihre ältere Tochter, die Markgräfin von Baireuth.

XL.

Von den Hauptfiguren unserer Erzählung bleiben noch Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, Siegfried von Printz und dessen Gemahlin übrig.

Die Erstere starb, vier Monate nach ihrer Entlassung aus der Citadelle von Küstrin, in einem Alter von zweiundsechszig Jahren, am Gallenfieber. Ihr großes Vermögen, ihre prachtvolle Bibliothek und ihre leider unvollendete Uebersetzung des Persius vermachte sie ihrem Neffen, dem Freiherrn Hans Georg Wenzeslaus

*) In dieser Bibliothek, die noch jetzt besteht, leider aber nur Wenigen zugänglich ist, befinden sich auch die von Georg Lisieuwsky gemalten Bildnisse ihres Meisters Johann Philipp Kirnberger und des großen Tondichters Johann Sebastian Bach.

von Knobelsdorf, mit dem sie sich, drei Tage vor ihrem Ende, wieder ausgesöhnt hatte.

— Ich sterbe nicht ruhig, sagte sie zu ihrem Erben, denn ich fürchte im Jenseits mit der »zweibeinigen Pfütze« (damit meinte sie den Freiherrn von Gundling) zusammenzukommen.

An Herrn von Printz wurden die Manen des seligen Barons auf schreckliche Weise gerächt. Ein Jahr nach dem Tode unseres Helden entfloh Frau von Printz mit dem französischen Gesandtschaftssecretär nach England und von dort nach Italien. Hier, erfuhr man später, habe ihr Verehrer, der wetterwendische Adonis, sie bei Nacht und Nebel verlassen und sei — Niemand erfuhr wohin — entflohen. Der armen Französin blieben in Rom, wo sie sich damals befand, nur zwei Wege offen: der Weg der Sünde und der Tugend, die Wahl zwischen Bordell und Kloster. Einem unverbürgten Gerüchte zu Folge soll Frau von Printz das Letztere gewählt haben.

Ihr Gemahl, der bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre Kammerjunker geblieben war, soll später, nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, Spieler geworden und als solcher — Betrugs halber — die Einen sagen im Duell, die Andern behaupten im Zuchthause, gestorben sein.

Gundling, das Schicksal hat Dich gerächt. Armer Narr, schlafe sanft und ruhig!

Sophie Arnould.

Le monde est plein de fous, et qui n'en vout
pas voir,
Doit se tenir tout - seul et casser son miroir.
Boileau.

I.

In der »Rue Béthisy«, in demselben Hause und demselben Zimmer, worin, am 24. August 1572, in der Bartholomäusnacht blutigen Andenkens, das Oberhaupt der Hugenotten, der tapfere Admiral Gaspard de Coligny, ermordet worden war, wurde am 14. Febr. 1744, am Tage des heiligen Faustinus, der Gastwirth Hegesippe Arnould, der seit dreizehn Jahren vergebens auf Vaterfreuden gehofft hatte, urplötzlich durch die ganz unerwartete Entbindung seiner weit jüngern Ehehälfte von einem wunderhübschen Mädchen dergestalt überrascht, daß er in der Freude seines Herzens die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und überglücklich ausrief:

— Eher hätte ich den Einsturz des Himmels, als jetzt, nach

so langer Zeit, die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches erwartet. Pascaline, (so hieß sein charmantes Weibchen) ich danke Dir und dem Himmel für das liebe, süße Balg, das Ihr mir geschenkt. Jetzt, guter Gott, tausche ich selbst mit unserm Könige, dem vielgeliebten Ludwig nicht; jetzt bin ich Vater, Vater dieses schwarzäugigen Engels, und der glücklichste aller Gastwirthe, jubelte der gute Mann und preßte, mit Freudenthränen im Auge, die Kleine mit so ungestümer Wonne an sein Herz, daß er sie fast erdrückt hätte.

Das niedliche Wesen fing hellaut zu schreien an.

— Welch' herrliche Stimme! rief das gerührte Vaterherz! Welch' reizender Mund! Welch' allerliebstes Stumpfnäschen! Und welch' große, schöne, kluge Augen! Mir ganz und gar aus dem Gesicht gerissen! Ach, schon jetzt liebe ich das kleine Balg so sehr, daß ich's vor lauter Liebe auffressen könnte, und wär's auch ohne Sauce. Habe Dank, tausend Dank, geliebtes Weib, für die süße Ueberraschung, die Du Deinem Freunde bereitet hast, sprach der glücklichste der Väter und legte die Kleine an die reizende Brust der nicht minder seligen Mutter.

II.

Vierzehn Tage später, nach vorausgegangenem Familienrathe, der vier volle Stunden gewährt hatte, wurde die heilige Taufe

vorgenommen, in der das liebe, süße Geschöpf den Vornamen »Sophie« erhielt.

Die drei Taufpathen des vielgeliebten Kindes waren, Jeder einzeln und Alle zusammen betrachtet, so durchweg komische Figuren, daß eine flüchtige Schilderung derselben vielleicht im Stande sein wird, den Zügen manches Griesgrams ein heiteres Lächeln, ein freundliches Schmunzeln abzulocken.

Der Erste dieses drolligen Kleeblatts war Herr Hippolyte Margaux, ein sehr ehrenwerther Weinhändler, der, nachdem er dreizehn Jahre und fünf Monate für ein ziemlich bedeutendes Champagnerhaus durch aller Herren Länder umhergekreuzt war, sich selbst etablirt und in kurzer Zeit so viele Kunden »aufgegabelt« hatte, daß sein Geschäft bald für eines der blühendsten dieser Art galt. Bruder Hippolyte oder Vater Stöpsel — so nannten ihn die täglichen Besucher seiner Weinstube — war ein äußerst kleines, auffallend dickes, beispiellos »lustiges Haus«, das, vom Keller bis zum Giebel mit Späßen jeder Sorte vollgespeichert, mitunter manch prächtigen Einfall hatte.

Der Zweite dieses komischen Dreiklangs war Herr Antonin Gibet, ein nicht minder ehrenwerther Wildprethändler, der, seit zwei Decennien der Lieferant der leckermäuligen haute-volée, mit den größten Geistern und reichsten Leuten, sobald sie auch Gourmands waren, auf so vertrautem Fuße stand, daß er zu Gott und aller Welt, ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, Du zu sagen sich erlaubte. Papa Antonin oder Meister Haut-gout — so hießen ihn seine zahlreichen Kunden, weil er dies Lieblingswort sehr häufig zu gebrauchen pflegte — war, ein jocoser Gegensatz seines ehemaligen Schulkameraden Margaux, eine äußerst lange, auffallend

hagere, ungeheuer griesgrämige »Hopfenstange«, die, höchst reizbarer Natur, wenig oder gar keinen Spaß verstand und Alles gleich sehr übel nahm.

Der Dritte oder, richtiger gesagt, die Dritte dieses Saufbundes war Madame Adelaide Zenobie Marmelade, die sehr respectable Ehehälfte eines zu seiner Zeit höchst geschickten Zuckerbäckers, der, nachdem er mehrere Millionen Eier und dadurch auch viel Geld zusammengeschlagen hatte, vom Schauplatz seines äußerst gangbaren Geschäfts ins Jenseits abgerufen worden war, um dort — für die Schatten des Elysiums — Mandeltorten, Spritzkuchen und vor Allem Méringues à la Vanille, worin seine Hauptstärke bestand, fortzubacken. Der selige Marmelade hatte seiner kinderlosen Frau ein jährliches Einkommen von siebentausend Livres und einen wohlrenommirten Laden hinterlassen, den sie, gleich nach seinem Tode, an einen ihrer Neffen aus der Provinz abgetreten und sich dann ins »Privatleben« zurückgezogen hatte. Unsere Rentière, die, schon seit frühester Jugend sehr gefallsüchtiger Natur, trotz ihres Alters — sie zählte bereits fünfzig und etliche Frühlinge — und trotz des fühlbaren Mangels an Reiz und Schönheit noch immer höchst kokett und eroberungssüchtig war, bot alle Gattungen von Schminke auf, um ihrer welken Haut den Rosenhauch der Jugend einzuimpfen. Ihr schon ziemlich runzeliges Gesicht glich einer Musterkarte aller Nüancen von Schön- und Schminkpflästerchen: auf der Stirn thronte das »majestätische«, im Augenwinkel prangte das »leidenschaftliche«, in der Falte, die sich durch das Lächeln des Mundes bildet, versteckte sich das »heitere«, auf der Mitte der Wange schaukelte sich das »angenehme«, im Mundwinkel lauerte das »küßliche«, auf der Oberlippe lockte

das »herausfordernde«, unten am Kinn reizte das »schelmische«, denn jede dieser »Mouches« oder »Postillons d'amour«, wie Abbé Bernis oder irgend ein anderer Poet des »Mercure galant« diese künstlichen Muttermäler getauft, hatte damals einen andern Namen. Mit der goldenen Zitternadel im gepuderten Haare, mit der rosenrothen Schleife am Busen und dem gemalten Elfenbeinfächer in der Hand wäre Madame Marmelade, namentlich am Tage der Tauffeier, an dem sie sich in den größten Glanz geworfen hatte, um auf ihre beiden Gevatter einen »tiefen Eindruck« zu machen, ein köstlicher Vorwurf für den burlesken Pinsel eines Metzu oder Watteau gewesen.

Die beiden männlichen Pathen waren, obgleich hagestolz, leidenschaftliche Verehrer des schönen Geschlechts, aimants le cotillon, wie der frivole Franzose, oder: in jede Schürze verliebt, wie der keusche Deutsche sagt. Beide waren Nachbaren und — unter vier Augen gesagt — Gläubiger des Herrn Arnould, der sich sehr oft in Geldverlegenheit befand. Einer derselben, der lustige Weinhändler, war außerdem der erklärte Hausfreund des »glücklichen Vaters.«

Nachdem Alle aus der Kirche heimgekehrt waren, legte Herr Arnould das gleich einer Puppe aufgeputzte Kind in die Arme seiner Frau und sagte:

— Hier bringe ich Dir Deine Sophie!

— Himmlische Arnould, begann Herr Gibet, erlaube einem vieljährigen Freunde Deines Mannes, daß auch er Dir, als Tribut seiner Freundschaft, ein kleines Balg zu Füßen lege . . .

— Wie, Meister Haut-gout, fragte Vater Stöpsel, auch Ihr habt ein Balg?

— Ein Rehbalg nämlich, das ich der Dame Arnould als Teppich zu Füßen lege . . .

— Ah so, nun verstehe ich Euch! sagte der Weinhändler. Reizende Sechswöchnerin, fuhr Herr Margaux fort, gestatten Sie Ihrem aufrichtigen Verehrer, Ihnen zur Feier des heutigen Tages als schwaches Zeichen seiner Huldigung diesen silbernen Pfropfenzieher zu Füßen zu legen.

— Vielgeliebte Nachbarin, unterbrach ihn Madame Marmelade, gestatten Sie einer armen Wittwe, ihrem reizenden Pathchen diese silberne Kinderklapper als Angebinde zu überreichen.

— Tausend Dank, meine lieben Gevatter, ich bin so glücklich, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen Alles zu sagen, was ich fühle, erwiderte die glückliche Mutter und herzte den kleinen Engel, der an ihrem Herzen lag. Da, Hegesippe, nimm unsere Sophie und reiche sie ihren Pathen, daß Jeder ihr einen Kuß gebe.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es zuerst der Dame Marmelade.

— Ein wahres Zuckerpüppchen! Weißer als Blanc-manger! sagte die Wittwe und drückte einen Kuß auf des Kindes Stirn.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es dann dem Wildpretmann, dem er einige tausend Francs mehr als dem Weinhändler schuldig war.

— Ein Perlhuhn! Ein Goldfasan! sprach Herr Gibet und gab dem Kinde einen Kuß auf den Mund. Ach und welch ein Haut-gout! rief er aus und gab ihm einen zweiten Kuß.

Herr Arnould nahm sein Kind und reichte es dem Weinhändler.

— Ein köstliches Bouquet! Eine himmlische Blume! Die Kleine duftet so süß wie Liebfrauenmilch! betheuerte Herr Mar-

gaux und küßte die Stirn und die Augen und den Mund und die kleinen Händchen dieses lieben Geschöpfes. Weiß Gott, ich habe das Kind so lieb, als ob es mein eigenes wäre. Nichts in der Welt geht über Vaterfreuden!

— Ach! seufzte die Wittwe laut und schwer.

— Nachbarin, warum seufzest Du? fragte der Wildpretmann.

— Unsere Freundin Marmelade, commentirte der Weinhändler, hat ein sehr gefühlvolles Herz . . . eine Frau in ihren Jahren ergeht sich gern in schwärmerischen Betrachtungen . . .

— Ach! seufzte nun auch Herr Gibet.

— Nachbar, warum seufzen Sie? fragte die zärtliche Wittwe.

— Auch er, theure Freundin, erklärte Herr Margaux, hat ein empfindsames Herz . . . auch er schwärmt . . .

— Wofür? fragte Dame Marmelade, züchtig die Augen niederschlagend.

— Für den Haut-gout der Liebe, ergänzte Meister Stöpsel.

— Was willst Du damit sagen? fragte Papa Gibet, dessen Zorn augenblicklich Feuer gefaßt hatte.

— Ich will damit gesagt haben, daß Ihr Beide für einander wie geschaffen seid . . . daß Ihr Euch heirathen solltet . . .

— Höre, Margaux, Du weißt, daß ich keinen Spaß verstehe...

— Ich spaße auch nicht... es ist mein völliger Ernst . . . wo fände sich ein zweites Wildpret, ein zweiter Goldfasan mit mehr Haut-gout, als Dame Marmelade?

— Alter Weinschlauch, willst Du schweigen? fragte Gibet im höchsten Grade gereizt.

— Gäb's in der ganzen Christenheit ein schöneres Paar, als Donna Marmelade und Signor Gibet? . . .

— Stöpsel, willst Du mich noch länger reizen? fragte Meister Haut-gout, überschäumend vor Wuth.

— Don Gibet und Signora Marmelade, fuhr Jener zu hänseln fort. Ein Liebespaar zum Malen!

— Da, boshafter Spötter, hast Du Deinen Kuppelpelz, rief der jähzornige Wildpretmann und erhob seinen langen Arm, um dem kleinen dicken Faun eine Maulschelle zu versetzen.

Herr Margaux aber, der dicht an der Seite der Wittwe stand, zog sich äußerst rasch und geschickt hinter die spanische Wand ihres ziemlich breiten Rückens zurück, wodurch Gibets Hand ihr Ziel verfehlte und die dem Weinhändler zugedachte Ohrfeige mit unaufhaltsamer Wucht auf die geschminkte Wange der Zuckerbäckerin einschlug, die, theils vor Schreck und theils vor Schmerz, mit gellem Schrei rücklings umsank und im Fallen ihren Hintermann mit sich niederriß, der seinerseits ein dicht hinter ihm stehendes Tischchen mit einem Aufsatz von Likeurflaschen und Gläsern und ein halbes Dutzend Dessertteller mit eingemachten Früchten und allerlei Backwerk umwarf.

— Jesus! schrie die Wittwe.

— Maria! ergänzte Herr Arnould und

— Joseph! blieb der Wöchnerin vor Schreck halb in der Kehle sitzen.

Meister Gibet, der, ohne es zu wollen, mit einer Klappe zwei Fliegen erlegt hatte, eilte der Gefallenen blitzschnell zu Hilfe, um sie aufzuheben. Er schwor bei den eilftausend schlafenden Jungfrauen und bei dem heiligen Antonius von Padua, daß diese wohlverdiente Züchtigung nicht ihr, sondern ihm, dem ewigen Necker, der seine Lammsgeduld bis auf's Aeußerste gereizt, gegolten habe.

Er bat zuerst Dame Marmelade und alsdann Dame Arnould »mehrere Millionen Mal« um Verzeihung, daß er sich in ihrer Gegenwart von seiner unverantwortlichen Hitze so weit habe hinreißen lassen, auf diese Weise das »Decorum« zu verletzen.

— Ach meine schönen Flaschen und Gläser! jammerte die Wöchnerin.

— O meine kostbaren Likeure und mein schönes Confect! wimmerte der arme Mann.

— Pfui, pfui, pfui! rief die Wittwe, während sie sich von ihrer Niederlage erhob und ihre beim Fallen in Unordnung gerathene Frisur und Robe arrangirte. So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht zugestoßen! Pfui, pfui und abermals pfui! Auf einer Kindtaufe, auf der es Ohrfeigen setzt, will ich wenigstens nichts zu thun haben. Adieu, Herr und Madame Arnould. Wenn Ihnen der liebe Gott oder sein heiliger Geist nach dreizehn Jahren wieder einmal einen Sprößling bescheert, so wählen Sie sich Pathen, welche Sie wollen, nur mich nicht! Ich für meine Wenigkeit habe schon an der einen Taufe vollkommen genug, und danke Ihnen für die Ehre und das Vergnügen, das Sie mir zugedacht, sprudelte die maaßlos empörte Zuckerbäckers-Wittwe, indem sie ihren Elfenbeinfächer aufriß, um ihrem halb weißen, halb rothen Gesichte, auf welchem Zorneshitze glühte, Kühlung zuzufächeln. Leben Sie wohl, mein Herr Margaux, leben Sie wohl, mein feingebildeter, äußerst zarter, ungemein liebenswürdiger Herr von Gibet . . .

— Herr von Gibet? wiederholte der von Neuem gereizte Wildpretmann; Madame, was willst Du mit diesem zweideutigen »Herr von« sagen?

— Ich will damit gesagt haben, erklärte Dame Marmelade mit bittersüßer Ironie, daß Sie im strengsten Sinne des Wortes ein beispiellos galanter Cavalier sind, der in der Artigkeit, dem schönen Geschlechte gegenüber, vergebens seines Gleichen sucht, schloß sie mit beißender Malice und trat zornschnaubend vom Schauplatz der Taufe ab.

— Nun ist die ganze Freude gestört! stöhnte die Wöchnerin.

— Und wer ist Schuld daran? fragte ihr Gemahl.

— Du! Du! schrieen Margaux und Gibet zugleich, wobei Einer auf den Andern wies.

— Meine Herren, sagte Dame Arnould, vergessen Sie nicht, daß ich noch sehr schwach und angegriffen bin. Ihr Schreien verursacht mir Kopfschmerzen. Wenn Sie, Herr Gibet, Ihre Hitze durchaus nicht mäßigen können, jeden harmlosen Scherz übel nehmen und gleich zuschlagen wollen, so werden Sie mich sehr verbinden . . .

— Wenn ich gehe, willst Du sagen! Gut, sehr gut, brüllte der Wüthende, ich will Dich durchaus nicht stören. Seh' ich doch überhaupt nicht ein, was ich hier noch zu suchen habe. Adieu, Madame, Adieu! Mich seht Ihr niemals wieder!

— Der Hitzkopf! murmelte die Wöchnerin leise vor sich hin.

— Mich dauert weiter nichts, als das schöne Rehfell, das ich der Undankbaren zu Füßen gelegt, dachte er bei sich beim Hinausgehen. Es hat mich selber vierzehn Livres gekostet. Ei nun, bald wird Dame Arnould auch ihren Einfaltspinsel von Mann fortschicken, um mit ihrem Seladon-Margaux das Fest unter vier Augen zu feiern.

Also endete die Taufe Sophie Arnoulds.

III.

Wir überspringen die ersten zehn Jahre der Mademoiselle Sophie, weil sie, ganz wie die Kinderzeit anderer Mädchen, ereignißlos vorüberhuschten, ohne ihrem Biographen und dessen Lesern irgend ein eigenthümliches Interesse darzubieten. Nur so viel sei erwähnt, daß Papa Arnould, dessen Herzblatt, und Mama Arnould, deren Augapfel sie war, alle Sorgen, alle Kräfte, alle Mittel aufboten, um ihrem einzigen und darum auch ziemlich verhätschelten Kinde eine höchst sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Und so war es gekommen, daß der kleine, schmucke, schwarzäugige Engel in seinem neunten Frühlinge schon klüger und ausgebildeter als manche Jungfrau in ihrem fünfzehnten Herbste erschien. Die Eltern, die, von des Töchterleins reizendschöner Stimme entzückt, nichts sehnlicher gewünscht hatten, als ihren Abgott einst zu einer großen Sängerin herangebildet zu sehen, hatten ihr schon vor Eintritt des achten Jahres Unterricht in der Musik ertheilen lassen, und Sophie hatte gleich so viel Anlage und Lust dazu mitgebracht, daß sie nach Verlauf von drei Jahren schon eine ziemlich fertige Klavierspielerin war. Nach ihrem eilften Geburtstage, der wie jeder der vorhergegangenen von den Eltern und vom Gevatter Margaux, welcher sich für sein Pathchen so warm interessirte, als ob dasselbe »Blut seines Blutes« wäre, durch einen großartigen Schmaus, durch Schlittenpartie und Feuerwerk gefeiert

worden war, erhielt sie nun auch Unterricht im Gesang. Ihre Lehrerin, Mademoiselle Marie Fel, Tochter eines Organisten von Bordeaux, die im Jahre 1733 in der großen Oper debütirt hatte und zehn Jahre lang ein Liebling des Publikums gewesen war, bekam von Herrn Margaux für jede Stunde, die sie seinem Pathchen gab, zehn Livres, was jährlich über fünfzehnhundert Livres betrug. Aber auch im Gesang machte Mademoiselle Sophie so reißend schnelle Fortschritte, daß sie nach Verlauf von achtzehn Monaten in der Kirche Val de grace auf dem Chore mitsingen konnte.

Ein günstiger Zufall wollte, daß gerade um diese Zeit die Prinzessin von Modena sich ins Kloster zu Val de grace zurückgezogen hatte, um dort während der heiligen Charwoche im Schooße frommer Nonnen die Sünden zu beichten, die sie während der lustigen Faschingszeit begangen hatte. In dieser Bußzeit hörte die schöne, reuige Sünderin einst eine wundervolle Stimme, welche die Abendmesse sang.

— Welch' schöne, reine, glockenhelle Engelsstimme! rief die begeisterte Prinzessin, andächtig diesen wunderbaren Tönen lauschend. Ich habe, seitdem ich Kirchen besuche, noch niemals einen so zauberhaften Gesang gehört. Wie heißt diese Nachtigall?

— Sophie Arnould ist ihr Name, erwiderte eine ihrer Kammerfrauen.

— Und wer ist diese Sophie?

— Die Tochter eines Gastwirths in der »Rue Béthisy«.

— Dieses Mädchen ist ein Juwel für die Oper. Ist die Kleine aber auch hübsch?

— Schön wie ein Engel, antwortete die zweite ihrer Begleiterinnen.

— Tant mieux! Dann werde ich bei der ersten Gelegenheit den Intendanten der königlichen Kapelle auf diese Philomele aus der Rue Béthisy aufmerksam machen. Solche jugendfrische, silberreine Stimme fehlt unserer großen Oper. Es wäre Jammerschade, wenn solch ein Sopran in den öden Mauern von Val de grace spurlos verhallen sollte. Man rufe die Sängerin . . . man stelle sie mir vor, . . . ich will sie kennen lernen.

Nach der Messe wurden Mademoiselle Sophie und Herr Margaux, der sein Pathchen, so oft es in der Kirche sang, zu begleiten gewohnt war, der Prinzessin von Modena vorgestellt. Ihre Hoheit beglasaugte die junge Sängerin und geruhte zu fragen:

— Wie alt ist die Kleine?

— Zwölf Jahre und vier Monate, antwortete Sophie, welche mit ihren großen, schwarzen, klugen Augen die Prinzessin so dreist und unverlegen wie eine alte Bekannte ansah.

— Ist dieser Herr Ihr Vater? fragte Ihre Hoheit mit einem Blick auf Sophiens Begleiter.

— Ja, Hoheit, platzte Herr Margaux heraus.

— Ja??? wiederholte Sophie, betrachtete ihren Pathen und fing schelmisch zu lächeln an.

— Nein, nein! rief der consternirte Weinhändler, ich habe mich nur verschnappt, Hoheit; ich bin nicht der glückliche Vater, sondern leider nur der Pathe dieses reizenden Geschöpfes . . .

— Ihr Name? fragte die Prinzessin, den kleinen dicken Stöpsel mit ihrer Lorgnette vom Scheitel bis zum Fuße messend.

— Hippolyte Margaux.

— Ihr Gewerbe?

— Weinhändler, Ihnen aufzuwarten . . .

— Ihre Wohnung?

— Rue du Roule Nummer 17. Wenn ich mich erdreisten dürfte, Ihrer Hoheit einige Proben ausgesucht feiner Rheinweine zu Füßen zu legen . . .

— Mein Herr, ich liebe die deutschen Weine nicht . . .

— O dann bitte ich tausend bis eilfhundert Mal um Verzeihung, doch kann ich Ihrer Hoheit auch mit der Blüthe der französischen Weine dienen . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die französischen Weine nicht . . .

— Vermuthlich also die italienischen . . . Glücklicherweise bin ich in den Stand gesetzt, auch mit der Crême der Weine Italiens aufwarten zu können . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die italienischen Weine nicht . . .

— Nicht? wiederholte Herr Margaux ganz verdutzt. Teufel, was liebt sie denn? dachte er bei sich. Ah, nun fällt's mir ein, rief er laut, Ihre Hoheit gehören zu jenen Damen unseres Hofes, die den spanischen Weinen den Vorzug schenken. In diesem Falle steht Ihrer Hoheit ein ganz ausgezeichneter Xeres zu Befehl . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die spanischen Weine nicht . . .

— Da schlag' das Donnerwetter drein! brummte Margaux in den Bart. Halt, schrie er laut, nun bin ich meiner Sache gewiß. O ich Dummkopf, dem das, was so nahe liegt, nicht gleich eingefallen ist! Ihre Hoheit lieben einzig und allein die hitzigen Cyperweine. Die Firma Hippolyte Margaux schätzt sich glücklich, der Frau Prinzessin von Modena einen ganz exquisiten Muskateller

anbieten zu können. Wie viel Eimer oder Oxhoft befehlen Ihre Hoheit?

— Mein Herr, erwiderte die Prinzessin zum fünften Male eben so ruhig und gelassen als das erste Mal, ich liebe auch die Cyperweine nicht . . .

— Nun beim heiligen Martinus, dem gebenedeiten Schutzpatrone aller Weinhügel, was lieben Ihre Hoheit?

— Vor Allem, erwiderte die Prinzessin, ihn noch immer mit ihrem Glase fixirend, liebe ich jene Leute, die nicht zudringlich sind.

— Ah, rief unser Weinhändler ganz und gar verblüfft.

— Wie alt also ist diese Kleine? fragte Ihre Hoheit zu Sophien gewendet.

— Wenn Pathe Margaux wieder ein Feuerwerk in unserm Hofe abbrennt, feiert er meinen dreizehnten Geburtstag.

— Wie naiv! lächelte die Prinzessin. Leb' wohl, mein hübsches Kind . . . Deine schöne Stimme hat mich entzückt . . . ich will mich Deiner erinnern . . . bald sollst Du von mir hören, sagte Ihre Hoheit, nickte huldreich mit dem Kopfe und schritt, begleitet von dem kleinen Hofstaate, zur Kirche hinaus.

— Mort de ma vie! rief unser Weinhändler, der ihr mürrisch nachsah. Da schwebt sie hin, ohne mir etwas abgekauft zu haben. Ich glaubte in ihr einen neuen Kunden ergattert zu haben; sie aber hat meine Erwartung grausam blutig getäuscht! Der Teufel hole alle Prinzessinnen, die weder deutsche, noch französische, weder italienische noch spanische, weder Cyper- noch andere Weine lieben!

— Ha ha ha, lachte Sophie.

— Kleiner Schelm, warum lachst Du?

— Weil ich meinen Pathen noch nie so wüthend gesehen . . .

— Ich könnte diese modenesische Hoheit, die mich fortwährend durch ihr Augenglas angeglotzt und so spöttisch gemustert hat, mit Arsenik vergiften . . .

— Das scheint die Prinzessin zu ahnen und darum kauft sie auch Deine Weine nicht . . .

— Boshafter Schalk! ich könnte Dir zürnen, wenn ich Dir nicht gar so gut wäre . . .

— Dann, Pathe, mußt Du auch der Prinzessin gut sein, weil sie mir versprochen hat, sich meiner erinnern zu wollen . . .

— Ach Kind, Du kennst diese vornehmen Damen nicht . . . Sie versprechen viel und halten blutwenig . . .

— Dann bist wohl auch Du eine vornehme Frau?

— Wie so? fragte Margaux erstaunt.

— Ei nun, Du hast mir schon vor drei Monaten ein neues Klavier versprochen, und ich habe es noch heute nicht.

— Nur Geduld, meine Liebe, in längstens vier Wochen soll Dein Wunsch in Erfüllung gehen.

— Ein Lügner, der nicht Wort hält! sagte Mademoiselle Sophie, hüllte sich dichter in ihren Shawl und häkelte sich in den Arm ihres väterlichen Freundes ein, der sie nach Haus begleitete.

Niemand war stolzer darauf als Margaux.

Unterweges sagte Mademoiselle Sophie, hüpfend und springend, tanzend und singend zu ihrem Pathen: Ich freue mich ungeheuer . . .

— Worauf?

— Darauf, wie meine liebe, arme, kranke Mutter lachen wird, wenn ich ihr erzählen werde, daß Du, auf die Frage der Prinzessin, ob Du mein Vater bist, ganz verblüfft Ja! geantwortet hast.

— Wenn Du davon schweigen willst, dann, meine Theuere, sollst Du Dein Klavier schon morgen erhalten . . .

— Unter dieser Bedingung gewiß; wenn Pathe Margaux aber nicht pünktlich Wort hält, dann plaudere ich . . .

IV.

Am andern Morgen erhielt Mademoiselle Sophie das versprochene Instrument.

V.

Aber nicht blos Herr Margaux, auch die Prinzessin von Modena hielt ihr Versprechen. Ihre Hoheit empfahl die junge Sängerin dem Intendanten der königlichen Kapelle, der, nach Gelegenheit geizend, Ihrer Hoheit einen Dienst zu erweisen, der liebenswürdigen Dame, um deren Gunst er sich bewarb, die Versicherung ertheilte, sich der Empfohlenen auf's Allerwärmste anzunehmen.

— Zuvor aber sollten Sie die Kleine doch wohl einmal hören, meinte die Prinzessin.

— Wozu? Sie gefällt Ihrer Hoheit und das genügt. Ueberdem haben Sie uns gesagt, daß Ihre Philomele nicht allein sehr jung, sondern auch ausnehmend einnehmend sei. Desto besser!

Dann wird sie uns um so sicherer gefallen. Schönheit ist ein **passe-par-tout** zu allen Thoren und Thüren; um so mehr zu jenen der Bühne! Heut zu Tage braucht eine Sängerin nur jung und schön zu sein, um auf dem Theater auf diese oder jene Weise ihr Glück zu machen, bemerkte der Intendant.

Dieser Herr empfahl die junge Sängerin, ohne sie gehört zu haben, dem allmächtigen Schutze der Frau Marquise von Pompadour, die, damals auf dem Gipfel ihrer Herrschaft, das zweite Ich des Königs von Frankreich und Navarra, die Geliebte Ludwigs XV. von Gottes Gnaden, oder, wie Marschall Moritz von Sachsen sie genannt, „le fourreau de l'épée“ war.

Eines Morgens — im Frühling des Jahres 1757 — erhielten Mademoiselle Sophie und Papa Arnould eine schriftliche Einladung nach Choisy, um dort in einem Abendzirkel der Frau von Pompadour, der hochherzigen Beschützerin aller Künste, eine Probe ihres vielgerühmten Talents abzulegen. Da Vater Arnould aber gerade krank und bettlägerig war, erlaubte er sich, durch den Kammerdiener Gourbillon anfragen zu lassen, ob Herr Margaux, der Pathe seiner Tochter, sie begleiten dürfe. Der väterliche Stellvertreter fühlte sich namenlos geschmeichelt, als er die Erlaubniß erhielt, als Beschützer seiner jungen Pathin in der Gesellschaft der Frau von Pompadour erscheinen zu dürfen.

Jene Soirée war eine der glänzendsten. Der Herzog von Choiseul, welcher Tags darauf als Gesandter nach Wien abgehen sollte, der Abbé Bernis, der Minister **in petto**, dem die Marquise schon damals den Grafentitel und das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zugedacht hatte, der General-Baudirector Marquis von Marigny, der Bruder der Frau von Pompadour,

der General-Post-Intendant Jannette — lauter Creaturen der königlichen Favoritin — die Herzogin von Choiseul, die junge naive Gemahlin des Gesandten, die Marschallin von Mirepoix, die Gräfin Baschi und viele andere alte und junge Damen des Hofes bildeten den glänzenden Kern einer Jury, die zusammenberufen war, das junge Talent zu prüfen, welches der Intendant der königlichen Kapelle, der an diesem Abende natürlich nicht fehlen durfte, so sehr gepriesen hatte, daß Alles gespannt war, die Bekanntschaft dieser reizenden Novize zu machen.

Die dreizehnjährige Sängerin erschien in einem einfachen Kleide von blaßrothem Krepp mit einer weißen Rose im schwarzen Haar, sonst aber ohne allen Schmuck, am Arme des übermäßig aufgeputzten Herrn Hippolyte Margaux, der, mit goldenen Ketten, diamantenen Ringen, silbernen Schnallen ausstaffirt, einen höchst komischen Gegensatz zu Mademoiselle Sophie Arnould bildete: ein possierlicher Faschingsabend an der Seite eines reizend-schönen Maimorgens.

Die junge Nachtigall grüßte einfach und graziös; ihr Begleiter hingegen machte unzählig viele Verbeugungen, Katzenbuckel und Kratzfüße, während er bei jeder neuen Reverenz bald diesem, bald jenem der Gäste auf Fuß oder Schleppe trat.

— Dieu de Dieu, wer ist dieser drollige Kauz? fragte die Herzogin von Choiseul, die sich des Lächelns nicht erwehren konnte, die Gräfin von Baschi, welche ihr Hohngelächter hinter den Strahlen ihres Fächers verbarg.

— Leider habe ich nicht das Glück, diese Personnage zu kennen, erwiderte die Gräfin.

— Marquis, können Sie uns sagen, wer dieses kostbare

Zerrbild ist? fragte Frau von Choiseul den Herrn von Marigny.

— Reizende Herzogin, dieses wunderbare Exemplar eines Spießbürgers ist ein reicher Weinhändler.

— Ein Weinhändler? flüsterte der Damenkreis und fing zu kichern an.

— Und wohl gar der Vater dieser kleinen Person? fragte die Marschallin von Mirepoix.

— Nein oder auch Ja . . . ganz wie Sie wollen . . .

— Marquis, haben Sie einen Bleistift?

— Herzogin, wozu?

— Ich will mir eine Skizze dieses kostbaren Kabinetstückes für meine Karrikaturensammlung aufbewahren.

— Erlauben Sie, schöne Frau, daß ich Ihnen dazu den Riß entwerfe, entgegnete der galante General-Baudirector, zog sein Portefeuille und zeichnete auf eines der Pergamentblätter die ziemlich ähnlichen Conturen des Papa Stöpsel.

— Bei der heiligen Jungfrau! flüsterte Abbé Bernis verstohlen dem Intendanten der Kapelle zu, diese kleine Sophie ist ein reizendes Geschöpf . . . eine halb aufgesprungene Maiknospe . . . ein Stück himmelblauer Frühling in rosenfarbenem Ueberwurf . . . ein duftendes Veilchen in schneeweißem Unterrock . . .

— **Un vrai morceau de roi!** fügte der Intendant hinzu, indem er mit schlecht verhehlter Lüsternheit sich die Hände rieb.

— Mademoiselle Arnould, begann Frau von Pompadour, wollen Sie uns die Freude machen, uns irgend eine Kleinigkeit vorzutragen?

— Mit tausend Freuden, Frau Marquise. Da ich aber nicht

so glücklich bin, Ihren Geschmack zu kennen, so bitte ich Sie, mir zu sagen, was ich singen soll?

— Weißt Du, Sophie, fiel Herr Margaux ein, sing' uns 'mal »Marlborough va-t-en guerre«; ... ich höre das Ding für mein Leben gern.

— Dummkopf, bester aller Pathen wollte ich sagen, schweigen Sie, flüsterte sie ihrem väterlichen Surrogate zu. Befehlen Sie, Frau Marquise, ein Stück von Lulli oder Rameau?

— Von Rameau, schönes Kind, und wenn ich bitten darf, eine Nummer aus »Castor« oder »Dardanus«, die meine Lieblingsopern und nach meiner Ansicht zwei der schönsten Schöpfungen des »Schwans von Dijon« sind.

— Zum Glück habe ich aus Beiden ein Paar Piecen mitgebracht, sagte die Sängerin und winkte ihren unbezahlbaren Pathen zu sich heran.

— Schatz, was befiehlst Du? fragte der Weinhändler.

— Mein Heft ...

— Kätzchen, Puppe, Engel, was für ein Heft?

— Das Notenheft, das ich Ihnen zum Aufbewahren gegeben ...

— Ah, Goldhuhn, das steckt draußen in meinem Mantel, schrie Meister Stöpsel und verließ den Saal, um es zu holen.

— Ihr Pathe scheint Sie außerordentlich zu lieben ...

— Er hat keine Familie und liebt mich wie sein eigenes Kind ...

— Und lieben auch Sie ihn?

— Ich habe nur Ein Wesen geliebt ...

— Und dieses Eine Wesen?

— War die zärtlichste aller Mütter, die ihr Kind mehr als sich selber geliebt . . .

— Und diese Mutter?

— Ruht seit vier Monaten im Schooße der Erde, schluchzte Sophie mit hellen Thränen im Auge.

— Armes Kind! hauchte Frau von Pompadour.

— Sehen Sie nur, raunte Abbé Bernis, welcher die Schönheit der jungen Novize mit liebetrunkenen Blicken verschlang, Perlen blitzen in ihren langen Wimpern. Ein holdes Geschöpf! Ein reizendes Wesen! Ich kann mich nicht sattsehen an dieser maifrischen Erscheinung, in der jeder Zoll knospende Ueppigkeit, blühendes Leben ist! Freund, rief der Minister in petto, dem Intendanten vertraulich die Hand drückend, die Kleine muß jedenfalls engagirt werden . . .

— Für die Bühne aber scheint sie mir noch zu jung . . .

— Was fällt Ihnen ein? Ein Mädchen kann nie jung genug sein. Ueberdem altern unsere jungen Mädchen früh genug . . . den echten Feinschmecker aber reizt unreifes Obst oft mehr als reifes...

— Ich verstehe, Abbé, entgegnete der Intendant, den Händedruck seines Freundes erwidernd.

— Wo bleibt mein Pathe? fragte Mademoiselle Arnould.

— Er wird seinen Mantel nicht finden können, lächelte die Marquise.

— Wie gefällt Ihnen die Kleine? fragte Gräfin Baschi die Herzogin von Choiseul.

— Die junge Dirne hat sehr hübsche, aber etwas allzukecke Augen . . .

— Mit solchen Augen, Herzogin, macht man heut zu Tage sein Glück in der Welt.

— Wissen Sie dies aus eigener Erfahrung? fragte Frau von Choiseul die schöne, aber nicht sehr geistreiche Frau von Baschi.

— O nein, Herzogin, entgegnete die Gräfin mit nichtssagendem Lächeln.

— Dieses reizende Kind, sagte Abbé Bernis zum Intendanten, wird mir eine schlaflose Nacht verursachen. Meine sündigen Augen haben in ihrem ganzen Leben kein schöneres Dosengesichtchen gesehen!

In demselben Augenblick stürzte der Weinhändler mit dem Notenhefte in den Saal.

— Pathe Margaux hat lange auf sich warten lassen . . .

— Verzeihe, lieber Schatz; ich habe draußen etwas frische Luft geschnappt, denn hier im drückendvollen Saale ist es verdammt . . .

— St! flüsterte ihm die Pathe zu.

— Verdammt schön, wollte ich sagen, ergänzte Meister Hippolyte.

Die Marquise führte Mademoiselle Arnould zum Klavier.

— Wer von den Herren, fragte sie, begleitet die junge Nachtigall?

— Ich! Ich! rief Abbé Bernis.

— Stets der Galanteste von Allen, hauchte Frau von Pompadour mit kosmopolitischem Lächeln ihrem frühern Anbeter zu.

Mademoiselle Sophie sang eine Arie der Thealire aus »Castor und Pollux«. Der Erste, der so überlaut, als ob er auf der letzten

Gallerie der komischen Oper sich befände, seinen Beifall zu erkennen gab, war ihr Pathe, der aus Leibeskräften applaudirte.

— Na, was sagen Sie zu diesem Engel? fragte er den Herzog von Choiseul, den er vertraulich auf die Schulter klopfte.

— Ich habe selten eine schönere Stimme gehört!

— Selten? Sagen Sie lieber nie! Und die Art und Weise ihres Vortrags? Ihr Mezza voce? Ihr Triller? He?

— Charmant, charmant!

— Charmant, charmant? Das will nicht viel sagen. Der Vortrag meiner Sophie ist einzig, himmlisch, göttlich! Man hat nicht umsonst für jede Lection zehn Livres bezahlt, brüstete sich Pathe Margaux, zwei Finger der linken Hand in die Westentasche vertiefend.

Der Herzog wandte dem Weinhändler den Rücken zu und sagte zum Bruder der Marquise, der das Gespräch mit angehört:

— Monsieur ist ein großer Gimpel.

— Wer? fragte Herr von Marigny, nicht wenig erschreckt.

— Der Jupiter dieser Minerva ... diese kleine, dicke Personnage ...

— Ah so, ich glaubte, Sie meinten mich, erwiderte die ziemlich bornirte General-Baudirection.

— Ei, wo denken Sie hin?

Gleich darauf sang Mademoiselle Arnould eine Cavatine der Ephise aus »Dardanus«, und da sie jetzt weit weniger befangen als bei der ersten Arie war, entfaltete sie die Schwingen ihrer Stimme mit größerer Kraft und Sicherheit und trug diese Piece von der ersten bis zur letzten Note mit so großer Kunstfertigkeit vor, daß die ganze Zuhörerschaft, vom Metall und Ausdruck, von

der Reinheit und dem Schmelze ihrer Stimme fortgerissen, in lauten Beifall ausbrach. Diesmal war es Frau von Pompadour, die das erste Zeichen zum Applaus gab.

— Mademoiselle, begann Abbé Bernis, wenn Sie so fortfahren, darf man Ihnen eine große, schöne Zukunft prophezeihen . . .

— Sie werden einst die Zierde und der Stolz unserer Oper werden, weissagte der Intendant.

— Schönes Kind, sagte die General-Baudirection, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Million.

— Zu welcher Million? fragte die neidische Gräfin von Baschi.

— Zu der Million, die das Fräulein in ihrer Kehle sitzen hat.

— Sie haben uns in der That sehr überrascht, versicherte die Marschallin von Mirepoix.

— Charmant, charmant, sagte die Herzogin von Choiseul.

— Wir gratuliren Ihnen von ganzem Herzen, fügte der Gemahl der Herzogin hinzu.

— Auch ich, schloß die Marquise, mache Ihnen mein Compliment und danke Ihnen im Namen aller meiner Gäste für den Genuß, den Sie uns bereitet haben.

— Ach, Frau Marquise, erweisen Sie mir einen einzigen Gefallen, bat Herr Margaux.

— Welchen, mein Herr?

— Bitten Sie meine Sophie, daß sie uns jetzt »Marlborough va-t-en guerre« vorsingt; es ist mein Lieblingslied, das ich nicht oft genug hören kann. Wenn ich den kleinen Eigensinn darum bitte, thut er's nicht; wenn aber Sie, Frau Marquise, es befehlen . . .

— Ich habe Ihrer kleinen Pathe nichts zu befehlen; doch wenn Sie befehlen, mein Herr, so werde ich Mademoiselle bitten, Ihnen und uns die Gefälligkeit zu erweisen . . .

— Recht gern, sagte Sophie, setzte sich ganz unbefangen an's Klavier und zog ihre Handschuhe aus, um sich selbst zu begleiten.

— Teufel, welche Hand! stöhnte der verliebte Abbé.

— Himmel, welche Fertigkeit! rief der Intendant, nachdem er ein paar Läufe gehört hatte.

Sie sang jetzt das Lieblingslied ihres Pathen, das den guten Mann dergestalt enthusiasmirte, daß er vor Freuden sich kaum zu lassen wußte, mit dem Kopfe nickte, mit Händen und Füßen abwechselnd den Takt schlug, mitten im Gesange, fast nach jedem Verse, Bravo! Bravo! vor sich hinmurmelte und endlich vom Zauber der Melodie so sehr hingerissen wurde, daß er den letzten Vers so laut und ungenirt, als ob er bei sich zu Hause wäre, mitsang.

— Dummkopf! flüsterte einer der Gäste, der dicht hinter dem enthusiasmirten Pathen stand.

— Sagten Sie was? fragte er, sich rasch umkehrend.

Der Gefragte schüttelte den Kopf; die Andern lachten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem die Soirée beendigt war, sagte Frau von Pompadour zum Intendanten:

— Ich ermächtige Sie, die Kleine sofort für die Oper zu engagiren; es ist ein junges Talent, aus dem viel werden kann . . .

— Ihr Wunsch, Frau Marquise, ist uns Befehl.

— Die kleine Person, sagte sie gleich darauf zum Abbé Bernis, scheint einen gewaltig großen Eindruck auf Sie gemacht zu haben . . .

— Ich läugne nicht, daß sie mir sehr gefallen hat. Zehn Jahre früher hätte ich mich in dies allerliebste Ding ernstlich verlieben und sie damals, als ich noch armseliger Mitarbeiter am »**Mercure galant**« gewesen war, wohl gar besingen können ... fügte er mit vielsagendem Lächeln hinzu.

— Wie Sie damals Madame Lenormand d'Etioles besungen haben, ergänzte Frau von Pompadour. O daß doch alle Poeten so ungetreu sind! rief sie halb scherzend halb ernst und wandte sich zum Intendanten. Vergessen Sie nicht, die Kleine, die so glücklich ist, in den Augen des Herrn Abbé so großes Wohlgefallen zu finden, schon morgen **à tout prix** zu engagiren. Mit solchem Talente kann aus dieser kleinen Gastwirthstochter bald eine große Dame, eine Gräfin, eine Herzogin, vielleicht gar eine Fürstin werden.

Und wäre denn das so unmöglich? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben die Damen vom Theater glänzende Carrièren gemacht. Hat nicht Kaiser Justinian die römische Schauspielerin Theodora als seine Gemahlin auf den Thron gesetzt, hat nicht König Karl II. die englische Schauspielerin Eleonora Gwynn zu seiner Maitresse und der alte Herzog von Nevers die französische Schauspielerin Marianne Quinault zu seiner Gemahlin erhoben? Hat nicht Letztere ihrem greisen Bräutigam eine schöne Mitgift gebracht? 500 Schminktiegel und über 2000 Paar Schuhe, 72 seidene Roben und 21 Barets. Von der Zahl ihrer Hemden schweigt die Geschichte — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

VI.

Neun Monate später (während dieser Zeit hatte unsere Novize auf Kosten der Oper, die deren Talent ausbilden ließ, bei Mademoiselle Fel fortdauernden Unterricht im Gesang und bei der berühmten Schauspielerin Hippolyte Clairon*) gleichzeitigen Unterricht im dramatischen Spiele genossen) debütirte Mademoiselle Sophie Arnould am 15. December 1757 — damals dreizehn Jahre und zehn Monate alt — als Thealire in Rameau's »Castor und Pollux.«

Ludwig XV. und sein ganzer Hof, die Marquise von Pompadour und ihr ganzer Anhang, Abbé Bernis, der unterdessen zum Grafen von Lyon und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht worden war, der räthselhafte Graf von Saint-Germain, der sich bei der Maitresse des Königs durch das Geheimniß eines vorgeblichen Verjüngungsmittels unentbehrlich zu machen gewußt, die Crème der Aristokratie und die Blüthe der schönen Welt wohnten in den Logen des ersten Ranges dem ersten

*) Claire Josephe Leyris de la Tude, geb. 1723 zu Condé in Flandern, war im März 1743 zuerst als Sängerin und Remplaçantin der Mademoiselle Cathérine Lemaure und erst am 19. September desselben Jahres als Schauspielerin und Rivalin der Mademoiselle Marie Dumesnil in Racine's „Phedra" aufgetreten und seit jenem Tage der gefeierte Liebling des Théâtre français. Clairon war eigentlich nur ihr Vorname.

Debut bei. — Im gedrängt vollen Parterre erblickte man Herrn Hegesippe Arnould, den glücklichen Vater, und Herrn Hippolyte Margaux, den überglücklichen Vice=Papa, umgeben von einem dichten Schwarme theilnehmender Freunde, welche entschlossen waren, eine Claque zu bilden, um die junge Anfängerin durch ungeheuern Beifall aufzumuntern. In einer Loge des zweiten Ranges prangte in höchster Galla die uralte Madame Adelaide Zenobie Marmelade mit ihrem jugendlichen Bräutigam, Herrn Theophile Jason, einem schmucken Perückier aus der Rue St. Denis, und in einem Winkel des dritten Ranges kauerte der griesgrämige Geizhals und Wildpretmann, Herr Antonin Gibet, der noch jetzt, nach fast vierzehn Jahren, über Mama Arnould, die schon lange im Grabe ruhte, tief empört war, daß sie ihm am Tage der Taufe ihrer Tochter gleichsam die Thür gewiesen, und der aus diesem Grunde beschlossen hatte, seinen Zorn von der Mutter auf das Kind zu übertragen. — Hier und da, im Parterre und in den Logen, sah man alte und junge Kritiker, mit Loupen, Brillen, Lorgnetten und Operngläsern bewaffnet, darunter auch Herrn Hector L. und Herrn Cäsar P., zwei Mitarbeiter am »**Mercure galant**« und, beiläufig erwähnt, Kunden und Schuldner des Weinhändlers Margaux, ein Paar Journalisten, die — nicht besser und nicht schlechter als manche ihrer Vorgänger und Nachfolger — viel Talent, aber blutwenig Gewissen hatten, gefürchtete Aristarchen, deren Glaubensbekenntniß, wie das der Herren Cartouche und Mandrin, »**la bourse ou la vie**« hieß.

Die Vorstellung begann. Die Debutantin wurde gleich bei ihrem Erscheinen von den Freunden ihres Vaters und dessen Stellvertreters, ja selbst von einem großen Theile des Publikums, von

ihrer frühlingsfrischen Schönheit eingenommen, mit wahrhaft stürmischem Beifall begrüßt; nur eine Stimme wagte diesen allgemeinen Applaus durch ein ziemlich lautes, neidisches Zischen zu beflecken. Dieser einzige Zischer war ihr beleidigter Pathe, Meister Haut-gout.

Mademoiselle Sophie sang ihre erste Arie mit so viel Kraft und Feuer, mit so viel Geschmack und Ausdruck, daß sie mitten im Gesang von hundertstimmigem Bravo unterbrochen wurde. Vater Hegesippe zerfloß in Thränen, Pathe Margaux schwamm in Wonne, das ganze Auditorium, ja selbst Frau von Pompadour und ihr Gefolge applaudirte; nur Einer zischte wieder und dieser Eine war Herr Gibet. Die junge Sängerin aber, die, je mehr sie in Feuer gerieth, immer schöner sang, riß ihre Hörer immer mehr und mehr und endlich bis zu dem Grade fort, daß am Schlusse der Arie ein tausendstimmiger Dacapo-Ruf ertönte, der nur einen Widersacher fand, welcher im Winkel des dritten Ranges auf eigene Faust unverschämt fortzuzischen wagte.

— Ruhe, Ruhe! schrie man hinauf.

— Da capo, da capo! schrieen die Andern.

Mademoiselle Arnould mußte ihre Arie wiederholen.

— **Mort de ma vie!** rief der kurzsichtige Papa Arnould, wer mag der malitiöse Kerl sein, der oben im dritten Range zu zischen sich erlaubt?

— Donnerwetter! schrie Pathe Margaux, nachdem er mit seiner Loupe hinaufgeschaut, das ist kein Anderer als Nachbar Gibet.

— Gibet? wiederholte der Vater der Debutantin. Noch heute Abend oder höchstens morgen in aller Frühe schlage ich ihm zuerst

sämmtliche Fenster seines Leibes und dann alle Knochen seines Ladens entzwei.

— Ich helfe mit! sagte unser Weinhändler. Der Elende soll unser Kind nicht umsonst gekränkt haben.

In demselben Augenblick erscholl eine neue Beifallsalve. Meister Haut-gout ließ sich nicht einschüchtern.

— Diesen Engel, sagte die alte Zuckerbäcker-Venus zu ihrem jungen Perücken-Adonis, habe ich auf meinen Armen getragen . . . ich habe Sophien aus der Taufe gehoben . . . ihre Mutter war meine Schulkameradin . . .

— Ihre Schulkameradin? fragte der Perückier mit fein frisirtem Zweifel.

— Wundert Sie das so sehr? Glaubt Herr Jason, man habe niemals eine Schule besucht?

— Theure Zenobie, das nicht . . .

— Böser Mann, was denn sonst?

— Ich glaubte wahrhaftig, Dame Arnould, die ich zufällig einmal unter meinen Händen gehabt, sei weit älter als meine liebe, süße, heißangebetete Adelaide.

— Schmeichler, flötete die Alte mit gerstenzuckersüßem Lächeln und geruhte mit ihrem Fächer, dem gewandten Dolmetscher aller ihrer Gefühle, dem schlauen Adonis einen zarten Klaps auf seine lange, vielversprechende Nase zu geben. Sie irren, vielgeliebter Jason, Pascaline Arnould war mit mir in gleichem Alter.

— Die Alte, dachte Meister Theophile bei sich, lügt noch viel ärger als der »**Mercure galant**«, den ich nur darum halte, weil ich seine Blätter zu Haarwickeln verbrauche.

Die Arie der Mademoiselle Arnould wurde von neuem Applause unterbrochen.

— Heute Morgen, sagte der Journalist Cäsar zu seinem Nachbar und Collegen Hector, war Vater Margaux bei mir . . .

— Mich hat er schon gestern mit seinem Besuche beglückt . . .

— Was wollte er von Dir?

— Dasselbe, Cäsar, frage ich Dich.

— Ich mache kein Geheimniß daraus . . . er legte die Kleine an mein Herz und bat mich, sie unter die Flügel meines Schutzes zu nehmen . . .

— Dasselbe bat er auch mich . . .

— Wenn Sie meine Kleine loben, sagte er, dann quittire ich Ihre Rechnung . . .

— Ganz dasselbe versprach er auch mir . . .

— Und was wirst Du thun?

— Natürlich werde ich sie loben . . .

— Ich hab's bereits gethan, sagte Cäsar und zog aus seiner Brusttasche eine Kritik, die er geschrieben, noch bevor er die junge Debutantin gehört hatte.

— Allen Respect! sagte Hector. Man sieht, daß Don Cäsar sein Fach versteht!

Der Beifall stieg höher und höher.

— Die Kleine ist reizend! sprach der Graf von Lyon zu sich selbst. Augen, wie die ihrigen, sollten Geländer haben, damit man sich nicht hineinstürzt. Als ich noch armseliger Journalist und Mitarbeiter am »Mercure« gewesen war, konnte ich auf die Bühne laufen und mich hinter den halbdunkeln Coulissen und in den stillverschwiegenen Garderoben umhertummeln. Wie manche süße Vier-

telstunde, die ich im Ankleidezimmer der Dumesnil zugebracht, wird mir unvergeßlich bleiben! Jetzt, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, darf ich meine Loge nicht verlassen und mich nicht mehr um das Innere bekümmern. Und doch ist dieses Kind so reizend, daß ein Blick in seinen Busen mich ganz schwindelig macht.

Mademoiselle Sophie, die soeben ihre Arie vollendet hatte, wurde mit endlosem Beifall überschüttet. Nur Meister Gibet zischte emsig weiter.

— Herr, warum zischen Sie? fragte sein Nachbar.

— Herr, weil ich ein Recht dazu habe. . . Schhhh . . .

— A la porte, à la porte! schrie das Parterre hinauf.

— Nachbar, wenn Sie nicht gleich aufhören, so werde ich so frei sein, Sie hinauszuwerfen . . .

— Das wollen wir doch sehen . . . Schhhhhh . . .

— Hinaus, hinaus! donnerte das Parterre.

Einen Augenblick später knöpfte der Nachbar des wüthenden Zischers seinen blauen Ueberrock auf und legte sein Incognito ab.

— Folgen Sie mir, sagte der Polizeicommissär, ergriff den Arm des Wildprethändlers und zog ihn auf den Corridor hinaus.

Von allen Seiten flogen der jungen Debutantin Blumen entgegen. Im Parterre umarmten sich Vater und Vice-Vater.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem Abende war Mademoiselle Arnould der Liebling des Publikums, das Schooßkind der Kritik, der Abgott der ganzen Männerwelt, die gefeierte Schönheit, deren Reize von Dorat *),

*) Dorat hat sie in seinem didaktischen Gedichte „la Declamation théatrale" (Paris, 1766.), Bernard im „Almanach des Muses" gefeiert.

Bernard, Rulhières, Favart, Marmontel und einem Dutzend anderer Dichter ihrer Zeit in allen erdenklichen Versmaaßen und Reimformen besungen, von Diesem mit Aspasia, von Jenem mit Ninon de Lenclos verglichen und von ganz Paris auf den Händen getragen wurde. Alle Künstler, Maler und Bildhauer, beeilten sich, den Zauber ihrer Züge durch Pinsel und Griffel auf Leinwand und in Marmor zu verherrlichen. Auch die Speculation und Industrie bemächtigten sich ihres Namens, und bald gab es keinen Gegenstand der Mode und des Luxus mehr, der nicht Sophiens Namen trug, der nicht à la Arnould hieß.

Sie war unumschränkte Königin der Oper.

VII.

Dreizehn Jahre später — im Jahre 1770 — als ganz Paris der »Muse des Gesangs«, der »neuen Aspasia«, der »französischen Lais« huldigend zu Füßen lag, hatte Mademoiselle Arnould außer einem wimmelnden Bienenkorbe fernstehender Verehrer, deren Seufzer in Sophiens Herzen keinen Widerhall fanden, nicht mehr als sieben offizielle Anbeter, die sich eines vertrauten Umgangs mit ihr zu erfreuen hatten. Prüde Leute werden zwar schon an sieben Liebhabern einigen Anstoß nehmen; aber diese allzu keuschen Sittenrichter mögen wohl bedenken, daß Liebe, Liebe im ausgedehntesten Sinne, eine der ersten Tugenden jener lasterhaften Zeit und

daß die Hauptfigur unserer bescheidenen Novelle noch eine der anständigsten und solidesten Damen der damaligen Theaterwelt war.

In den »Amusemens de coeur et de l'esprit«, einer Sammlung von Schriften, welche die schöne Bestimmung hatten, Herz und Geist ihrer Leser zu bilden, wird das einfache, aber höchst erbauliche Factum erzählt, Mademoiselle Marie Anne de Camargo, eine der berühmtesten Tänzerinnen des achtzehnten Jahrhunderts (geb. am 15. April 1710 zu Brüssel, gestorben am 28. September 1770), habe zur Zeit ihrer vollsten Blüthe 1001 Liebhaber gehabt, weshalb ein geistreicher Spötter jener Zeit ihre Wohnung den »Tempel der Tausend und Einen Nacht« genannt habe. Eine andere Tänzerin, Marie Madelaine Guimard, (geb. 1743 zu Paris, gest. 1816,) bekannte einst ihrem Beichtvater, daß sie fast so viel Liebhaber als Tage im Jahre gehabt habe, aber Keinem von Allen länger als acht Tage treu geblieben sei.

Diesen und andern Theaterprinzessinnen gegenüber war unsere Aspasia-Arnould eine keusche Magdalena, ein Musterbild rührender Anhänglichkeit, denn sie hatte, wie gesagt, nicht mehr als sieben Anbeter, so daß auf Jeden derselben ein Buchstabe ihres Namens Arnould kam. Obgleich Hunderte von Cavalieren sich um ihre Hand bewarben, wollte sie doch, wie Ninon de Lenclos, ihr ganzes Leben hindurch frei und unabhängig bleiben und um keinen Preis der Welt das Joch der Ehe tragen.

— Liebe und Ehe, sagte sie einst, sind zwei der schreiendsten Contraste, die diese Welt der Gegensätze und Widersprüche aufzuweisen hat. Liebe ist eine himmelanstrebende Palme, welche die erquickendsten Früchte trägt, Ehe ist eine auf der Scholle fortkriechende Krüppelpflanze, die jede andere Blume um deren Blüthe

beneidet. Liebe ist eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederschmetterndes Requiem. Liebe ist ein lachender E-dur-Accord, Ehe ein jämmerlicher B-moll-Klang; Liebe ist ein schäumender Champagner, Ehe ein abgestandener Ciderwein; Liebe ist Leben, Ehe ist Tod. Ich liebe das Leben und darum ist mir nichts so sehr verhaßt als die Ehe.

Jedem ihrer sieben Anbeter, die sie ihr »Siebengestirn«, oder ihre »Plejaden« zu nennen pflegte, räumte sie einen Tag der Woche ein, an dem sie ausschließlich ihm und keinem Andern angehörte. Jeden Einzelnen hieß sie nach dem Tage, den sie ihm eingeräumt hatte, Dimanche, Lundi, Mardi, Mercredi, Jeudy, Vendredi und Samedi. Alle Sieben pflegte sie scherzend auch ihre »sieben Todsünden« zu nennen.

Ihr Sonntag war der Graf Louis Léon Félicité de Lauraguais, der nachmalige Herzog von Brancas (geb. am 3. Juli 1733 zu Paris), ein Mann, der sich für einen großen Schöngeist hielt, weil er (im Jahre 1761,) dem unglücklichen Dichter Malfilâtre*), welchen er später verhungern ließ, den Plan zu dessen Trauerspiel »Clitemnestre« gegeben haben will. Der Graf war ein Sonderling, der unter vielen Marotten auch die besaß, ein ungemein eifriger Sammler von Schreibfedern berühmter Dichter und Gelehrten zu sein.

Ihr Montag war der Marquis Camille Anacréon de Vieuxbois, ein schon ziemlich bejahrter Malteser-Ritter und nebenbei

---

*) Jacques Charles Louis Clinchamp de Malfilâtre, geb. zu Caen am 8. October 1733, war am 6. März 1767 zu Paris in der drückendsten Dürftigkeit gestorben.

ein rastloser Ahasver, ein unermüdlicher Tourist, der alle Flüsse und Meere sämmtlicher Länder, die er bis dahin bereist, in Flaschen gesammelt hatte, von denen er bereits zwischen 5—6000 besaß.

Ihr Dienstag war Doctor Dardanus Sphynx, einer der reichsten und angesehensten Frauenärzte, ein höchst komischer Kauz und außerordentlich passionirter Blumenfreund, der mit dem unermüdlichsten Eifer und den größten Opfern alle Arten von Cactus-Gattungen sammelte.

Ihr Mittwoch war Herr Jan van der Slippen, ein steinreicher, maaßlos freigebiger holländischer Menageriebesitzer, der in jedem Lande der fünf Welttheile Commissionäre und Agenten hatte, die für seine Rechnung jede Affengattung, die ihm fehlte, ankaufen und nach Paris schicken mußten, wo er, der »französischen Lais« zu Liebe, seit länger als einem Jahre sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte und fast jeden Montag von Havre de Grâce eine neue Affen-Ladung in Empfang nahm.

Ihr Donnerstag war Herr Giuseppe Zavarroni, ein aus Rom nach Paris übergesiedelter Bankier und Musiknarr, welcher, Dilettant auf der Geige, kein größeres Vergnügen kannte, als die Violinen der berühmtesten Künstler älterer und neuerer Zeit für sein großartiges Geigen-Kabinet aufzukaufen; außerdem war er — was freilich nicht Alle wußten — ein getaufter Jude

Ihr Freitag war der Viscount Edgar Clanricard, der junge einzige Erbe eines der unvernünftig reichsten Mylords von ganz England, ein höchst verliebter Gimpel, welcher Liebesbriefe und Haarlocken, Handschuhe und Strumpfbänder geschichtlich berühmter Frauen zu sammeln und für diese Passion das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauszuwerfen pflegte.

Ihr Sonnabend endlich war Herr Friedrich Melchior Grimm, der bekannte deutsche Gelehrte, der Freund Rousseau's, Diderots, d'Alemberts und anderer Notabilitäten der französischen Literatur, ein ziemlich geistreicher Kopf, der, was nur Wenigen bekannt sein wird, von einer höchst langweiligen Manie beseelt war, mit unverdrossenem Bienenfleiße die Grabschriften der berühmtesten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zusammenzutragen, um sie einst unter dem Titel »Poesie der Leichensteine« herauszugeben.

Schon oben hatten wir flüchtig angedeutet, daß Mademoiselle Arnould all' diese Anbeter, die wir unsern Lesern soeben vorgestellt haben, ihre sieben Todsünden hieß. Wir müssen vorausschicken, daß man in Italien sieben Hauptsünden unterschied: der Geiz hatte seinen Hauptsitz in Florenz; die Völlerei in Mailand, der Neid in Rom, die Feigheit in Neapel, der Stolz in Genua, die Verschwendung (luxuria) in Venedig, der Zorn oder die Rachsucht in Bologna. Unsere »neue Aspasia«, die unter andern Vorzügen auch den besaß, sehr belesen zu sein, hatte nach diesem italienischen Stunden-Register ihre sieben Liebhaber classificirt.

Der Graf von Lauraguais war der personificirte Neid;
der Marquis von Vieuxbois die zu Fleisch gewordene Feigheit;
der Doctor Dardanus Sphynx war der verkörperte Zorn;
Herr Jan van der Slippen die identificirte Völlerei;
in Herrn Zavarroni war jeder Zoll ein Stück Geldstolz;
im Viscount Clanricard jeder Athemzug eine Verschwendung;
und Herr Grimm endlich war ein Facsimile des Geizes.

Mademoiselle Arnould pflegte jede dieser sieben personificirten Todsünden mit einer dieselbe treffend bezeichnenden Tonart zu vergleichen. Und gleichwie Jemand, dessen Name uns entfallen ist, C moll mit Brutus, C dur mit Karl dem Großen und D dur mit Napoleon, Es dur mit Luther und H moll mit Byron zu parallelisiren gewagt, also verglich unsere liebenswürdige Lais:

ihren »geizigen Sonntag« mit dem finstern Fis moll;
den »feigen Montag« mit dem dumpfen D moll;
den »zornigen Dienstag« mit dem wilden H dur;
den »nimmersatten Mittwoch« mit dem grabesstillen As dur;
den »geldstolzen Donnerstag« mit dem triumphirenden D dur;
den »verschwenderischen Freitag« mit dem schwermüthigen F moll;
und den »neidischen Sonnabend« mit dem mürrisch-ernsten B moll.

Jede dieser verkörperten sieben Tonarten war berechtigt, Mademoiselle Arnould wöchentlich ein Mal zu besuchen. Jeder dieser Herren wußte, daß er sechs Nebenbuhler hatte, aber Alle mußten sich dies gefallen lassen, weil der »gemeinschaftliche Gegenstand ihrer Anbetung« ihnen ohne Hehl erklärt hatte, daß sie sich lieber den Launen vieler, als der Tyrannei eines einzigen Liebhabers unterwerfen wolle. Auch war sie schlau genug, die erlöschende Neigung des Einen durch die sich neu entflammende Liebe des Andern in beständigem Schach zu erhalten. Jeder von ihnen glaubte sich von der neuen »Ninon de Lenclos« zwar nicht ausschließlich allein, weit mehr aber als jeden seiner Nebenbuhler von ihr geliebt, denn Jeden wußte sie zu überzeugen, daß gerade er ihr von Allen am meisten willkommen sei. Keiner aber wagte ihr über den Umgang mit den Andern den leisesten Vorwurf zu machen, denn Alle wußten, daß sie, freie Herrin ihres ziemlich

eigensinnigen Willens, sich nicht die allerkleinste Beschränkung gefallen ließ. Mehr als ein Mal sagte sie zu diesem oder jenem ihrer Freunde:

— Wer mich nicht so nehmen will wie ich bin, wer mir und meiner Neigung irgend einen Zwang anlegen, wer mich nur als willenlose Sklavin und nicht als vollkommen freie Herrin seiner Liebe betrachten will, muß sich jeden Augenblick gefaßt machen, seinen Namen aus der Liste meiner Freunde für immer ausgestrichen zu sehen, denn nichts tödtet den freien Genuß der Liebe so schnell, als Joch und Zwang. Wollte ich ferner Einem unter Ihnen gestatten, mich tagtäglich zu besuchen, so würde ich bald allen Reiz für Sie, und jeder von Ihnen ebenso bald allen Reiz für mich verlieren. Im Wechsel liegt der größte Zauber der ewig jungen, ewig neuen Liebe, und nichts stumpft schneller Cupido's Pfeile ab, als das alltägliche Zusammenleben. So wollen wir uns frei und unabhängig lieben, so lange, als wir uns gegenseitig liebenswerth erscheinen, und unsere Verbindung nicht bis zu dem Zeitpunkte ausdehnen, wo Einer, überdrüßig des Andern, statt des Genusses Ekel, statt des Vergnügens Langeweile fühlt. Keine Täuschung, keine Heuchelei, keine Perfidie! Sagt uns unser Herz, daß wir uns nicht mehr lieben können, so wollen wir uns gegenseitig nicht betrügen und als gute Freunde scheiden.

So dachte Ninon, so denkt Sophie!

VIII.

Wir wollen nun unserm Leser eine Woche aus dem Leben unserer liebenswürdigen Freundin schildern und in chronologischer Reihenfolge mit dem Sonntag beginnen.

Der Graf von Lauraguais, damals einer der reichsten Cavaliere Frankreichs, besaß ein jährliches Einkommen von mehr als viermalhunderttausend Livres. Epikuräer im schönsten Sinne des Wortes liebte er sybaritischen Luxus (er hatte ein ganzes Alphabet von Läufern, Jägern und Lackeien, die herrlichsten Pferde und die prächtigsten Equipagen), und jede Art sinnlichen Genusses, vor Allem aber die Freuden der Tafel und der Liebe, die er für zwei unzertrennliche Nothwendigkeiten seines Daseins hielt. »**La bonne chère est le supplément de l'amour**«, behauptete unser Cavalier und war eben so stolz auf seine ausgezeichnete Küche, als auf seinen unvergleichlichen Weinkeller, den er seine »**Bibliothèque choisie et joyeuse**« zu nennen gewohnt war. Die feinsten Burgunder hieß er seine »Classiker«. Clos Vougeot und Romanée, seine beiden Lieblingsweine, die Quellen seiner Begeisterung, nannte er »seinen auf Flaschen gezogenen Corneille und Racine«, Pomard war sein »flüssiger Montaigne«, Volney sein »unvergleichlicher Montesquieu.« Der Champagner, der Don Juan der Weine, der unwiderstehliche Julius Cäsar aller liebedurstigen Frauenherzen, war der »Maitre Rabelais« seiner Keller-Bibliothek. Wein-

und Weiber waren die Götzen, denen er täglich neue Opfer brachte; unter jenen Letzteren liebte er vorzugsweise die Damen vom Theater, die Künstlerinnen; von den Künsten selbst fühlte er sich am meisten zu Musik und Gesang, zu Ballet und Oper hingezogen.

Nachdem unser Sybarit, jetzt siebenunddreißig Jahre alt, einen bunten Faden galanter Abenteuer abgewickelt, hatte er die Bekanntschaft der Mademoiselle Arnould gemacht und sich vom Zauber ihres Liebreizes bald in so hohem Grade fesseln lassen, daß er ihr, kurz nach Beginn dieser neuen Liaison, ein monatliches Nadelgeld von fünftausend Livres angeboten hatte, wenn »das Idol aller Männerherzen von Paris« sich entschließen könnte, ihm ausschließlich allein anzugehören. Sophie aber, wenn auch nicht ganz so uneigennützig als ihr berühmtes Vorbild, Ninon de Lenclos, hatte dies Anerbieten zurückgewiesen und dem Grafen rund heraus erklärt, daß sie in Sachen der Liebe kein Monopol anerkenne und daß sie — wie aufrichtig! — nichts so sehr als Abwechselung liebe, aus welchem Grunde ihr nichts unerträglicher als »das ewige Einerlei der Ehe« sei.

— Geld allein, sagte Sophie, kann mich nicht glücklich machen. Nie werde ich mich so tief erniedrigen, meine Neigung zu verkaufen; verschenken aber werde ich sie an Jeden, der mir gefällt, gleichviel, ob er Nabob oder armer Teufel ist. Auch Ninon machte keinen Unterschied zwischen Reich und Arm. Zu ihren Füßen lagen die Coligny's, die Villarceaux, die Sevignés; der große Condé, der Herzog von Larochefoucault, die Marschälle d'Albret und d'Estrée theilten sich mit Miossen, Palluan, d'Effiat, Gourville, Bannier und la Châtre abwechselnd in deren Gunst, und Alle waren mit ihr so glücklich, wie sie es selber war, was sie nie gewesen

wäre, hätte die Hand des Priesters sie mit einem dieser Anbeter für die Ewigkeit verbunden. Das Recht des Alleinbesitzes — die Ehe — ist ein trauriges Privilegium, das mit brutaler Gewalt die zarten Fäden freiwilliger Liebe zerreißt, alles Feuer, alle Poesie, allen Duft des schönsten unserer Gefühle aufhebt und die Sklaverei der Ehe unerträglich macht.

— Sie haben Recht, hatte unser Graf, der nicht sehr glücklich verheirathet war, mit schwerem Seufzer geantwortet und sich, ohne es zu wollen, in Sophiens Willen gefügt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— Theure Sophie, was sticken Sie da? fragte der Graf von Lauraguais an jenem Sonntage, den wir schildern wollen.

— Einen Teppich, antwortete die Sängerin, ohne ihren Anbeter anzublicken.

— Für wen?

— Mein Gott! wie kann ein Mann von Ihrer Erziehung, Ihrer Bildung, Ihrem Geiste so neugierig sein?

— Hat nicht die kleinste Kleinigkeit, die Sie beschäftigt, ein Anrecht auf mein Interesse? Und muß es mich nicht im höchsten Grade interessiren, zu erfahren, wer der Glückliche sei, für den Sie so emsig diesen Teppich sticken?

— Ich sticke ihn für meinen kleinen Malteser . . .

— Für den Marquis von Vieuxbois? fragte der Graf, in dessen Mienen sich alle Radien der Eifersucht abspiegelten.

— Sie sind doch nicht böse darüber?

— Wohl hätte ich ein Recht dazu . . .

— Graf, ich verstehe Sie nicht . . .

— Dann will ich deutlicher sein. Beweist nicht diese Aufmerksamkeit, die Sie einem meiner Nebenbuhler erweisen wollen, daß er Ihrem Herzen näher steht?

— Dieu de Dieu! ich glaube wahrhaftig, Graf Lauraguais ist schon wieder eifersüchtig . . .

— Ja, meine Theure, das bin ich in der That . . . und zwar jetzt mehr als je . . .

— Wie oft, lieber Freund, sagte Mademoiselle Arnould ruhig fortstickend, soll ich Sie daran erinnern, daß Sie versprochen haben, diesen Fehler abzulegen? Eifersucht ist eine Leidenschaft, bei der man Gefahr läuft, ridicul zu werden.

— Mademoiselle!

— Herr Graf!

— Sophie!!

— Mein Herr Louis Léon Félicité! sagte Mademoiselle Arnould und ging vom erkünstelten Ernste zum Lachen über. Wissen Sie, mein theurer Freund, daß ich gewisse Leute, gerade wann sie höchst aufgebracht sein wollen, höchst komisch finde?

Der Graf wollte etwas darauf erwidern.

— Kein Wort, mein Herr, hören Sie mich ruhig an. An dem Tage, an dem ich Sie in den Kreis meiner vertrauten Freunde aufnahm, erklärte ich Ihnen frei und unumwunden: Ich habe noch einen Tag in der Woche frei . . . es ist der Sonntag . . . er gehöre Ihnen, jedoch nur so lange, als ich nicht anders darüber verfüge. Sechs Tage in der Woche lebe ich nur für Andere . . . fragen Sie mich nie, wer diese Andern sind . . . denn ob ich gleich kein Geheimniß daraus mache, will ich doch niemals um Etwas gefragt werden, was ich Ihnen nicht aus freiem Antriebe sagen mag. Wollen wir noch lange

gute Freunde bleiben, lieber Graf, so müssen Sie vor Allem Ihre vorsündfluthliche Eifersucht ablegen . . .

— Ach Sophie, ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, dieses Gefühl, das mich stets von Neuem beunruhigt, niederzukämpfen, und dennoch giebt es Augenblicke, in denen mich die Eifersucht mit ihren vergifteten Krallen dergestalt übermannt, daß ich, bis auf's Aeußerste gereizt, mich von der unwiderstehlichen Lust angefochten fühle, jedem meiner Nebenbuhler den Hals zu brechen . . .

— Eine Frage, lieber Freund. Sind Sie denn auch so eifersüchtig auf Ihre Frau?

— Was fällt Ihnen ein! Ich bin nur eifersüchtig auf Sie . . .

— Und warum? fragte Sophie, den Teppich bei Seite schiebend.

— Weil ich Sie liebe . . .

— Lieben Sie mich mehr als Ihre Frau?

— Habe ich je ein Geheimniß daraus gemacht?

— Und doch ist Gräfin Lauraguais weit schöner als ich . . .

— Mag sein, aber . . .

— Aber, sagen Sie und schweigen. Erlauben Sie, daß ich das, was Sie denken, errathen darf. Gräfin Lauraguais würde Sie bezaubern und entzücken, wenn sie nicht das Unglück hätte, Ihre Frau zu sein. Die Ehe ist eine trübe Wolke, die selbst den schönsten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt. Für Euch, stolze Herren der Schöpfung, besitzt die reizloseste Grisette mehr Anziehungskraft, als Eure Frau, selbst dann, wenn diese ein Engel an Liebreiz ist. Und woran liegt das? Einzig und allein daran, daß das ununterbrochene Zusammenleben, der tägliche Umgang, das nüchterne Toujours perdrix der Ehe Euch Männer

noch weit früher als uns Frauen, blind und unempfänglich für die Reize Eurer Ehehälften macht. Eure Weiber werden unbewußt Eure Sklavinnen, die sich jede Zurücksetzung, jede Kränkung, jede Demüthigung müssen gefallen lassen, weil der Segen des Priesters sie zur ewigen Galeerenstrafe unauflösbarer Ehe verurtheilt hat. Die Liebe, eine diaphane Fee, zusammengehaucht aus Blumendüften und Sonnenstrahlen, büßt, von niederdrückenden Ketten gefesselt, ihre Schmetterlingsflügel ein und sinkt in Staub zusammen. Heil jedem Weibe, das klug genug ist, das freie, unabhängige Loos einer Geliebten, die dürftige Existenz einer Grisette dem glänzenden Elende einer verheiratheten Frau vorzuziehen! Und stiege selbst unser vielgeliebter Ludwig von Frankreich von seinem Throne herab, um mich zu seinem Weibe zu erheben, ich würde seine Hand zurückweisen und ihm sagen: Sire, ich bleibe ledig!

— Sie sind ein Engel, Sophie, rief der Graf und legte seinen Arm um ihre Hüfte.

— Léon, werden Sie nicht mehr eifersüchtig sein?

— Nie! nie! betheuerte Herr von Lauraguais.

— O Ihr Männer! Eurem Nie ist ebensowenig zu trauen als dem »Immer und ewig« mancher perfiden Frau. Jamais und Toujours! sind die stereotypen Meineide der Liebe, die unter süßen Küssen einschläft und unter bittern Thränen erwacht . . .

— Sie sprechen wie ein Buch . . .

— Wie ein Buch, das von Fehlern wimmelt . . .

— Selbst Ihre Fehler, Sophie, sind reizende Vorzüge . . .

— Nur so lange, mein Freund, als Sie sie mit der rosenfarbenen Brille der Liebe betrachten. Durchblättern Sie mein Herz

mit nüchternem Auge, dann werden Sie mir, umgekehrt, selbst manche gute Seite dieses pulsirenden Buches, selbst manchen meiner Vorzüge für einen Fehler anrechnen und vielleicht nur dem Titel volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

— Und der Titel dieses Buches?

— L'amour sans repentir! erwiderte Mademoiselle Arnould und sank an die Brust ihres Freundes.

— Götterweib! jubelte der Graf und zog sie auf die schwellenden Kissen des Divans.

In demselben Augenblick fing eine Spieluhr, die über dem Klaviere hing, die in Musik gesetzte Grabschrift der Gräfin de Verrue *) zu spielen an. Der Text derselben lautet:

Ci-git, dans une paix profonde,
Cette dame de volupté,
Qui, pour plus grande sureté,
Fit son paradis dans ce monde.

---

*) Jeanne d'Albert de Luynes, Gräfin de Verrue (geb. am 18. September 1670, gest. am 18. November 1736), berühmt durch ihren Geist und Geschmack, wurde nach dem Tode ihres Gemahls, welcher (1704) in der Schlacht bei Hochstädt gefallen war, die Geliebte des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus II. Während der Unruhen in seinem Reiche hielt sich die Gräfin de Verrue, eine Freundin jeder Gattung von Vergnügen, in Paris auf und verbrauchte jährlich über hunderttausend Francs. Sie war eine hochherzige Beschützerin aller Künste, ermuthigte und unterstützte jedes junge Talent und machte aus der Verschwendung eine Tugend. Ihr wollüstiges Leben verschaffte ihr den Beinamen „dame de volupté". Jene Grabschrift hat sie selbst gedichtet.

IX.

Der Montag unserer modernen Ninon gehörte, wie unserm Leser bereits bekannt ist, dem Marquis Camille Anacréon von Vieurbois, der, obgleich schon weit über die Fünfzig hinaus, sich noch immer in der Rolle eines jugendlichen Schwärmers gefiel und auf die Frage, wie alt er sei, stets die Antwort gab, daß er sich um sein Geburtsjahr nie bekümmert habe. Der Marquis hatte von seiner Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen, und von seinem Vater, der, gleich am Morgen nach seiner Hochzeit, eine Reise um die Welt angetreten, von der er, zur Freude seiner jungen Frau, die ihn ganz gegen ihre Neigung geheirathet, erst kurz vor seinem Tode zurückgekehrt war, einen unbezähmbaren Zwang zum Reisen, eine wahre Ahasveromanie geerbt. Seit zweiundzwanzig Jahren hatte er drei Mal die Welt umsegelt und alle Zonen durchkreuzt, von allen seinen Reisen aber fast gar keine anderen Erinnerungen mitgebracht, als unzählig viele Fluß- und Meer-Wasser, die er in versiegelten mit Etiketten versehenen Flaschen aufbewahrte. Sein größter Ehrgeiz bestand in dem Vergnügen, Jedem, der ihn besuchte, sein großes Wasser-Kabinet zu zeigen.

— Hier, sagte er, sehen Sie eine Flasche jenes Jordans, in dessen Wellen der heilige Johannes unsern lieben Mariensohn getauft hat. Durch diese Flasche zogen einst die Kinder Israels. — In dieser Flasche Moldau ertrank der heilige Johann Nepomuk,

den der Böhmenkönig Wenzel am 16. Mai 1383 in den Fluß werfen ließ, weil Jener sich geweigert hatte, die Beichte der Königin Johanna zu verrathen. — Hier ein Nösel des Tiberflusses, in den der päpstliche General-Einnehmer Agostino Chigi im Jahre 1517 an dem Tage, an welchem er zu Ehren Leo's X. und einunddreißig frischgebackener Cardinäle, ein lucullisches Gastmahl veranstaltet hatte, nach jedem Gange sämmtliche Schüsseln und Teller, Messer und Gabeln, ob sie gleich von massivem Gold und Silber waren, hineinwerfen ließ, damit kein profaner Mund sich rühmen könne, mit Seiner Heiligkeit von einem und demselben Tafelgeschirr gespeist zu haben. — In dieser Flasche Guadalquivir ersoff erst vor einem Jahre, am 7. Juni 1769, einer unserer dramatischen Dichter, weiland Antoine Alexandre Poinsinet in Cordova, wo er als Impresario einer italienischen Operntruppe aufgetreten war. Hier etwas Arno, dort etwas Po; hier ein Fläschchen Orinoco, dort ein Fläschchen Mississippi; hier ein Flacon Themse und dort ein Flacon Donau. Voilà! rief er mit freudiger Genugthuung, voilà mes souvenirs de voyage!

Außer diesem wässerischen Steckenpferde beseelte unsern alten Malteser keine andere Leidenschaft, als eine alle Grenzen der Sinnlichkeit überspringende Liebe zu Mademoiselle Arnould, die er wie eine Heilige verehrte. Diese Liebe rein platonischer Art hätte bei all ihrer komischen Uebertreibung doch etwas Rührendes. Der alte Herr, ein versteinerter Minstrel, ein fossiler Troubadour, schwamm in einem Ocean anacreontischer Liebesverzückungen, wenn er, »ein treuer Knappe«, zu den Füßen seiner »holden Herrin« liegend, von der »Königin seines Herzens« die Erlaubniß erhielt, den gestickten Saum ihres Kleides, den Atlasschuh ihres Fußes,

oder gar den seidenen Strumpf ihres Beines küssen zu dürfen. Stundenlang schwelgte er im Anblick ihrer üppigschönen Körperformen, wie ein Bildhauer vor der Statue der mediceischen Venus, in der jede Linie ein in Marmor gekleideter, sinnebezaubernder Liebreiz ist. Der Marquis war selig, wenn er sich in die Mondscheinnacht ihrer sternfunkelnden Augen vertiefen und aus dem Rosenkelche ihres unvergleichlich süßen Lächelns Honig für die Wachszellen seiner Träume, die gleich Bienen in seinem Hirne schwärmten, schöpfen durfte. Jede Kleinigkeit ihrer Toilette war für ihn ein Gegenstand des rührendsten Cultus; der Schwamm, womit sie den blendenden Atlas ihres Körpers wusch, der Kamm, der die reiche Fülle ihrer schwarzen Locken zusammenhielt, die kleine Scheere, mit der sie die rosenfarbenen Nägel ihrer reizendschönen Hand pflegte, jedes Band, jede Schleife, jede Blume ihrer Toilette, Collier und Bracelette und jeder Ring, den sie auf ihrem Finger trug, war für ihn ein Gegenstand der Anbetung; er beneidete Alles, was mit ihr in Berührung stand; selbst den Spiegel, vor dem sie sich anzukleiden pflegte, pries er glücklich, weil Sophiens Schönheit sich in diesem Glase spiegelte. Obwohl kein Poet, hatte der alte Troubadour die Reize seiner jungen Herrin in Liedern besungen, von welchen das eine — »An den Spiegel« — nicht das schlechteste ist. Es lautet:

Sophie hat einen Spiegel,
Da guckt sie oft hinein,
Drum möcht' ich für mein Leben
Sophiens Spiegel sein.

Wär' ich des Liebchens Spiegel,
Ich zeigt' ihr meinen Schmerz
Und hielt ihr vor die Augen
Mein liebekrankes Herz.

Im Herzen würd' sie lesen
Der Liebe süßen Gram,
Den Gram, der ohne Schonung
Mir Ruh' und Frieden nahm.

Und sanft würd' ich sie bitten:
O stille meinen Schmerz,
Zerbrichst Du Deinen Spiegel,
So brichst Du auch mein Herz.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— Wie gefällt Ihnen diese Arbeit? begann unsere Freundin, die wieder an dem bewußten Teppich stickte.

— Ich bewundere sie seit einer ganzen Stunde . . .

— Und fragen nicht, für wen sie bestimmt ist?

— Ich habe weder das Recht noch den Muth dazu . . .

— Ich sticke diesen Teppich für den Grafen von Lauraguais.

Vieuxbois seufzte tief auf und schwieg.

— Ist es erlaubt, Marquis, sich nach der Wurzel dieses schauerlichen Seufzers zu erkundigen?

— Ich hasse den Grafen . . .

— Und warum?

— Weil er der Glückliche ist, den Sie lieben . . .

— Verdient er's nicht? Giebt's einen aufmerksameren Anbeter als Herrn von Lauraguais? Erforscht er nicht jeden meiner

Wünsche, fügt er sich nicht jeder meiner Launen, erfüllt er nicht jede meiner Capricen? Beweist er mir nicht durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, daß er meiner Liebe vollkommen würdig ist? Sie hingegen . . .

— Ich bitte, vollenden Sie . . .

— Wissen Sie, Marquis, daß Sie seit einiger Zeit mich recht auffallend vernachlässigen?

— O holde Herrin, was giebt Ihnen Veranlassung, mich so schnöden Undanks fähig zu halten?

— Sie haben mich verwöhnt, Marquis. Sonst, (dieses Sonst begleitete Mademoiselle Arnould mit einem blutrothen Seufzer) sonst brachte der »**Mercure galant**« allwöchentlich ein Gedicht auf mich . . . seit länger als einem Monate schweigt die Muse meines Anacreons . . .

— Ihr Sänger, angebetete Sophie, verzweifelt . . .

— Und worüber, trauter Troubadour?

— Ueber die Perfidie jenes undankbaren Zeitungsschreibers, dem ich vor vier Wochen eine Ode geschickt habe, die bis zum heutigen Tage im »**Mercure**« noch nicht erschienen ist . . .

— Sie nennen den Redacteur dieses Journals perfid und undankbar . . . Ist er Ihnen Verbindlichkeiten schuldig?

— Ich habe ihm für jedes meiner Lieder, das er in die Spalten seines Blattes aufgenommen hat, zehn Louis bezahlt . . .

— Zehn Louis! Wissen Sie, Marquis, daß man für dieses Geld in Sevres ein sehr schönes Porzellan-Service erhält?

— Und dennoch scheint der undankbare Mensch nichts mehr von mir aufnehmen zu wollen . . .

— Und deshalb vermuthen Sie . . .?

— Daß Jemand dahintersteckt, dem jedes Lied, das ich um Ihre Schläfe winde, ein Dolchstich ist . . .

— Und was haben Sie beschlossen?

— Dem Redacteur noch heute zu schreiben, daß, falls meine Ode nicht in den nächsten vier Wochen erscheint, ich das für eine Beleidigung betrachten muß, für die ich Satisfaction von ihm verlange . . .

— Sie wollen sich schlagen? fragte Sophie mit hochtragischem Pathos.

— Auf Pistolen, erwiderte der alte Troubadour, dem bei diesem Worte das Herz in die Uhrtasche sank.

— Erlauben Sie, Marquis, daß ich lache, sagte sie im Tone des ausgelassensten Muthwillens.

— Stern der Sterne, worüber lachen Sie?

— Ueber das Pistolenduell! Ha ha ha!

— Sonne meines Lebens, zweifeln Sie vielleicht an meinem Muthe?

— An Ihrem Muthe? O nein! o nein! rief sie mit liebenswürdiger Ironie. Ihre ganz gehorsame Dienerin erlaubt sich nur einen winzigkleinen Zweifel an dem Muthe Ihres Gegners . . .

— Dann schieße ich die feige Memme über den Haufen . . .

— Hu! wie Sie mich erschrecken! Schon sehe ich, wie Ihr Gegner in seinem Blute schwimmt . . . schon höre ich, wie sich ein dumpfer Seufzer seinen todesbleichen Lippen entringt . . . schon vernehme ich das letzte Röcheln eines Sterbenden . . . ah! ah! ça sera très beau! rief die muthwillige Spötterin und fing herzlich zu lachen an.

— Blume der Engel, müssen Sie denn ewig spotten? . . .

— Hab' ich gespottet?

— Trauen Sie mir wirklich nicht so viel Muth zu, Jemanden auf Pistolen herauszufordern?

— Herauszufordern? O ja . . . mais . . . Beinah' hätte ich wieder lachen müssen. Kommen Sie, Marquis, setzen Sie sich zu meinen Füßen nieder, legen Sie Ihren Kopf auf meinen Schooß, ich will Ihnen wieder ein paar graue Haare auszupfen und ein Lied dazu singen.

Unser Minstrel legte sein altes Haupt auf die Kniee der Sängerin und war selig. Mademoiselle Arnould trällerte das Lied:

Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu sein,
Es kann ja nichts Tolleres geben;
Jede Freude ist hin,
Und confus jeder Sinn,
Und Tod, ach, viel süßer als Leben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach 2c.

O wen Amors Pfeil traf,
Ach den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Essen noch Trinken;
Seine Wange ist blaß,
Sein Auge stets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach 2c.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenster der holden Sirene,
Und er grüßt sie recht schön,
Und bleibet oft steh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach &c.

Ach sein Herz ist ihm voll
Und er seufzt aus **B moll**,
Und schluchzt, daß die Fenster erbeben;
Singt ein Lied aus **A dur**
Und beklagt die Natur,
Daß Menschen am Vorurtheil kleben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach &c.

Sie erscheint ihm im Traum,
Ach, da küßt er den Saum
Des Kleides mit gluthvollen Wangen;
Und er drückt sie ans Herz,
Und gelöscht ist der Schmerz,
Gestillt ist das heiße Verlangen . . .
Aber ach . . .

Sie hielt plötzlich inne und lauschte.

— Himmel, was seh' ich! Götter, was hör' ich! Mein Troubadour ist eingeschlafen und schnarcht wie ein junger Savoyarde.

Sie erhob sich leise, legte das Haupt des Schlafenden auf's Canapé und schlüpfte lachend ins Nebenzimmer.

X.

Der Dienstags-Anbeter unserer »neuen Aspasia« war Doctor Dardanus Sphynx, der Aesculap und Accoucheur der vornehmen Frauenwelt, ein Arzt, der mit den geheimsten Geheimnissen der weiblichen Natur so innig vertraut war, daß er, mit seinem Tagebuche in der Hand, an den Fingern abzählen konnte, wann diese Dame nicht baden durfte und jene Dame niederkommen mußte, ein Arzt, der alle Schwächen und Gebrechen seiner weiblichen Kunden kannte und für jedes Uebel ein probates Mittel wußte. Niemand verstand so gut den alten und jungen Frauen eine blendend-weiße Haut, einen wohlriechenden Athem, einen reichen Haarwuchs, eine schnellere Befreiung von Sommersprossen und Hühneraugen, von Finnen und Herzklopfen zu versprechen, wie Doctor Dardanus Sphynx, welcher, unter uns gesagt, ein ganz unbedeutender Mediciner, aber ein seines Gleichen vergeblich suchender Charlatan war, der unter vielen Wunderarzneien auch eine gewisse Tinctur erfunden haben wollte, welche die geheimnißvolle Gabe besitzen sollte, unfruchtbare Ehen fruchtbar zu machen, eine kostbare Tinctur, die sich unser Heilkünstler mit schwerem Golde bezahlen ließ, denn eine Phiole, die nicht viel größer als sein werther Daumen war, kostete fünfzig Livres. Das Arcanum selbst hatte eine höchst wunderbare Aehnlichkeit mit rother Tinte, von der es sich nur durch penetranten Sellerie-Geruch unterschied. Im Uebrigen war Doctor Dar-

danus ein ungewöhnlich guter Gesellschafter, der, stets bei rosenfarbener Laune und himmelstürmendem Humor, manche seiner blos eingebildeten Patienten einzig und allein durch die Panacee seiner geistanregenden Unterhaltung zu kuriren verstand. Dabei hatte dieser Mann zwei Steckenpferde, von denen das eine nicht wenig zur Erheiterung seiner Kranken beitrug: er war ein leidenschaftlicher Freund von Räthseln und von Blumen; vor allen Andern aber liebte er die große Cactusfamilie. In seinem Treibhause prangten über zweihundert Species dieser Pflanzengruppe, die er in sieben große Tribus eingetheilt hatte: in **Melocactoideae, Echinocactoideae, Cereastreae, Phyllantoideae, Rhipsalideae, Opuntiaceae** und **Pereskiaceae.** Jeder dieser Tribus zertheilte sich wieder in mehrere Cohorten; der erste Tribus in **Melocactus** und **Mammillaria,** der zweite in **Echinocactus** und **Astrophytum,** der dritte in **Cereus** und **Pilo-Cereus.** Außer dem botanischen Namen hatte jede dieser Cactus-Arten auch einen Beinamen aus der Nomenclatur seiner zahlreichen Kunden; so hatte er unter andern einen **Melocactus Dumesnil,** eine **Mammillaria Clairon** und eine **Opuntia Arnould,** denn allen drei Koryphäen der französischen Bühne diente er als Hausarzt; bei der Letzteren bekleidete er auch zugleich die Function eines Hausfreundes. — Außer diesen Blumen liebte er nichts so sehr als seinen großen Räthselschatz, der aus mehr als hundert Bänden bestand; er hatte Räthselbücher in allen Sprachen, wußte sie fast alle auswendig und war mit Räthseln, Charaden, Logogryphen, Homonymen und Palindromen dergestalt vollgepfropft, daß ganz Paris ihn die zu Fleisch gewordene »Sphynx« hieß. Sein eigentlicher Familienname, der glücklicherweise nur seinen vertrautesten Freunden bekannt war, hatte einen so fatalen

Beigeschmack, einen so unanständigen Nebenbegriff, daß er, so oft ihn einer seiner Freunde bei seinem wahren Namen rief, vor Aerger aus der Haut fahren wollte. Abgesehen von diesem äußerst häßlichen Namen, aus dem er ein Geheimniß machte, war Doctor Dardanus der anständigste, liebenswürdigste Mann, der nur einen Fehler besaß, den nämlich, daß er ungemein jähzornig war. Kehren wir zu seiner Räthselliebhaberei zurück, so bleibt uns noch zu erwähnen, daß er jeder seiner Kunden, so oft er sie besuchte, eine neue Räthselfrage aufgab.

— Reizende Sophie, sagte er beim Eintreten zu Mademoiselle Arnould, die eben am Klaviere saß, ich schenke Ihnen alle meine Cactus und noch obendrein hundert Louis, wenn Sie folgendes Räthsel errathen . . .

— Voyons!

— Hören Sie:

»Zwei Schwestern wirft man aus dem Haus,
Die Eine sieht heiter, die Andere traurig aus;
Sie fallen über einen Hügel hinab
Und finden nicht selten auf Rosen ihr Grab;
Man hüllt sie in ein weißes Leichentuch ein —
Wer mögen die Schwestern, die Eltern wohl sein?«

— Und halten Sie dieses Räthsel wirklich so schwer?

— So schwer, daß ich Ihnen drei Monate zum Rathen überlasse . . .

— Wie aber, wenn ich es früher finde?

— Dann erhalten Sie von mir hundert Louisd'or und meinen ganzen Cactusflor. Aber, mort de ma vie! was seh' ich dort an der Wand?

— Ein Portrait . . .

— Jenes unausstehlichen Holländers, der Ihnen den Hof zu machen wagt. Sagen Sie mir, theuere Freundin, wie kann ein Wesen Ihres Geistes, Ihrer Bildung an einem so rohen, plumpen, phlegmatisch-langweiligen Vielfraß Geschmack finden?

— Jan van der Slippen, lieber Doctor, ist ein höchst interessanter Mann. Seine Freigebigkeit, seine Großmuth grenzen zuweilen an's Fabelhafte. Vor vier Wochen drang er mir eine wahrhaft fürstliche Equipage und vor acht Tagen einen reizenden Opalschmuck von zwanzigtausend Livres auf. Solche Anbeter, mein würdiger Aesculap, sind weiße Raben, die nach ihrem Tode ausgestopft und als Seltenheit gezeigt zu werden verdienen.

— Dieser Holländer ist ein Narr . . .

— Ein Narr, den ich höher schätze, als alle sieben Weisen Griechenlands . . .

— Aspasia liebte, wie man weiß, den Doctor Perikles nur seines Geistes wegen . . .

— Mademoiselle Aspasia lebte nicht in Paris, wo ein Perikles ohne Geld eine eben so traurige Rolle spielt, als eine Lais ohne reiche Anbeter. Mir fällt dabei ein, was einer unserer Dichter sagt:

Et quand il serait beau comme Apollon lui-même,
Un homme sans argent, mérite-t-il, qu'on l'aime?

— Und mir, liebe Freundin, fällt dabei folgende Charade ein:

»Ein Name, der vier Sylben hat:
Die erste ist ein Kartenblatt;
Die zweite, dritt' und vierte nennt,
Wenn Ihr den Kopf vom Rumpfe trennt,

Euch jenen Theil der schönen Welt,
Wo Gott sein Eden hingestellt.
Das Ganze ist an Seel' und Leib
Ein reizgeschmücktes Griechenweib.«

— Aspasia!

— Errathen, meine süße Sophie. Nun wie gefällt Ihnen diese Charade?

— Ich finde sie ungeheuer geistreich . . .

— Sie ist von mir . . . ich habe deren wohl über dreihundert gemacht . . .

— Und sind sie alle so schön wie diese?

— Manche darunter sind noch viel schöner.

— Ah, dann sollten Sie sie je eher je lieber dem Druck übergeben und sich nach dem Erscheinen derselben um einen Platz in der Akademie bewerben . . .

— O reißen Sie nicht alte Wunden auf. Sie wissen, theure Sophie, daß ein böser Gram an meinem Herzen nagt, der Gram, daß die Pforten der Akademie für mich geschlossen sind. Schon drei Mal habe ich mich vorschlagen lassen . . . schon drei Mal bin ich durchgefallen . . .

— O geben Sie darum nicht alle Hoffnung auf. Bei der nächsten Vacanz will ich selber für Sie Stimmen werben . . .

— Sophie, angebetete Sophie, ist das Ihr Ernst? fragte der Doktor hochentzückt.

— Ich will alle Minen springen lassen, um auch Ihnen einen Fauteuil zu verschaffen . . .

— Und glauben Sie wirklich, daß ich hoffen darf?

— Denken Sie an La Chapelle. Als dieser mittelmäßige

Kopf sich um einen Platz in der Akademie bewarb, machte Jemand folgendes Epigramm:

»Quand La Chapelle se présente,
Pourquoi faut-il crier haro!
Pour faire une nombre de quarante,
Ne fallait-il pas un zéro?«

— Dies Citat, liebe Freundin, ist nicht sehr schmeichelhaft für mich; aber rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit, wenn Sie Ihren Einfluß geltend machen wollen, mir die Pforten der Akademie zu öffnen.

— Fassen Sie Muth, mein Freund! Es wäre nicht der erste Fauteuil, über dessen Vergebung die Macht der Frauen verfügt hat. In längstens zwei Jahren ist Doctor Dardanus Mitglied der Akademie!

— Dann, Theure, sollen Sie erfahren, daß auch ich großmüthig sein kann . . .

— Da lob' ich mir meinen Holländer . . . er verspricht wenig und hält desto mehr. Andere hingegen versprechen viel und halten nur wenig. Apropos, wenn ich nicht irre, so hat ein gewisser Doctor Dardanus Sphynx mir schon vor vierzehn Tagen . . .

— Einen Gobelin-Teppich zugesagt . . . Gut, daß Sie ihn daran erinnern! sagte der Akademiker in spe, zog sein seidenes Schnupftuch hervor und machte einen Knoten.

— Doctor, ich habe nun eine sehr große Bitte an Sie . . .

— Eine Bitte? Lassen Sie hören . . .

— Verlieren Sie Ihr liebes Schnupftuch nicht . . .

— Mir fällt dabei ein Räthsel ein . . .

— Ein andermal, lieber Doctor, heute bleibt mir leider nicht viel Zeit zum Rathen; denn bald muß ich in die Probe.

— Reizende Sophie, ich begleite Sie.

XI.

Mittwoch . . .

Jan van der Slippen war der berühmteste Thierbändiger seiner Zeit. Seine Löwen, seine Tiger, seine Hyänen gehorchten jedem Winke seiner Hand und zitterten, wie eingeschüchterte Pudel, vor einem Hiebe seiner Reitgerte. Alle diese Bestien waren so zahm, daß sie sich, ohne zu murren, von ihm auf jede Weise mißhandeln ließen. Dem Löwen riß er den Rachen auf und steckte seinen Kopf hinein, den Tiger nahm er beim Schweife und zerrte ihn, wie einen ohnmächtigen Schöps, im Kreise herum; der Leopard mußte apportiren und die Hyäne durch Reifen springen. Und dieser Mann, der die colossale Kraft des Löwen, den angeborenen Blutdurst des Tigers, die heimtückische Wuth der Hyäne gekirrt hatte, dieser Mann zitterte vor einem äußerst schwächlichen Geschöpfe, das keine Mähnen, keine Tatzen, keine Krallen, aber eine andere Waffe hatte, durch die es den gewaltigen Thierbändiger in Angst und Schrecken jagen konnte. Diese Waffe war eine scharfgespitzte Zunge, die zum Inventarium seiner Frau gehörte, einer kleinen, braunen, schwarzäugigen, spitznäsigen, spindeldürren Delila, vor der unser großer, dicker, riesenstarker Simson wie ein furchtsamer

ABC-Schütz vor dem Bakel seines Schuldespoten erbebte. — Margarethe van der Slippen, eine Elsasser Schönheit von ungewissem Alter, war eine jener äußerst widerspenstigen Naturen, die weder durch Sanftmuth und Milde, noch durch Grobheit und Härte zahm zu machen sind. Xantippe im strengsten Sinne des Wortes, beherrschte sie den armen Thierbändiger, in dem jeder Zoll ein unglücklicher Pantoffelheld war. Dame Margarethe zankte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und mißhandelte den geplagten Mann auf so empörende Weise, daß jeder Andere längst die Geduld verloren und sie zu allen Teufeln gejagt hätte; unserm Simson aber fehlte es an Muth dazu; weit lieber hätte er seine Kraft mit einem Dutzend Löwen, Tigern und Hyänen, als seinen Muth mit seiner kleinen Ehehälfte gemessen. — Der einzige Punkt, in dem beide Gatten vollkommen harmonirten, war ihre beiderseitige Liebe zum Geschlechte der Affen. In van der Slippen's Menagerie prangte ein »ganzer Wald von Affen«, wie Shylock im »Kaufmann von Venedig« sagt. Nach dem Linné'schen Systeme hatte unser Thierbändiger seine Affen in vier Legionen eingetheilt: in **Simiae**, **Prosimiae**, **Cebi** und **Cercopitheci**. In der ersten ragten vor Allem die Familien **Inuus** (Magot) und **Pithecus** (Orang-Utang), in der zweiten Legion die edlen Geschlechter **Stenops** (Loris), **Tarsius** (Fußthier) und **Cheirogalcus** (Katzenmaki), in der dritten die uralten Dynastien **Midas** (Ohraffe), **Callithrix** (Schönhaar), **Pithecia** (Schweifaffe), **Stentor** (Brüllaffe) und **Cebus** (Wieselaffe), in der vierten die Familien **Colubus** (Stummelaffe), **Cercopithecus** (Schwanzaffe), **Papio** (Pavian) und **Pygathrix** (Haaraffe) hervor. Im Ganzen besaß er wohl gegen sechzig verschiedene Arten. — Außer dieser etwas kostspie-

ligen Affenliebe konnte man unserm ehrenwerthen Holländer kein anderes Laster als Völlerei, einen unmäßig großen Hang zum Essen und Trinken, zum Vorwurf machen. Ein nimmersatter Vielfraß, klagte er beständig über Hunger und haderte mit seinem Schicksale, wenn der Geiz seiner »vielgeliebten Margarethe«, welcher er nie zu widersprechen wagte, ihn täglich mit einer Mahlzeit abzufüttern sich erlaubte. Der gute, ehrliche Jan war einer jener colossalen Fresser, die ihren Frauen bis zum letzten Hauche ihres Lebens treu geblieben wären, wenn diese nie versucht hätten, der Eß- und Trinklust ihrer Männer einen Kappzaum oder Maulkorb anzulegen.

Unser Menageriebesitzer, der durch einen seiner Affen-Lieferanten mit Mademoiselle Arnould bekannt geworden war, pries sich glücklich, eine Dame kennen gelernt zu haben, die, ganz das Widerspiel seiner »ungezähmten Hyäne«, sanft wie eine Turteltaube, lustig wie ein Zeisig und geschmeidig wie ein Wiesel war. Unsere Freundin, die van der Slippens schwächste Seite schnell genug erforscht hatte, wußte, daß kein Genuß ihn dauernder zu fesseln vermochte, als eine wohlbesetzte, fein garnirte Tafel. — Und so kam es, daß unser reicher und dennoch armer Holländer nach je sechs magern Tagen, die er im Hause seiner geizigen Frau verlebte, sich wie ein Kind auf den Mittwoch freute, an dem seiner ein »pompöses Frühstück«, ein »miraculeuses Mittagsbrot« und ein »delicieuses Abendbrot«, servirt von einer der liebenswürdigsten Frauen, harrte.

— Guten Morgen, reizender Colibri, sagte der Thierbändiger zu Mademoiselle Sophie, die, mit einem Buche in der Hand, noch im schwellenden Schaum ihrer Betten lag.

— Ei ei, was führt Sie heute früher als sonst zu mir?

— Ein wüthender Hunger treibt mich in Ihre Nähe . . .

— Wie geht's Ihrer Frau?

— Wollen Sie mir meinen Appetit verderben? Sprechen Sie mit mir von allen Thieren der Wildniß, nur von meinem Weibe nicht, das mich seit vier Tagen auf wahrhaft empörende Weise mit lauter Mehlspeisen abfüttert. Seit Freitag ist kein Bissen Fleisch über meine Lippen gekommen. O sehen Sie nur, wie mager ich geworden bin.

— Armer Mann! Wissen Sie, daß ich Sie sehr bedaure...

— Ihre Theilnahme rührt mich bis zu Thränen. Aber, Mademoiselle, haben Sie nichts für mich zu essen?

— Der Koch hat Befehl erhalten, das Frühstück Punkt Zehn zu serviren . . .

— O, wenn Sie nicht haben wollen, daß Ihr aufrichtigster Bewunderer hier vor Ihren schönen Augen sein Bischen Geist aufgeben soll, so bitte und beschwöre ich Sie, im Namen der Menschlichkeit, das Frühstück zu beschleunigen.

Mademoiselle Arnould zog das Klingelband. Die eintretende Kammerzofe erhielt den Auftrag, den Koch zur größten Eile anzutreiben.

Die Zofe verschwand.

— Heilige Mutter Gottes, rief unser Holländer, dessen Blick auf ein Bildniß fiel, das über Sophiens Bett hing, aus diesem Rahmen glotzt mich das Antlitz meines Feindes, des räthselschnaubenden Quacksalbers Dardanus an . . .

— Finden Sie, daß er getroffen ist?

— Das Bildniß sieht ihm niederträchtig ähnlich! Mademoiselle, ich berste . . .

— Vor Neid?

— Nun ja, mehr aber noch vor Hunger. O wenn nur bald das Frühstück käme! Aber sagen Sie mir, Theuerste, wie ist's möglich, einem Pavian, wie diesem Doctor Sphynx, einen so neidenswerthen Platz im Heiligthume Ihres Schlafzimmers anzuweisen?

— Dardanus ist ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter . . .

— Ein räthselspeiendes Ungeheuer. Aber weiß Gott, wenn das Frühstück nicht bald erscheint, dann sterbe ich . . .

— Erlauben Sie mir vor Ihrem seligen Ende noch eine kleine Frage. Ist es wahr, daß Ihre Frau eifersüchtig ist?

— Eifersüchtig wie ein Schakal . . .

— Und weiß Madame, daß Sie mir dann und wann die Ehre Ihres Besuches schenken?

— Ich fürchte, daß sie es vermuthet . . .

— Wie nun, wenn sich urplötzlich die Thür öffnen und Ihre Frau Gemahlin hereintreten würde . . .

— Ich bitte Sie, den Teufel nicht an die Wand zu malen . . .

— Ah, da kommt das Frühstück!

— Himmel, ich danke Dir! rief der leibhafte Hunger.

In einem Nu war der Tisch gedeckt. Der Thierbändiger band sich eine Serviette um den Hals, krempelte die Rockärmel in die Höhe und fiel mit unbeschreiblichem Heißhunger über ein Detachement Austern her, das als »Avant-garde du Déjeûner à la fourchette« die ganze Fülle seiner unbändigen Eßlust in die Schranken rief.

Nach den Austern trat eine kurze Pause ein, die unser Holländer durch Vertilgung einer großen Brotmasse ausfüllte. Dann trällerte er das bekannte Couplet vor sich hin:

»Du pain sec et du fromage,
C'est bien peu pour déjeûner,
On me donnera, je gage,
Autre chose à mon diner;
Et Didon dina, dit-on,
Du dos d'un dodu dindon,
Du dos d'un dindon dodu,
Du dos d'un dodu dindon.«

Die Nase unsers Thierbändigers hatte sich nicht getäuscht, denn gleich darauf erschien der »dodu dindon«, den er im Voraus gewittert hatte.

Aber in demselben Augenblick, als er mit der ganzen Gluth seines begeisterten Appetites über den Truthahn herfallen wollte, vernahm sein Ohr draußen im Vorsaale eine Stimme, die ihn mehr als alle Donner des Himmels erschreckte.

— Jesus, Maria und Joseph, meine Frau! rief unser Simson und kroch, um dem Zorne seiner Delila zu entgehen, unter den Tisch, dessen Beine ihm durch das herabhängende Tuch ein sicheres Versteck gewährten.

Gleich darauf erschien eine kleine Frau mit einem großen Korbe unterm Arm.

Mademoiselle Arnould brach in ein ungeheures Gelächter aus. Der Thierbändiger guckte durch eine Spalte seines Vorhangs und erkannte in der Erscheinung, die alles Blut in seinen Adern erstarren gemacht, die Waschfrau der Mademoiselle Sophie.

— Armer Simson! lachte die Sängerin.

— Mein Appetit ist nun beim Teufel, seufzte der beklagenswerthe Holländer und wischte sich den dicken Angstschweis von der Stirn.

XII.

Am Donnerstag empfing unsere Freundin Herrn Giuseppe Zavarroni, einen römischen Bankier, welcher Geldmensch, Musiknarr und Dilettant auf der Geige war. Als solcher sammelte er seit einer Reihe von Jahren die Instrumente, Bildnisse und Handschriften der berühmtesten Violinisten seines Vaterlandes. Ignorant im strengsten Sinne des Wortes, war er in Sachen der Violine ein Ausbund von Gelehrsamkeit, eine zu Fleisch gewordene Encyclopädie der Geige, vertraut mit allen Epochen der Geschichte seines Steckenpferdes. Seit seiner Uebersiedelung nach Paris arbeitete er mit rastlosem Eifer an einer »Physiologie der Violine«, einem philosophisch-geschichtlich-artistischen Werke, durch das er seinen Namen unsterblich zu machen hoffte. Diese Monographie, welche Alles umfassen sollte, was über sein Lieblingsinstrument bis zu seiner Zeit gedruckt worden, war bereits bis zu vier starken Foliobänden angeschwollen, obgleich sie erst bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorgeschritten war. Sein Werk begann mit den Jongleurs und Troubadours, die sich der Geige zur Begleitung ihrer Gesänge bedienten. Einen nicht uninteressanten Ab-

schnitt bildete Jean Charmillon, welcher unter Philipp dem Schönen — im Jahre 1295 — von der Stadt Troyes zum roi des ribauds ernannt, zugleich auch der erste Geigenkönig gewesen sein soll. Unter den spätern Geigenmajestäten ragten Constantin (1657) und Dumanoir (1693) hervor. Diese Geigenkönige waren berechtigt, in allen Provinzen Frankreichs jeden Dilettanten, gegen Bezahlung einer gewissen Taxe, zum Meister der Tonkunst zu ernennen. [1]) Die »Genesis der Geige« füllte in seinem Werke die größere Hälfte des ersten Bandes. Nach Zavarroni's Ansicht soll Testator, ein Mailänder, der um das Jahr 1620 gelebt, der Schöpfer der Geige in ihrer jetzigen Gestalt sein. Amati [2]), Guarnerio [3]) und Stradivari [4]) — das Triumvirat der italienischen Geigenbauer — füllten die andere Hälfte. Einen eigenen Abschnitt bildete Jakob Stainer [5]). In dem alphabetisch geordneten »Pantheon weltberühmter Violin-Virtuosen«, nach Nationen geordnet,

1) Die letzte Geigenmajestät war Guignon, nach dessen Abdankung — 1773 — diese Würde erloschen ist.

2) Hawkins in seiner „Geschichte der Musik" (Theil IV. Seite 345) nennt drei Personen dieses Namens, Andrea und Antonio Amati, zwei Brüder, und Nicolo Amati, einen Sohn Antonio's. Alle Drei lebten zu Cremona. Amati-Geigen — aus den Jahren 1590 bis 1620 — werden ihrer Schönheit und Seltenheit wegen mit schwerem Golde, das Stück mit 300 Dukaten, bezahlt.

3) Andrea und Giuseppe Guarnerio, Vater und Sohn, lebten in der letzten Hälfte und zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gleichfalls zu Cremona. Ein dritter Guarnerio, mit dem Vornamen Pietro, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Mantua als Geigenmacher berühmt.

4) Antonto Stradivari, ein Schüler Guarnerio's, verfertigte in Cremona von 1709—1724 Violinen, die fast eben so gesucht und theuer als die seines Meisters sind.

5) Jakob Stainer (geb. zu Absom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol), war ein Schüler Nicolo Amati's. Im Jahre 1669 wurde er als Hofgeigen-

glänzten unter den Italienern: Christofero Babbi [6]), Archangelo Corelli [7]), Domenico Ferrari [8]), Felice Giardini [9]), Antonio Lolli [10]), Pietro Nardini [11]), Gaëtano Pugnani [12]), Alessandro Stradella [13]), Giuseppe Tartini [14]), Carlo Toëschi [15]), Giuseppe Torelli [16]), Francesco Maria Veracini [17]) u. s. w. Von jedem dieser Künstler besaß er Portrait und Handschrift.

---

macher des Erzherzogs Ferdinand Karl von Kaiser Leopold I. bestätigt. Seine Violinen stehen in so hohem Werthe, daß manche mit 300 Dukaten bezahlt wird. Im Abend seines Lebens soll Stainer wahnsinnig geworden sein.

6) Geboren 1748 zu Cesena.

7) Geboren 1653 zu Fusignaro im Bolognesischen, gest. am 8. Januar 1713 zu Rom. Er wurde der „Virtuosissimo di violino" genannt.

8) Ein Schüler Tartini's. Auf einer Reise von Paris nach London starb er (1780) in der Blüthe seiner Jahre als „unfreiwilliges Opfer des Neides", wie Burney erzählt.

9) Sein von Bartolozzi nach Cipriani gestochenes Bildniß befindet sich auf einer Sammlung seiner Violin-Soli, die er um das Jahr 1766 dem Herzog von Braunschweig gewidmet hat.

10) Geboren 1738 zu Bergamo, nach Dittersdorfs Versicherung einer der schönsten Männer seiner Zeit.

11) Geboren 1722 zu Livorno, gestorben 1793 zu Florenz.

12) Geboren 1727, gestorben 1803 zu Turin.

13) „Apollo della musica" genannt, 1678 ermordet zu Genua.

14) Geboren 1692 zu Pirano, gestorben 1770 zu Padua. Ein eben so großer Virtuose als Komponist, der über hundert Violinsonaten geschrieben hat, deren berühmteste — die sogenannte Sonata del diavolo — der Teufel in höchsteigener Person ihm im Traume vorgespielt haben soll.

15) Geboren 1724 im Kirchenstaate, gestorben 1788 zu München, auch als Komponist durch seine Musik zum pantomimischen Ballet „Arlequin im Schutz der Zauberei" bekannt.

16) Geboren 1668 zu Verona, gestorben 1708 zu Bologna. Er war der Erste, welcher Conzerte für die Violine geschrieben hat.

17) Geboren gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Florenz, erhielt er 1720 einen Ruf nach Dresden, stürzte sich zwei Jahre später, am 13. August 1722,

Das Wichtigste aber hätten wir beinah' vergessen. Der getaufte Jude, der, im Gefühle seines innern Nichts, nach äußern Auszeichnungen geizte, scheute kein Opfer, sich eine Unzahl großer, windgefüllter Titel zu verschaffen. Zavarroni war trotz seiner beispiellosen Unwissenheit Ehrenmitglied der Academia della Crusca zu Florenz [1]), correspondirendes Mitglied der Academia degli Arcadi zu Rom [2]) und Präsident der Academia degli Granelleschi zu Venedig [3]), Mitglied der St. Cäcilien-Congregation zu Rom und der philharmonischen Gesellschaften zu Bologna, Padua und Verona. Außerdem — und auf diese Auszeichnung schien er den meisten Werth zu legen — war er Ritter des goldenen Sporns, eines Ordens [4]), den ihm der heilige Vater, der vierzehnte Bene-

---

zwei Stock hoch zum Fenster hinaus, brach aber nur ein Bein und starb 1750 zu London. Veracini hatte zwei schöne Stainer-Violinen, von denen er die eine „Sanct Peter", die andere „Sanct Paul" zu nennen pflegte. Beide büßte er in Folge eines Schiffbruchs auf der Reise nach London ein.

1) Gegründet im Jahre 1582.

2) Gestiftet im Jahre 1690 von mehreren Literaten, unter welchen der gelehrte C. M. Crescembini der bedeutendste war. Jedes Mitglied dieser Akademie mußte einen arkadischen Schäfernamen annehmen. Crescembini, welcher der erste „custode degli Arcadi" war, hieß Alphesiboeus und schrieb das Leben der berühmtesten Mitglieder dieser Akademie. (le vite degli Arcadi illustri, Rom. 1705. 5 Bde. 4.)

3) Die Gesellschaft der Granelleschi, gegründet im Jahre 1740, eine Art gelehrter Narren-Akademie, der die lustigsten Köpfe, Gasparo und Carlo Gozzi, Giuseppe und Daniele Farsetti, Balbi, Crotta, Forcellini und andere Schöngeister der damaligen Zeit angehörten, führten in ihrem Wappen zwei granelli (Granello ist ein Schwachkopf, ein Narr). Ein gewisser Giuseppe Secchellari war der sogenannte Arcigranellone, d. h. Erzschwachkopf oder Präsident der lustigen Akademie.

4) Wahrscheinlich vom Papst Paul III. gestiftet. In den Diplomen werden die Belehnten „Auratae militiae equites" (Ritter der goldenen Miliz)

dict, für ein Leihhaus, das der »zweibeinige Geldsack« in seiner Vaterstadt Jesi gegründet, verliehen hatte. Cavaliere Zavarroni — er hörte es gern, wenn man ihm diesen Titel gab — wäre der glücklichste Römer auf Gottes Erdboden gewesen, hätte nicht seit Jahren schon ein tiefer Gram an seinem Herzen genagt, ein Gram, der ihm den Schlaf seiner Nächte raubte. Von lächerlichem Ehrgeiz erfüllt, hatte er sich vorgenommen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um von irgend einem Monarchen — gegen Geld und gute Worte, für Stiftungen oder Anleihen — in den Adelstand erhoben zu werden. Das Wort »Baron« — Viele leiten es von dem lateinischen **Baro** (Schaaf) ab — besaß für unsern reichen Schöps einen so unwiderstelichen Zauber, daß er für ein Adelsdiplom dieser Art gern den kleinen Finger seiner Hand und einen großen Theil seines Vermögens geopfert hätte. Leider aber hatte er, trotz aller Hintertreppen, die er bis jetzt aufgesucht, sein Ziel noch immer nicht erreichen können.

— Störe ich? fragte der Bankier, als er seinen lächerlich frisirten Kopf zur Thür hineinstreckte und Mademoiselle Arnould, mit der Feder in der Hand, am Schreibpult gewahrte.

— Nicht im Geringsten . . . treten Sie näher . . . noch wenige Zeilen . . . dann stehe ich ganz zu Ihren Diensten . . .

— Sie schreiben? fragte der neugierige Hebräer.

— Einen Brief, wie Sie sehen . . .

— Und darf man fragen, an wen?

---

genannt. Papst Benedict XIV. gab diesem Orden die jetzige Gestalt, eines goldenen, weiß emaillirten Malteserkreuzes, an dessen beiden untern Spitzen ein kleiner goldener Sporn hängt. Der Orden ist käuflich und schon deshalb ridicul.

— Sie wissen, daß ich aus keinem meiner Schritte ein Geheimniß mache . . . ich schreibe an Viscount Clanricard . . .

— An den jungen einfältigen Engländer, der sich auf seinen verschimmelten Adel mehr einbildet, als der liebe Gott auf seine ganze Schöpfung?

— An denselben, erwiderte Mademoiselle Sophie, ruhig weiter schreibend.

— Und werden Sie mir zürnen, wenn ich Sie bitte, meine Liebe, mir zu sagen . .

— Was ich schreibe? Auch das sollen Sie erfahren. Ich ersuche den Viscount, mir fünftausend Livres zu leihen . . .

— Sie brauchen Geld?

— Für einen meiner Freunde, der sich in drückender Verlegenheit befindet . . .

— Sein Name?

— Ist das Einzige, was ich Ihnen verschweigen muß . . .

— Und weshalb?

— Weil es mehr als indiscret wäre, seine Freunde zu verrathen . . .

— Sie brauchen also . . . verzeihen Sie, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene . . . nur lumpige fünftausend Livres und wenden sich nicht zuerst an mich?

— Weil ich weiß, daß Ihr Herren Bankiers auf Euren elenden Mammon übergroßen Werth legt . . .

— Und zwar mit vollem Rechte, meine Liebe. Geld ist die Spiralfeder des Menschen; ohne sie bleibt er stehen wie eine Taschenuhr, in der die Kette gesprungen. Ein Mensch ohne Geld ist ein stummes e. Das liebe Geld oder der »elende Mammon«, wie

Sie's nennen, ist der Accent grave, der dem todten Buchstaben Leben und Klang verleiht. Geld ist Verstand . . .

— Ah, dann haben Sie in der That sehr viel Verstand . . .

— Bei Gott, den hab' ich auch, sagte der Ritter der goldenen Miliz und klopfte dabei auf das Geld in seiner Westentasche. Nichts macht uns schneller berühmt als Geld. Vorgestern dedicirte mir ein armer Schöngeist einen Band seiner Gedichte; gestern schickte mir ein armer Componist das neueste Heft seiner Lieder; heute Morgen habe ich dem Dichter 25, und dem Musiker 30 Louisd'or geschenkt. Ich liebe das Geld, weil ich's als Mittel zum Zweck betrachte; aber wenn Sie mich für geizig halten, so irren Sie, und wenn Sie sich überzeugen wollen, daß Sie geirrt haben, so zerreißen Sie den Brief an den Viscount und nehmen Sie von mir die lumpigen fünftausend Livres an.

— Auf wie lange?

— So lang' Sie wollen, meinetwegen bis zum Tage des jüngsten Gerichts . . .

— Gut, ich nehme sie an, sagte Mademoiselle Arnould und zerriß das Billet.

— Und wann, meine Liebe, brauchen Sie die Bagatelle?

— Noch heute . . . jetzt gleich . . .

— Ich eile, sie zu holen. Bin ich artig? fragte der Ritter des goldenen Sporns mit orientalischem Schmunzeln.

— Wie ein Lamm!

— Wie ein Lamm . . . bei Gott, Sie haben Recht. Und was erhalte ich, wenn ich zurückkehre und das Geld bringe?

— Dann, Cavaliere, bekommen Sie einen Kuß.

— Und sonst nichts? fragte der Geldmensch mit der süßlächelnden Miene eines lüsternen Priaps.

— Das Uebrige wird sich finden . . .

— Schön! sagte der edle Römer, knöpfte seinen engen Frack zu und wollte fortgehen. Halt, sagte er, sich rasch umwendend, fast hätte ich vergessen, Ihnen eine Nachricht von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Gestern Abend, theure Freundin, hab' ich ein neues Diplom von der **Academia degli Oziosi** erhalten ...

— Ritter der goldenen Miliz, sagte Mademoiselle Sophie den Zeigefinger ihrer rechten Hand an die Stirn legend, wir gratuliren!

— Morgen steht's im Mercure, übermorgen in der Gazette und in vierzehn Tagen in allen Zeitungen. Sie wissen, meine Liebe, daß ich die meisten unserer Herren Zeitungsschreiber in der Tasche habe. Diese Leute müssen nach meiner Pfeife tanzen und drucken lassen, was ich haben will.

— Und wie fangen Sie das an?

— Wie ich's anfange? Nichts leichter als das. Die Einen lade ich monatlich ein, höchstens zwei Mal zu Tische ein, den Andern schieße ich gegen landesübliche Zinsen — in Italien darf man freilich mehr als sechs Procent nehmen — lumpige sechs- bis achthundert Livres vor; tiefer lasse ich mich mit Keinem von ihnen ein.

— Und wie viel solcher Wische besitzen Sie jetzt?

— Meinen Sie Wechsel?

— Ich meine Diplome.

— In Summa Summarum elf Stück . . . noch ein halbes Diplom, dann hab' ich **onze et demie** und bekomme, wenn ich sie vielleicht 'mal verkaufen will, das Doppelte bezahlt. Aber lieber als

alle elf zusammen wäre mir ein einziges Adelsdiplom. Gott, wenn ich Baron wär'! stöhnte das getaufte Ehrenmitglied der **Academia della Crusca** und schlug sich mit der Reitgerte auf die bespornten Stiefel, dergestalt, daß man sie klirren hörte.

— Soeben bemerke ich, daß Sie Sporen tragen . . . reiten Sie denn?

— Ob ich reite! Ich reite wie ein junger Gott . . . In meiner Vaterstadt Jesi, wo ich ein Leihhaus gegründet habe, bin ich der beste Reiter gewesen, bei Gott, der beste, sag' ich Ihnen. Aber ich bitte Sie, meine Liebe, warum lachen Sie? Hab' ich etwas Dummes gesagt?

— Geld ist Verstand. Ein reicher Mann, wie Sie, kann nie etwas Dummes sagen . . .

— Doch, doch, meine Liebe! Ich habe, bei meiner Ehre, schon manchmal Etwas gesagt, was ich gleich darauf bereut habe . . .

— Bereuen Sie vielleicht, sich freiwillig angetragen zu haben, mir fünftausend Livres zu leihen?

— Kind, wo denken Sie hin! Ich habe ein dankbares Gemüth und lasse mein Leben für Sie. Apropos, damit Sie sehen, daß ich nicht schmutzig bin, will ich Ihnen geschwind noch einen kleinen, ganz gemüthlichen Vorschlag machen. Sie haben viele Connexionen . . . nicht wahr?

— Ich kenne Manchen, der nicht ohne Einfluß ist . . .

— Schön, sehr schön. **Una mano lava l'altra,** sagen wir Italiener, **une main frotte l'autre**, sagt der Franzose, eine Hand wäscht die andere, sagt der Deutsche. Hören Sie mich an, meine Liebe. Verschaffen Sie mir, lispelte der Ritter der goldenen Miliz seiner Freundin geheimnißvoll-leise in's Ohr, verschaffen

Sie mir vom französischen Hofe ein Adelsdiplom und ich schenke Ihnen . . .

— Was zum Beispiel?

— Meine ganze Freundschaft und . . . staunen Sie über meine Großmuth . . . ein Haus, ein ganzes Haus . . .

— Ein Haus für . . .

— Für hunderttausend Livres . . .

— Ich halte Sie beim Wort.

— Abgemacht, Sela! Bin ich schmutzig? fragte der getaufte Jude und entfernte sich.

XIII.

Der Freitags-Gast unserer vielgeliebten Dame war der englische Gesandtschafts-Attaché Viscount Edgar Clanricard, der rothhaarige Abkömmling des Marquis Ulick Clanricard, eines Sohnes jenes famosen Grafen von Saint-Alban, Richard de Burgho, der im Jahre 1635 als Gouverneur der Grafschaft Gallway, auf seinem Stammschloß Sommer-Hill gestorben war. Viscount Edgar, ein äußerst einsylbiger, ungemein trockener und höchst langweiliger Aristokrat, hatte, trotz seiner Häßlichkeit, für manche Dame großen Reiz, weil er, einer der reichsten Erben Englands, des Rufes genoß, der großartigste Verschwender zu sein. Ein platonischer Verehrer des schönen Geschlechts, schwärmte er für jede Frau, die, verführt vom Zauber seines Reichthums, sich herab-

ließ, ihm eine freundliche Miene zu zeigen. Noch eingebildeter als auf seinen uralten irisch-englischen Adel war er auf seine kleine, blendendweiße Hand und seinen langen, schmalen Fuß. Jede Frau, die seine Hand und seinen Fuß bewunderte, konnte den zähen Mann wie einen Faden Seide um den Finger wickeln. Das wußten die Damen und machten förmlich Jagd auf ihn. Aber keine von Allen war ihm so gefährlich geworden, wie Mademoiselle Arnould, die besser als jede Andere seiner Eitelkeit zu schmeicheln verstand und ihn ganz und gar bezauberte, als sie seiner Hand das Compliment machte, daß sie »weißer als eine Hostie« sei. Seit jenem Augenblick war er ihr treuester Anbeter.

— **Morning, my dear**, sagte der Viscount, der jeden Freitag mit dem Glockenschlage Zwölf zu kommen und Punkt Zwei zu gehen pflegte.

— **Bon jour, Mylord**, erwiderte Mademoiselle Sophie, die wie gestern wieder an ihrem Pulte saß.

Viscount drückte ein kleines Lorgnon an sein Auge, betrachtete ein Paar Minuten das reizende Négligé seiner Freundin und fragte dann in seiner einsylbigen Manier:

— Schreiben?

— **Yes!** erwiderte die Sängerin mit persiflirender Ruhe.

— Brief?

— **Yes!**

— An?

— An meinen Bankier, Signor Giuseppe Zavarroni . . .

— An den jüdischen Italiener?

— Oder italienischen Juden, ganz wie Sie wollen . . . Was kümmert's mich, ob dieser Mann Jude oder Christ, Heide oder

Muselmann ist? Habe ich Sie je gefragt, Mylord, ob Sie Katholik oder Puritaner sind?

— No!

— Signor Zavarroni ist ein sehr liebenswürdiger Mann . . .

— Liebenswürdig?

— Yes, Mylord, sehr liebenswürdig, freundlich und zuvorkommend, ein Cavalier, für den jeder meiner Winke ein Befehl ist, ein Mann, der mir noch nie Etwas abgeschlagen hat. Heute sehe ich mich gezwungen, seine Freundschaft für mich auf eine neue Probe zu setzen. Ich brauche . . .

— Geld?

— Errathen . . .

— Wie viel?

— Eine Bagatelle für meinen jüdischen Crösus . . . zehntausend Livres . . . mehr nicht . . .

— Goddam!

— Sie erschrecken?

— No!

— Was denn?

— Ich bin wüthend . . .

— Auf wen?

— Auf Sie . . .

— Und warum?

— Weil Sie an den Hebräer schreiben . . .

— Mylord, nennen Sie mir einen Zweiten, den ich mit einer Bitte dieser Art belästigen dürfte?

— Clanricard!

— Mylord, Sie beschämen mich . . .

— Yes!

— Bedenken Sie, Viscount, daß ich Ihnen keine Sicherheit bieten kann . . .

— Sicherheit? Goddam! Bin ich Jude? Sie wissen, my dear, daß ich Liebesbriefe und Haarlocken, Handschuhe und Strumpfbänder geschichtlich berühmter Frauen sammle. Vor drei Tagen habe ich für zwei Zeilen von Agnes Sorel tausend, und für eine Haarlocke der Herzogin von La Vallière fünftausend Livres bezahlt. Das Doppelte, my dear, zahle ich Ihnen, wenn Sie mir eines Ihrer Strumpfbänder schenken.

— Sie scherzen . . .

— Niemals!

— Zehntausend Livres für ein armseliges Strumpfband . . .

— Das Sie getragen haben . . .

— Eh bien, Mylord, eine Freundschaft ist der andern werth, sagte Mademoiselle Arnould, nahm den Stuhl, worauf sie saß und setzte einen ihrer Füße darauf. Um hinter Ihrer Großmuth nicht zurückzubleiben, gestatte ich Ihnen, das Strumpfband, das ich trage, selbst zu nehmen . . .

— Goddam!

— Sie zögern? Bravo, Mylord. Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen! sagte sie, kehrte sich um, löste selbst ihr Strumpfband und überreichte es ihm mit Eduards III. Worten: »Honny soit qui mal y pense.« *)

---

*) Als die Gräfin von Salisbury, Geliebte Eduards III. von England, auf einem Hofball beim Tanzen ihr Strumpfband verlor, hob es der König auf und überreichte es ihr mit jenen Worten, welche seitdem die Devise des Hosenbandordens ist.

— Merci, erwiderte der Viscount und drückte das Strumpfband an seine Lippen. Leben Sie wohl.

— Sie gehen?

— Um das Geld zu holen . . .

— Bleiben Sie, das hat bis heute Abend Zeit, sagte Sophie und öffnete das Klavier. Sie lieben Musik und Gesang. Ich will Ihnen eins der neuen Lieder singen, die mir Egidio Duni *) gewidmet hat.

Nach einem kurzen Vorspiel begann sie das Lied:

Ein Stern, den zum Vertrauten
Ich einst mir auserwählt,
Hat tückisch das verrathen,
Was treu ich ihm erzählt.

Der Stern, der hat's dem Monde,
Der Mond der Sonn' gesagt,
Die Sonne hat's der Erde,
Die Erd' dem Meer geklagt.

Das Meer, das hat's dem Winde,
Der Wind dem Wald geklagt,
Der Wald hat es dem Berge,
Der Berg dem Thal gesagt.

Der Baum, der Bach, die Wiese
Hat sich hinzugesellt,

*) Geboren 1709 bei Otranto im Neapolitanischen, gestorben am 11. Juni 1775 zu Paris, Componist der Opern „la fille mal gardée", „l'île de fous", „le peintre amoureux" und „le chasseur et la laitière". Letztere in Deutschland unter dem Namen „das Milchmädchen" bekannt.

Drum weiß mein süß Geheimniß
Jetzt schon die ganze Welt.

Der Viscount, der dem Gesange seiner Freundin andächtig zugehört und nach jeder Strophe das theuer erkaufte Strumpfband mit platonischer Inbrunst an den Mund gepreßt hatte, löste sich nun in lauter Bravo's auf und applaudirte besser als mancher bezahlte Claqueur.

— Very beautiful! rief er aus. Und der Text?

— Ist von mir, Mylord.

— Goddam! Sie dichten . . .

— Zuweilen, erwiderte die Sängerin, einzelne Accorde anschlagend. Nichts leichter als das: man reimt auf coeur — douleur, auf cour — amour, auf charmes — larmes und hat ein Lied, man weiß oft selbst nicht, wie? gemacht.

— Yes, sagte Mylord und bat Sophien, Duni's Romanze zu wiederholen.

Sie that's.

XIV.

Sonnabend . . .

Friedrich Melchior Grimm *), der Sohn armer Eltern, hatte frühzeitig große Anlagen zur Literatur entwickelt und schon im

*) Geboren am 26. April 1723 zu Regensburg.

achtzehnten Jahre, bei seinem Abgange vom Gymnasium, ein Trauerspiel »Banise« verfaßt, das aber — ein sehr unreifes Erstlingsprodukt — früh genug dem Strome wohlverdienter Vergessenheit anheimgefallen war. Acht Jahre später hatte er, als Mentor, den jungen Grafen von Schönberg nach Leipzig begleitet und war ihm von dort nach Paris gefolgt. Hier hatten seine musikalischen Kenntnisse ihn mit dem »Genfer Philosophen«, dem berühmten Jean Jacques Rousseau, in Verbindung gebracht. Durch Rousseau der ganzen »Coterie holbachique« empfohlen, bei Diderot, d'Alembert, Helvétius, Baron Holbach und Frau von Epinay eingeführt, hatte sich der deutsche Gelehrte im Umgange mit diesen Schöngeistern sehr bald den französischen Geist und den feinsten Gesellschaftston angeeignet und, nachdem er Secretär des Grafen von Friesen geworden war, Zutritt in die Kreise der haute-volée erlangt. Klug genug, um einzusehen, daß man in Frankreich am sichersten und schnellsten sein Ziel erreicht, wenn man des Schutzes der Frauen genießt, hatte er in dieser neuen Atmosphäre alle Mittel aufgeboten, sich das Wohlgefallen dieser mächtigen Feen zu erwerben und aus eben diesem Grunde auf sein Aeußeres so viel Sorgfalt gelegt, daß seine Freunde ihm den Scherznamen »tyran le Blanc« beigelegt hatten, weil er, bei all seiner gesellschaftlichen Geschmeidigkeit, von sehr hartnäckigem Charakter war und die etwas unreine Hautfarbe seines Gesichts durch Bleiweiß zu cachiren suchte. — Nach dem Tode des Grafen von Friesen war er — der passe-par-tout der Frauengunst — Geheimsecretär des Herzogs von Orleans und — auf Diderots Empfehlung — Correspondent der Herzogin von Gotha geworden, der er über die neue-

sten Erscheinungen der französischen Literatur ausführlichen Bericht erstatten mußte. [1])

Herr Grimm, dieser Deutsch-Franzose, dem bei all seinem Geiste doch noch einzelne Spuren heimathlicher Schwerfälligkeit anklebten, war, wie wir schon früher flüchtig erwähnt hatten, von der langweiligen Manie beseelt, mit nimmerrastendem Eifer die Grabschriften der berühmtesten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zu sammeln, um sie später unter dem Titel »Poesie der Leichensteine« ans Licht treten zu lassen. Man irrt, wenn man glaubt, daß diese Epitaphomanie vor ihm noch nicht dagewesen sei. Schon viel früher hatten P. A. Canonherius [2]) und F. Swertius [3]), O. Aicher [4]) und R. P. Philipp [5]) alte und neue, ernste und komische Grabschriften gesammelt und herausgegeben [6]). Und wie

---

1) Diese literarischen Berichte, die eine vollständige Uebersicht der französischen Literatur von 1753—1790 enthalten, erschienen nach seinem Tode unter dem Titel „Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, Par. 1812—13. 16 Bde. 8. Ein Jahr später ließ Barbier ein „Supplément à la Correspondance“ ans Licht treten.

2) Flores illustrium epitaphiorum praeclarissimarum totius Europae civitatum, Antwerp. 1613. 8.

3) Epitaphia joco-seria, Colon. Agr. 1623. 8. Ein höchst seltenes Buch!

4) Theatrum funebre per varias scenas, epitaphia seria atque jocosa etc, Salisb. 1675. 4. Das Werk erschien unter dem Pseudonamen „Dodo Richea.“

5) Thesaurus epitaphiorum veterum ac recentiorum selectorum, Par. 1686. 8.

6) Nach diesen gab noch P. N. de La Place (anonym) einen „Recueil d'epitaphes serieuses, badines et burlesques,“ Brux. (Par.) 1782. 3 Bde. 8. und J. Bowden ein ähnliches Werk unter dem Titel „The epitaph-wri-

Juan de Yriarte, welcher spanische Sprichwörter sammelte, für jedes neue, das man ihm nachwies, einen Real bezahlte, eben so und mit tausend Freuden bezahlte die deutsche Grabschriften-Biene für jedes neue Epitaphium zwei, ja sogar drei Sous. Diese einzige Verschwendung abgerechnet, war Herr Friedrich Melchior Grimm ein Geizhals erster Klasse.

Daß Herr Grimm all' jene Sammlungen besaß, versteht sich von selbst; aber daß er fast alle Grabschriften, die sich in dieser Sammlung befanden, auswendig wußte, beweist, daß jener arabische Philosoph, welcher die Behauptung aufgestellt, durch das Lesen der Grabschriften setze man sich der Gefahr aus, sein Gedächtniß zu verlieren, etwas eben so Unwahres als Albernes behauptet habe. Unser Freund, der das vollständige Wörterbuch aller ihm bekannten Grabschriften war, hatte das impertinenteste Gedächtniß.

— — — — — — — — — — — — — —

— Gratuliren Sie mir, liebe Freundin, sagte Herr Grimm zu Mademoiselle Arnould, die wieder am Klaviere saß. Der gestrige Tag war einer der glücklichsten meines Lebens . . .

— Haben Sie eine Quinterne gewonnen?

— Leider nicht, doch habe ich — denken Sie sich, theure Freundin — 8, wiederhole acht nagelneue Grabschriften aufgegabelt!

— Glücklichster aller Sterblichen! erwiderte Mademoiselle Sophie mit einem leisen Anfluge von Ironie.

— Die heiterste von allen Grabschriften, die Jemand auf sich

---

ter, consisting of upwards of 600 original epitaphs, moral, admonitory, humourous and satirical, with an essay of epitaph-writing“, Lond. 1791, 2 Bde. 8. heraus.

selbst gedichtet hat, ist die des Herrn Gallet, der als Gewürzkrämer ein ganz ausgezeichneter Chansonnier, und als Liederdichter ein ganz vortrefflicher Epicier gewesen ist. Sein Epitaph, wofür ich ausnahmsweise 5, sage fünf Sous bezahlt habe, lautet:

»Ci gît le chansonnier Gallet,
Mort en achevant un couplet.«

— Eh bien, reizende Polyhymnia, was sagen Sie zu dieser Grabschrift?

— Vergessen wir über die Todten nicht die Lebenden. Heute vor acht Tagen, als Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenkten, weihten Sie mich in die Lage Ihres armen Freundes ein. Bei der Schilderung seiner drückenden Noth stahlen sich Thränen aus meinem Auge, Thränen, die Mancher, der mich nur oberflächlich kennt und mich für einen Ausbund von Leichtsinn hält, für geschminkt gehalten haben mag, und dennoch, mein Herr, waren dies vielleicht die ernstesten Thränen, welche ich bis jetzt vergossen habe ...

— Beweis, daß in dieser reizendschönen Muschel auch eine reizendschöne Perle wohnt! — Unter allen Tugenden, die das Herz der Frauen zieren, giebt's keine schönere als Mitleid. Mitleid ist die Quintessenz aller Tugenden . . .

— Vor acht Tagen war es mir nicht möglich, Ihrem Freunde Hilfe zu leisten. Heute, heute — beneiden Sie mich, theurer Freund — bin ich so glücklich, einen kleinen Theil des großen Unrechts gut zu machen, das ganz Frankreich diesem großen Geiste zufügt, den es in den Fesseln der drückendsten Armuth langsam verschmachten läßt, ohne sich seiner anzunehmen, ohne ihm den kleinsten Tribut der Anerkennung, das kleinste Zeichen des schuldigen Dankes zu zollen. Hier, lieber Herr, sagte Sophie und holte aus dem weißen

Sammet ihres Busens ein winzigkleines Portefeuille von blauem, goldgestickten Atlas hervor, nehmen Sie vorläufig von mir diese zehntausend Livres für ihn an; doch bitte ich Sie, ihm nicht zu sagen, daß diese kleine Hilfe, dieser winzige Sonnenstrahl, von mir ausgegangen ist; es würde den stolzen Mann und seinen unbeugsamen Charakter beleidigen, erführe er, daß diese kleine Unterstützung, dieser armselige Tropfen von einem Weibe und, ach, noch dazu von einer Schauspielerin herrührt, die nicht würdig ist, den Staub seiner Füße zu küssen. Eilen Sie, ihm diese schwache Hilfe, diesen kurzen Trost zu bringen, aber verschweigen Sie ihm — ich beschwöre Sie — meinen Namen. Besteht er darauf, den Geber dieser dürftigen Gabe zu erfahren, so sagen Sie ihm, Sie selber seien der Geber, und daß Sie sich schämen müßten vor sich selbst, wenn Sie müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelsten Ihrer Freunde blieben. Freund, lieber Freund, wird es Ihr Stolz überwinden können, ihm das zu sagen?

— Ich weiß, was ich jenem Manne schuldig bin und eile, ihm diesen Trost zu bringen, sagte Herr Grimm und entfernte sich.

— Mein Segen begleite Sie, rief sie ihm nach, trocknete zwei große Thränen, die sich aus ihren Augen stahlen, setzte sich dann wieder zum Klaviere nieder und sang mit schmerzbewegter Stimme:

»Que le jour me dure
Passé loin de toi
Toute la nature
N'est plus rien pour moi.

Le plus vert bocage,
Quand tu n'y viens pas,

N'est qu'un lieu sauvage
Pour moi sans appas.«

Die Melodie war von ihr. Und das Gedicht? Vom Genfer Philosophen, Jean Jacques Rousseau.

XV.

Wir begleiten Herrn Grimm, der soeben in einen Fiaker steigt, um sich nach der Rue la Platrière zu begeben.

Dort, in einem altergrauen, zeitmüden, halb versunkenen Hause, im fünften Stockwerke mit der Aussicht nach dem kleinen, engen, finstern Hofe, in einer elenden Dachstube — unter sich einen alten Wucherer, über sich den lieben Gott — wohnte ein Mann, dessen Leben und Treiben, dessen Vorzüge und Fehler, dessen Tugenden und Irrthümer, von Vielen bewundert, von Vielen verlästert, ein Mann, in dem seine Freunde und Anhänger einen der größten Geister, ein unsterbliches Genie, einen Gott, seine Feinde und Verfolger hingegen einen überspannten Narren, einen hochmüthigen Menschenfeind, einen fanatischen Verächter der menschlichen Gesetze, einen frechen Verhöhner des göttlichen Glaubens erblickten; ein Mann, der mitten in diesem Zwiespalte öffentlicher Meinung, ein zweiter Diogenes, ein neuer Timon, zerfallen mit sich und der ganzen Menschheit, in der dunkelsten Zurückgezogenheit, in der dürftigsten Lage mit schlafraubender Nahrungssorge, mit der peinlichsten Noth zu kämpfen hatte, um seinem grollenden

Schicksale die dringendsten Bedürfnisse eines traurigen Daseins abzuringen. Hier, in dieser ärmlichen Mansarde, in die sich nur selten ein heiterer Sonnenstrahl, ein blauseidenes Lächeln des Himmels verirrte, hier hauste der weltbekannte Sohn eines unbekannten Uhrmachers, der Genfer Philosoph und Publicist, Componist und Schriftsteller, der Schöpfer der »nouvelle Héloise« 1), des »Contrat social« 2), des »Emile« 3) und einer Unzahl anderer philosophischer Schriften und Abhandlungen, durch die er, bald hier, bald dort, die Verfolgungen des Clerus und Parlaments sich zugezogen hatte; hier lebte, hier verkümmerte der edle Märtyrer, dessen Werke auf offenem Markte durch Henkershand verbrannt, der große, schwerverkannte Denker, der von Land zu Land, von Stadt zu Stadt geflohen war, ohne ein Asyl zu finden, wo er sorgenfrei sein lebensmüdes Haupt niederlegen und ungefährdet ausruhen

---

1) Die erste vollständige Ausgabe dieses berühmten Romans erschien Par. 1761. 4 Bde. 12. Die erste deutsche Uebersetzung, von K. F. Kramer, Berl. 1785. 4 Bde. 8.

2) Erste Auflage, Amst. 1762. 12. (Deutsch, Düsseld. 1800. 8. Die neueste Uebersetzung ist von A. Marx, Leipz. 1843.) Eine der interessantesten französischen Ausgaben ist die von Lausanne, 1797. 12., wegen der Dedication an Napoleon Bonaparte. Sie lautet: „Citoyen général. J'ai quelque pressentiment, dit Jean Jacques Rousseau, dans son deuxième livre du Contrat social, qu'un jour la petite île de Corse étonnera l'Europe!“ — L'Europe demande aujourd'hui, citoyen général, quel est le lieu de votre naissance? — La Renommée répond à l'Europe: c'est l'île de Corse. — Je suis, citoyen général, l'un de vos admirateurs, Jean Mourer, libraire.

3) Die erste Auflage dieses Werkes, das er auf dem Landgute der Frau von Epinay, in der Eremitage von Montmorency geschrieben hat, erschien Amsterd. 1762, 4 Bde. 12. und, von K. F. Kramer ins Deutsche übersetzt, Braunschw. 1789. 4 Bde. 8.

durfte vom blinden Hasse engherziger Menschen, die, zu beschränkt, um die hohe Weisheit und Wahrheit seiner für das Wohl der ganzen Menschheit begeisterten Ideen zu erfassen, ihn für einen gefährlichen Feind der bestehenden Ordnung, für einen schamlosen Gotteslägugner und frechen Unruhstifter erklärten; hier lebte und verschmachtete der ehemals glückliche Einsiedler von Montmorency, der eigensinnige, hartnäckige, unbeugsame »Bär« seiner einstmaligen Beschützerin, der liebenswürdigen Frau von Epinay; hier wohnte Jean Jacques Rousseau [4]) mit Marie Therese Levasseur [5]), einer ehemaligen Dienstmagd, mit der er sechsundzwanzig Jahre vorher in wilder Ehe gelebt und fünf Kinder gezeugt, die er gleich nach ihrer Geburt ins Findelhaus geschickt hatte, weil er zu arm gewesen war, um sie ernähren zu können; hier lebte einer der größten Männer Europa's mit einem rohen, ungebildeten Geschöpfe, das, entkleidet aller geistigen und körperlichen Reize, welche die Sinne zu bestechen und das Herz zu fesseln vermögen, bei ihrer Häßlichkeit auch noch so beschränkten Geistes war, daß sie weder lesen noch schreiben konnte, ja nicht einmal die Zahlen kannte, aber trotz ihrer Reizlosigkeit, trotz ihrer Unwissenheit, ihren Ehesklaven mit fast unerklärlicher Gewalt beherrschte. Sie war das einzige Wesen, das diesen starren, unbeugsamen Charakter, dieses kindlichschwache, empfindsame Gemüth, das von der kleinsten Kränkung, die ihm widerfuhr, sich in seinem tiefinnersten Innern tödtlich ver-

4) Geboren am 28. Juni 1712 zu Genf.

5) Therese Marie Levasseur, geb. am 21. September 1721 zu Orleans, war vierundzwanzig Jahre, als Rousseau (1745) in einem kleinen Hotel garni in der Rue des Cordiers ihre Bekanntschaft gemacht, und fünfzig Jahre alt, als er (1769) die alte Grisette zu seiner Frau erhoben hatte.

letzt fühlte, dessen echt republikanischer Geist, der nicht die leiseste Fessel ertrug und jedes Glück, das sich ihm darbot, dem Glück der vollkommen freien Unabhängigkeit zum Opfer brachte, Therese, wiederholen wir, war das einzige Geschöpf, von dem er sich mit rührender Lammsgeduld leiten und lenken und Alles, ja sogar Vorwürfe, gefallen ließ, die einzige Person, in deren Hand dieser Charakter von zähem Stahl, dieser Geist von unbeugsamem Erz geschmeidiger als Wachs, elastischer als Gummi war.

Fragt man uns, durch welchen Talisman diese rohe, ungebildete Frau, diese Fee in Holzschuhen, eine so unumschränkte Herrschaft über den Willen dieses großen, starken Geist errungen hatte, so wissen wir als Grund dieses Zaubers keine andere Macht als die der Gewohnheit anzugeben. Zwei Menschen, die ohne priesterlichen Zwang eine so lange Reihe von Jahren ihre Schicksale aneinander gekettet und in einem Zeitraume von sechsundzwanzig Jahren Freuden und Leiden, nicht pflichtschuldig wie Mann und Weib, sondern freiwillig wie zwei Pilger, welche dieselbe Straße ziehen, getheilt haben, schmelzen allmälig mehr und mehr ineinander und werden endlich nur ein Wesen, ein Gedanke.

Jean Jacques liebte Marie Therese, weil er sich in mehr als einer Lage des Lebens überzeugt hatte, daß sie die einzige Person auf Gottes Erde sei, die es aufrichtig und ehrlich mit ihm meine, die ihm weder aus Eigennutz — denn es gab ja Zeiten, wo er ärmer als der ärmste Bettler war — noch aus Eitelkeit oder Ruhmsucht — sie begriff ja seine geistige Größe nicht — sondern einzig und allein aus dem tiefeingewurzelten Naturtrieb der Liebe, einer Chrysalide, aus der sich, ihrer selbst unbewußt, allmälig die Psycheflügel inniger Freundschaft entfaltet hatten, zugethan war. Aber trotz

dieser Freundschaft quälte sie den armen, ohnehin geplagten Mann, leider nur zu oft, durch üble Laune und brutale Eifersucht. Und dennoch besaß Therese bei all' ihrer Rohheit so viel Zartsinn, einzusehen, wann sie ihrem Freunde weh gethan, wann sie ihn unverdient gekränkt hatte. Dann konnte sie stundenlang die schmerzlichsten Thränen aufrichtiger Reue vergießen, sich ihm zu Füßen werfen und ihn mit Worten, die der Schmerz ihr eingab, dergestalt um Verzeihung anflehen, daß selbst ein Herz von Stein, gerührt vom Zauber ihrer glühendheißen Thränen, ihr verziehen hätte, um so eher, da sie bei allen Fehlern auch manchen Vorzug vor tausend anderen Frauen besaß.

Therese war ein Musterbild der treuesten Treue, der rührendsten Anhänglichkeit, ein pudeltreues Geschöpf, das seinen Herrn, wenn er krank war, mit der ängstlichsten Sorge bewachte und kein Auge von ihm ließ und ihm Trost zusprach, wenn er verzweifelte. An Jean Jacques Krankenlager war die rohe, unschöne Therese ein holder Engel, dessen Irisschwingen Balsam in seine schmerzzernagte Seele träufelten. Und dankbar, wie Rousseau war, vergaß der Gesunde nie, welche süße Pflege sie dem Kranken hatte angedeihen lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

— Was fehlt Dir, Jean Jacques, fragte Therese, als sie ihren Gatten, der an seinem Arbeitstische saß, lang und schwer aufseufzen hörte.

— Ich verzweifle . . .

— Schon wieder? fragte sie ziemlich unsanft. Doch warum, weshalb?

— Weil es mir an Lust zur Arbeit fehlt . . .

— Jean Jacques, fragte sie in einem Tone, in dem sich eine Thräne brach, bist Du krank?

— Das nicht . . . aber, was schlimmer als krank ist, verdrießlich, arbeitsscheu und lebensmüd . . .

— Lebensmüd? Willst Du sterben?

— Ach wie gern!

— Jean Jacques, sei ein Mann, raffe all' Deinen Muth zusammen und zeige dem Schicksal, daß Du stark genug bist, ihm zu trotzen . . .

— Ach, Therese, ich habe ausgetrotzt. Die Kraft meines Geistes, von der bleiernen Last der Sorgen gelähmt, läßt ihre Flügel sinken . . . vergebens bemühe ich mich, sie zu neuem Aufschwung anzuregen . . . Kraft und Muth sind mir gebrochen . . . ich bin verloren . . .

— Jean Jacques, blicke voll Vertrauen zum Himmel empor . . . der alte Gott wird uns helfen . . .

— Der alte Gott? wiederholte Rousseau, um dessen Lippen ein bitteres Lächeln zuckte.

— Hat der Himmel uns nicht schon oft genug geholfen?

— **Aide-toi et le ciel t'aidera**, erwiderte Jean Jacques und ließ ungläubig den Kopf sinken.

— Nun gut, wenn Du kein Vertrauen zu Dem dort oben hast, so helfe Dir selbst, so gut Du kannst . . .

— Aber wie und auf welche Weise?

— Unter uns wohnt ein alter Wucherer, welcher Geld auf Pfänder leiht . . .

— Ich habe nichts mehr . . .

— Aber ich, Jean Jacques, ich habe noch ein Pfand, ein dia-

mantenes Kreuz, welches Du mir einst, vor acht Jahren, von dem Gelde gekauft, das Du von Michel Rey, dem Amsterdamer Buchhändler, für einen neuen Abdruck Deines »Emile« erhalten hattest, ein theures Andenken aus schöner Zeit, ein Geschenk der Liebe, das ich nur ein Mal im Jahre, an Deinem Geburtstage, trage . . .

Therese, gute Therese, wie doch die Leute, die Dich nicht kennen, Dir Unrecht thun, wenn sie Dich roh und böse nennen . . . Du bist ein gutes, braves Weib . . .

— Ist das nicht Pflicht und Schuldigkeit? . . . Hier ist das Kreuz . . . Nimm, nimm und schaffe Dir Geld dafür . . .

— Behalte es . . . ich brauche nichts . . .

— Jean Jacques, der Tag rückt heran, an dem Du die Schuld von dreitausend Livres, für die Du Dich verbürgt hast, bezahlen oder ins Gefängniß wandern mußt . . . Jean Jacques, nimm Dein Geschenk zurück, nimm Alles, was ich habe, und helfe Dir.

— Sei unbesorgt, Therese, Du hast mich ja an den alten Gott angewiesen und mir gesagt, daß er uns helfen wird.

— Er wird's, er wird's, rief sie und schlug einen gläubigen Blick zum Himmel auf. — Woran arbeitest Du jetzt? fragte sie nach kurzer Pause, um dem peinlichen Gespräche eine andere Richtung zu geben.

— Ich arbeite an meinen »Bekenntnissen«.

— Und bis wie weit bist Du damit vorgeschritten?

— Bis zu jener Zeit, in der ich meine Oper »le devin de village« geschrieben und in Musik gesetzt . . . das waren noch schöne, glückliche Zeiten . . .

— Damals warst Du frei und ledig und hattest noch nicht für mich mitzusorgen . . .

— Damals, Therese, war ich achtzehn Jahr jünger und besaß noch Kraft und Lebensmuth . . .

— Doch seit dem Tage, an dem Du mich kennen gelernt, schwand Dein Glück, Deine Freiheit . . . seit jenem Augenblick bist Du gefesselt an ein armes, ungebildetes Weib, das nichts, gar nichts besitzt . . .

— Therese, hab' ich Dir jemals Vorwürfe gemacht?

— Nein, nein, das hast Du nie gethan. Wie kann ich auch so albern sein, zu klagen, daß ich nichts besitze; ich lüge, ich versündige mich. Besitz' ich doch einen Schatz, um den manche reiche, vornehme Frau mich arme Magd beneiden mag, besitz' ich doch Deine Liebe, Deine Freundschaft . . .

— Für alle Zeiten!

— O wie Du mich durch dies Gelübde glücklich machst! Siehst Du, Jean Jacques, ich kann die Opfer, die Du mir gebracht, Dir nie vergelten; aber Gott, der alte Gott, wird es thun, er wird Dich segnen und Dir helfen . . .

— Hoffnung, antwortete der kalte Zweifler, ist ein perfides Weib, das uns in süße Träume wiegt und uns dann erst weckt, wann uns das Wasser bis am Halse steht. Hoffnung ist das Narrenseil, auf dem das gläubige Gemüth bis zum Himmel emporklettert, dann hinunterstürzt und mit der Nase in den Schmutz fällt . . . L'espoir est le dessert des pauvres.

— Vertraue auf Gott! Wenn die Noth am größten, ist seine Hilfe am nächsten!

In demselben Augenblick vernahmen Beide ein Klopfen an der Thür. Rousseau, in dumpfes Hinbrüten versunken, überhörte

es; Therese aber küßte das diamantene Kreuz und rief, von froher Ahnung durchrieselt:

— Herein! Herein!

XVI.

Der Eintretende war Friedrich Melchior Grimm.

— Guten Tag, mein lieber Freund, guten Tag, Madame.

— Willkommen, Herr Grimm, sagte Therese, indem sie dem Freunde ihres Mannes einen Stuhl anbot.

— Wir haben schon lange das Vergnügen entbehrt, Sie bei uns zu sehen, fügte Rousseau mit schneidender Kälte hinzu.

— Abhaltungen und dringende Geschäfte aller Art haben mir keinen Augenblick Zeit gelassen, Ihnen einen Besuch abzustatten ...

— Es gab eine Zeit, lieber Grimm, wo wir uns fast täglich sahen . . .

— Ich zähle diese Tage zu den schönsten meines Lebens und werde nie vergessen, was ich Ihnen zu danken habe. In dem Umgange mit Ihnen sammelte ich in einem Jahre mehr Kenntnisse und Erfahrungen, als daheim in zehn Jahren. Sie nahmen mich in Ihrem Hause mit dem freundlichsten Wohlwollen auf, unterstützten mich mit treuem Rathe, empfahlen mich Ihren Freunden und verschafften mir Zutritt in alle Kreise der Literatur und Gesellschaft. Theurer Jean Jacques, fuhr er fort und erfaßte Rousseau's Hand, das, was ich bin, verdanke ich Ihnen . . .

— Die deutsche Nation, mein Herr, sprach Therese hinein, scheint dankbarer als die französische zu sein . . .

— Sie sind ungerecht gegen Ihre Landsleute. Seien Sie überzeugt, Madame, daß es gewiß eben so viele dankbare Franzosen als undankbare Deutsche giebt. Nun aber, lieber Freund, habe ich ein Wort mit Ihnen allein zu reden . . .

— Therese, sagte Rousseau mit bittendem Tone.

— Ich gehe schon! rief sie auffallend unwirsch.

— Zürnen Sie mir darum nicht, Madame. Es giebt Dinge, die sich unter vier Augen viel leichter besprechen lassen, als in Gegenwart eines Zeugen.

Therese verfügte sich ins kleine Nebenzimmer.

— Nun, was haben Sie mir mitzutheilen?

— Vor zwölf Tagen, als ich Sie zum letzten Male im Café de la Régence fand und Ihnen eine Partie Schach anbot, gestanden Sie mir, daß Sie keine Lust dazu verspürten. Ihre ernsten Züge, in denen sich alle Merkmale finstern Grames abspiegelten, gaben Ihrem Freunde ein wohlbegründetes Recht, Sie zu fragen, was Ihnen fehle? Sie schwiegen und seufzten tief auf; ich aber drang so lange in Sie, bis Sie mir einen Beweis Ihres Vertrauens schenkten und mir die ganze Größe Ihres Kummers, Ihrer Sorgen offenbarten. O Freund, hätten Sie ahnen können, wie an jenem Tage mir das Herz geblutet, weil ich außer Stand gewesen war, Ihnen Hilfe zu leisten, wenn Sie gewußt hätten, wie ich Ihre Sorge zu der meinigen gemacht und Alles aufgeboten hatte, Ihnen, oder richtiger gesagt, mir Hilfe zu verschaffen, so würden Sie das Mißtrauen, das Sie gegen alle Menschen hegen, nicht so weit ausdehnen, daß Sie auch mich, den wärmsten Ihrer Verehrer, den

dankbarsten Ihrer Freunde, für selbstsüchtig, kalt und abgestumpft für fremdes Leid erklären.

— Sie machen mir einen Vorwurf, den ich Ihnen gegenüber wahrlich nicht verdiene. Sie habe ich stets für gut gehalten...

— Ist das wirklich so, dann haben Sie sich nicht getäuscht. Doch nun zur Sache, theurer Freund. Sie haben in einigen Tagen eine Schuld von dreitausend Livres zu bezahlen . . . Hier, Jean Jacques, sind zehntausend, sagte Grimm und überreichte ihm das blaue Brieftäschelchen.

— Zehntausend Livres, sagen Sie? Ich traue meinen Ohren, ich traue meinen Augen kaum. Welche Wünschelruthe oder Fee hat Sie in den Besitz dieser Summe gesetzt?

— Fragen Sie mich nicht . . .

— Grimm, ich muß es wissen . . . Kommt diese Hilfe von Ihnen oder von Andern?

— Von mir, mein Freund . . .

— Haben Sie eine reiche Erbschaft gemacht? Haben Sie Geld im Lotto gewonnen?

— Keines von Beiden . . .

— Wie also kommen Sie zu diesem Ueberfluß?

— Sie dringen in mich. Gut, so erfahren Sie denn, daß die Herzogin von Gotha für die literarischen Berichte, die ich ihr regelmäßig einsenden muß, mir gestern durch den sächsischen Geschäftsträger zwanzigtausend Livres geschenkt hat. Jetzt, da ich im Besitze dieser Summe bin, müßte ich mich vor mir selber schämen, wenn ich müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelsten meiner Freunde bliebe. Erlauben Sie, Jean Jacques, daß ich meinen Reichthum brüderlich mit Ihnen theile..

— Grimm, reden Sie die Wahrheit? Haben Sie dies Geld wirklich von der Herzogin erhalten?

— Ewiger Zweifler, ja, ja!

— Gut, dann nehme ich es an, doch, wie sich dies von selbst versteht, nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehen, das ich Ihnen — nehmen Sie mein Ehrenwort als Bürgschaft an — vielleicht früher, als Sie vermuthen, zurückzahlen werde.

— Abgemacht, sagte Grimm, ihm die Hand reichend. Nun aber, lieber Freund, muß ich Sie verlassen, denn ich habe noch einige wichtige Briefschaften für den Herzog von Orleans abzufertigen. Wann finde ich Sie im Café de la Régence?

— Morgen gegen Abend ...

— Ich komme, sagte Grimm und ging.

— Therese! rief Rousseau.

— Was willst Du? fragte sie mit verweinten Augen.

— Du hast geweint? Wer hat Dich gekränkt?

— Dein deutscher Freund ...

— Kindisches Weib, wodurch?

— Du kannst noch fragen? Giebt's ein Geheimniß, das Deine Frau nicht wissen darf? Der stolze Mann hält mich noch immer für Deine Magd ...

— Du thust ihm Unrecht ... er ist ein treuer, braver Freund. Trockne Deine Thränen, Therese, und freue Dich mit mir ...

— Freuen? Sprich, Jean Jacques, worüber soll Dein gekränktes Weib sich freuen?

— Der Himmel hat Deine Anweisung acceptirt ... Hier liebe Freundin, sind zehntausend Livres ...

— Du scherzest ...

— Ueberzeuge Dich, sagte Rousseau und reichte ihr das Brieftäschchen.

Therese öffnete es, erblickte die Banknoten, warf sich an den Hals ihres Freundes und fragte unter Schluchzen und Thränen:

— Nun, kalter Zweifler, giebt's einen Gott?

Rousseau senkte das Haupt und schwieg.

XVII.

An dem Tage, an dem jene Schuld fällig war, für deren Zahlung der »Genfer Diogenes« sich mit seinem Ehrenworte verbürgt hatte, begab sich Jean Jacques gegen zehn Uhr Morgens nach der **Rue Dauphine** zum Schuldschein-Inhaber, der — zufällig einer der sieben Anbeter der Mademoiselle Arnould — der ci-devant jüdische Bankier Giuseppe Zavarroni war.

Im Vorzimmer fragte ein dienstbarer Geist in ziemlich patzigem Tone nach dem Namen des Fremden.

— Den braucht Ihr nicht zu wissen, erklärte ihm unser Timon. Sagt Eurem Herrn, es wünsche ihn Jemand zu sprechen, der ihm Geld bringe.

— Das genügt, sagte der scharlachrothe Cerberus und beeilte sich, ihn augenblicklich anzumelden.

Zavarroni, in einem türkischen Schlafrock, mit einem Fez auf dem Kopfe, einer Feder hinterm Ohre und einer langen Tabakpfeife im Munde, saß an seinem Schreibpulte, beschäftigt mit der

zehnten Durchsicht des elften Buches seiner »Physiologie der Geige.«

— Gnädiger Herr, flüsterte der eintretende Diener.

Zavarroni ließ sich nicht stören.

— Herr Baron, Herr Baron, rief der Scharlachrothe mit gesteigertem Tone.

— Was giebt's? Was giebt's?

— Ein Fremder, welcher Geld bringt, bittet um die Ehre...

— Zum fünften Male gestört! Giebt's ein geplagteres Geschäft als einen Millionär? Geh, laß ihn eintreten ...

Einen Augenblick später trat Rousseau ein.

— Ah, Sie sind's? rief der Bankier, eine dicke Rauchwolke ihm entgegenblasend. Willkommen, Herr von Rousseau ...

— Mein Herr, entgegnete der stolze Republikaner, Jean Jacques Rousseau hat die Ehre, bürgerlicher Abkunft zu sein ...

— Nicht die Abkunft, der Geist, der Geist adelt die Menschen. Nehmen Sie Platz, Herr von Rousseau. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?

— Ich bringe Ihnen Geld ...

— Geld? wiederholte Zavarroni und that, ganz verwundert, ein paar rasche, starke, laute Züge, damit das Feuer seiner Pfeife nicht verlösche. Sind Sie mir was schuldig?

— Ich habe für einen meiner Genfer Freunde, der unterdessen gestorben ist, Bürgschaft geleistet ...

— Bürgschaft? fragte der Italiener, der nichts davon zu wissen schien.

— Für dreitausend Livres.

— Ah, nun erinnere ich mich ... Wer Teufel kann all' diese

Lappalien im Kopf behalten! . . . Und der Schein, den Sie ausgestellt . . .

— Ist heute fällig . . .

— Gott, wie pünktlich! Ich für meinen Theil, Herr von Rousseau, hätte diese Bagatelle rein vergessen . . . ich bitte, setzen Sie sich . . . haben Sie schon gefrühstückt?

— Nein, mein Herr.

— Nun, desto eher werden Sie mir die Ehre erweisen, mit mir ein paar frische Austern zu essen und ein feines Glas Rheinwein, Johannisberger, première qualité, zu trinken . . .

— Meine Minuten sind gezählt . . . ich habe keinen Augenblick Zeit und muß gleich wieder fort . . .

— Das thut mir leid, bei Gott, sehr leid.

— Hier, Signor Zavarroni, sagte Rousseau seine Brieftasche öffnend, sind drei Banknoten zu tausend Livres . . .

— Ich begreife nicht, Herr von Rousseau, wie ein Philosoph in Bezahlung seiner Schulden so pünktlich sein kann. Glauben Sie vielleicht, ich sei ein so schmutziger Hund, daß ich Sie wegen dieser Lumperei verklagt oder auch nur gemahnt haben würde?

— Sie hätten wenigstens das Recht dazu gehabt . . .

— Ich liebe das Geld . . . was wahr ist, ist wahr . . . warum aber liebe ich das Geld? Weil es der Grundton, die Dominante des menschlichen Lebens ist. Sagen Sie was Sie wollen; ich bin und bleibe der Meinung, daß ein Mensch ohne Geld eine Musik ohne Harmonie, eine Violine ohne Bogen, ein Instrument ohne Klang ist.

— Geld ist ein verächtliches Metall . . .

— So spricht Jeder, der keins besitzt. Ich aber sage Ihnen,

Herr von Rousseau, daß Geld eine sehr schöne Erfindung, eine höchst achtenswerthe Eigenschaft, ja noch mehr, daß es sogar ein Stück Tugend ist. Was macht die Meisten zu Verbrechern? Die Noth. Noth ist der Anfang aller Laster, Geld die erste Vorbereitung zur Tugend.

Der geldarme Philosoph, zu stolz, um die paradoxen Ansichten des reichen Mannes widerlegend in ihr unhaltbares Nichts zurückzuwerfen, versuchte das peinliche Gespräch in der Mitte abzubrechen.

— Hier, mein Herr, sagte er, sind die dreitausend Livres, die ich Ihnen schulde . . . ich bitte um meinen Schein . . .

— Sogleich will ich ihn suchen, antwortete der Bankier, ging an sein Pult und zog aus einer der vielen Schubladen eine schwarzlederne Brieftasche hervor. Betrachten Sie, Herr von Rousseau, dieses Portefeuille . . . Was steht da auf dem kleinen Stahlplättchen?

— Camino . . .

— Camino heißt, wie Sie wissen werden, der Schornstein. In dieser Brieftasche stecken lauter Wechsel, Schuldscheine und Anweisungen, die ich in den Schornstein geschrieben, d. h., auf deren Bezahlung ich freiwillig Verzicht geleistet habe. Hier, Herr von Rousseau, ist Ihr Papier. Es würde mich kränken, wenn Sie glauben könnten, daß ich fähig gewesen wäre, einen Mann Ihres Namens wegen lumpiger dreitausend Livres jemals zu beunruhigen...

— Nicht jeder Bankier denkt wie Sie . . .

— Geld, wiederhole ich noch einmal, ist die erste Vorbereitung zur Tugend, sagte der getaufte Jude, nahm die drei Banknoten und hielt sie gegen das Licht, um deren Aechtheit zu untersuchen. Gott, was seh ich? rief er plötzlich.

— Sind diese Papiere vielleicht nicht echt? fragte der argwöhnische Menschenfeind, welcher Alles durch schwarze Gläser sah.

— Herr von Rousseau, wo denken Sie hin? Ich wünsche Ihnen tausend Stück solcher Banknoten, um Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Geld kein »elender Mammon«, kein »verächtliches Metall« ist.

— Warum aber erschraken Sie bei der Prüfung dieser Papiere?

— Weil alle drei Noten, womit Sie mich heute bezahlen, sich noch Freitag früh in meiner Hand befanden . . .

— Und an welchem Merkmale glauben Sie diese Papiere erkannt zu haben . . .

— An den Nummern, die ich mir von allen Papieren, welche durch meine Hände gehen, notire . . . Sind Sie böse, Herr von Rousseau, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, von wem Sie diese Banknoten empfangen haben?

— Sie sind ein Darlehen meines Freundes Grimm . . .

— Kennen Sie Mademoiselle Arnould?

— Nur dem Namen nach. Wie aber kommen Sie auf diese Frage?

— Durch Herrn Grimm, der zu den Glücklichen gehört, die bei ihr freien Zutritt haben. Anch'io sono pittore! setzte er mit echt orientalischem Stolze hinzu; auch ich, Herr von Rousseau, gehöre zur Zahl ihrer Hausfreunde. Es giebt viel schöne Frauen in Paris, aber, bei Gott, kein zweites Geschöpf, das so reizend wie Sophie Arnould ist. Jeder Zoll ein Engel! rief der begeisterte Italiener und küßte die Fingerspitzen seiner Hand.

— Ich habe so viel von ihr gehört, daß es seit langer Zeit

einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen . . .

— Ich will Sie einführen, Herr von Rousseau. Ein so geistreiches Wesen, wie Sophie, wird mir Dank wissen, daß ich sie mit dem Dichter der »Nouvelle Héloise« bekannt mache . . .

— Und wann wollen Sie mich bei ihr einführen?

— Nächsten Donnerstag . . . . an diesem Tage gehört sie mir, ganz mir . . .

— Darf ich Sie abholen?

— Punkt Zehn! Abgemacht, Sela! Apropos, Herr von Rousseau, spielen Sie Violine?

— Nein, mein Herr . . .

— Schade! Ich hätte Sie, weiß Gott, dann noch einmal so lieb, denn, sehen Sie, ich schwärme für Alles, was die Geige spielt. Auch ich spiele, Herr von Rousseau, und arbeite seit neun Jahren an einer »Physiologie der Geige«. Sie sind Musiker . . . Sie haben ein gediegenes Urtheil . . . . wünschen Sie, daß ich Ihnen ein paar Kapitel daraus vorlesen soll?

— Ein andermal, ein andermal . . .

— Ganz wie Sie wollen; gezwungen wird Niemand; aber wenn Ihnen mein Werk gefällt, und wenn ich's einmal auf meine eigenen Kosten drucken lasse, dann sollen Sie mich kennen lernen; dann dedicire ich's Ihnen . . . bei Gott, keinem Andern als Ihnen.

— Sehr verbunden, sprach Timon-Rousseau und empfahl sich.

— Ein merkwürdiger Mann, sagte der Bankier zu sich selbst. Aermer wie eine Kirchenmaus und — bei Gott — stolzer wie Unser Einer! Und dennoch lieb' ich den Mann!

XVIII.

Die Ehe, behauptet Mademoiselle Arnould, ist eine trübe Wolke, die selbst den schönsten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt.

Der Verlauf unserer kleinen Erzählung wird beweisen, daß dieser Ausspruch eine traurige, unwiderlegbare Wahrheit enthält.

Hortense, Gräfin von Lauraguais, war eine der makellosesten Schönheiten der Faubourg Saint-Germain. Ihre ganze Erscheinung strahlte einen melusinenartigen Zauber aus, der an jene aus Licht und Luft zusammengehauchten Wesen erinnerte, die, in der romantischen Poesie der Troubadours Feen genannt, aus dem azurblauen Schooße ihrer Himmel auf das Erdenrund herniedersteigen, gleich luftigen Schmetterlingen sich auf gebrechlichen Blumenstengeln wiegen und in duftgefüllten Kelchen von einem Tage ohne Nacht, von einem Glück ohne Ende, von der Wonne ewigblühender Liebe träumen. Hortense's Gesicht war eine Blumenlese straußartig aneinander gereihter Poesien; ihre hohe, ruhig ernste Stirn glich einem alabasternen Epos; ihre tiefdunkeln Kornblumenaugen lugten wie zwei geheimnißvolle Zaubermärchen aus den goldenen Aehren ihrer Locken hervor; ihr Mund war ein rosenrothes Schäfergedicht, ihr Hals ein aus Schneeflocken, Marabouts, Lilienblättern und Wellenschaum zusammengefügtes Quatrain; ihr Busen eine keusche, züchtig-verhüllte, hostienweiße Legende. — Ganz Paris fand die

Gräfin entzückend schön; ihr Gemahl war der Einzige, in dessen Augen der Heiligenschein, den diese Feengestalt überall, wo sie sich sehen ließ, ausgoß, nichts Anziehendes besaß. Blasirt, wie er in Allem war, lockte ihn das Pikante weit mehr als das Schöne; ein stacheliges Epigramm reizte ihn mehr als die lieblichste Legende; das kokette Lächeln einer Grisette war ihm lieber, als das ewig wolkenlose, meeresstille, einförmige Lächeln seiner Frau. Seit acht Jahren mit ihr vermählt, war er ihrer Reize bald nach dem Honigmonat, nach den Flitterwochen überdrüßig, und während alle Welt noch jetzt vom Nimbus ihrer Schönheit sich bezaubert fühlte, war er der Einzige, welcher beim Anblick seiner Gattin unwillkührlich gähnen mußte.

— **Elle m'ennuie comme un sermon de Bourdaloue**, sagte sich der Graf und vernachläßigte seine Gemahlin auf wahrhaft empörende Weise.

Die arme Hortense, der es nicht entgangen war, daß Herr von Lauraguais von Jahr zu Jahr gegen sie kälter wurde, hatte sich seit langer Zeit den Verlust seiner Liebe sehr zu Herzen genommen, es aber trotz mancher Kränkung, die er ihr zugefügt, nie gewagt, ihm Vorwürfe zu machen; eines Theils war sie zu gut, andern Theils zu stolz, um sich über die Kälte ihres Gatten zu beklagen. Aber Liebe ist mächtiger als Stolz — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am letzten Sonntage, als der Graf weit später als gewöhnlich, müde und erschöpft, aus den Armen seiner Freundin nach seiner Wohnung heimgekehrt war, fand er Hortense, völlig angekleidet, ganz allein am halberloschenen Kamin sitzen.

— Wie, Hortense, Sie haben sich noch nicht zu Bett begeben?

— Ich habe Sie erwarten wollen . . .

— Warum? weshalb? warf er in gereiztem Tone hin.

— Um Sie zu fragen, Léon, ob Sie aufgelegt sind, mir einen Augenblick Gehör zu schenken . . .

— Jetzt um Ein Uhr Morgens, sagte der Graf, seine Taschenuhr hervorziehend.

— Verzeihung, mein Gemahl, es geht auf Drei; mein Herz aber ist so voll, daß es nicht eher ruhig werden kann, bis Sie mich angehört . . .

— Ich höre, Madame, sprach Herr von Lauraguais und legte seine Uhr ans Ohr, um sich zu überzeugen, ob sie stehen geblieben sei.

— Nehmen Sie Platz an meiner Seite und hören Sie mich ruhig an . . .

— Ganz ruhig, erwiderte der Graf, setzte sich zu ihr auf den Sopha, der unfern des Kamines stand, und zog seine Uhr auf.

— Seit langer Zeit, mein Freund, bemerke ich in Ihrem Benehmen gegen mich eine Veränderung, die mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie sprechen oft ganze Tage keine Silbe mit mir, kommen und gehen, ohne Ihre Hortense, die Sie noch heute so warm und innig liebt, als am Tage ihrer Hochzeit, eines Blickes zu würdigen, und sind, wenn ich Ihnen freundlich entgegeneilen und Sie in meine Arme, an mein Herz schließen will, so zurückstoßend kalt, daß das Blut in meinen Adern zu Eis erstarrt und jede Faser, jede Fiber, jeder Nerv meiner Seele in krampfhaft aufgeregtem Schmerze aufschreien und Sie fragen möchte (bei diesen Worten sank sie zu seinen Füßen nieder): Léon, Léon, was hat Hortense, die arme Hortense verbrochen, daß Sie ihr mehr und mehr

den Sonnenglanz Ihrer Liebe entziehen und sie grausam verschmachten lassen?

— Stehen Sie auf, Madame, stehen Sie auf . . .

— Nicht eher, Léon, bis Sie mir den Grund Ihrer Abneigung, die Ursach' Ihres Widerwillens gegen mich eingestehen . . .

— Ich kann Sie nicht knieen sehen, Hortense . . . wollen Sie, daß ich Ihre Fragen beantworten soll, so stehen Sie auf . . .

— Léon, sagte die Gräfin sich erhebend und weinend ihre Hände faltend, was hab' ich gethan, daß Sie die Gluth meiner Gefühle durch kalte Gleichgiltigkeit bestrafen?

— Hören Sie mich an, Madame. Ich achte und schätze in Ihnen das Ideal aller weiblichen Tugenden. Sie sind ein glänzendes Vorbild wahrhaft rührender Treue, ein Muster himmlischer Sanftmuth. In den acht Jahren unserer Ehe haben Sie mir niemals widersprochen . . . jeder meiner Wünsche war Ihnen Befehl . . . jede meiner Launen war Ihnen ein Gesetz, das Sie nie zu überschreiten gewagt . . . nie haben Sie geschmollt, nie gegrollt . . . auf Ihren Lippen ruht, seitdem ich Sie kenne, ein und dasselbe Lächeln . . . Gefall- und Eroberungssucht kennen Sie nur dem Namen nach . . . nie hab' ich eine Frau gesehen, die in Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit so wenig Ansprüche macht als Sie . . . Gräfin Lauraguais hat nur einen Fehler . . .

— Nennen Sie ihn, um überzeugt zu sein, daß ich ihn augenblicklich ablege . . .

— Wollten, könnten Sie das wirklich?

— Ich schwöre! rief Hortense mit freudigem Bewußtsein.

— **Eh bien**, dieser eine Fehler ist der, daß Sie . . . meine Frau sind.

— Himmel, was muß ich hören! rief die Gräfin, niedergeschmettert von dem Hohne dieser Antwort.

— Das, was ich Ihnen soeben gesagt, ist keine Beleidigung. Was können Sie dafür, daß die Ehe, wie jeder andere Besitz, weit minder reizend als die Sehnsucht, das Ringen nach diesem Besitze ist? Wären Sie die Frau eines Andern, ich würde Hab' und Gut, Blut und Leben wagen, um Sie, die Perle Ihres Geschlechts, selbst dem besten meiner Freunde zu entreißen . . . aber die Ehe . . .

— Die Ehe? fragte Hortense mit Angst und Schrecken in jedem ihrer Züge.

— Ist, wie der graue Spötter Montaigne sagt, ein Käfig, in den die Vögel, welche draußen stehen, sich hineinsehnen, während jene, welche drin sind, sich hinauswünschen . . . Auch unsere Ehe, Madame, ist keine glückliche.

— Was sagen Sie?

— Die Wahrheit, Hortense. Wir sind acht Jahre vermählt; jedes Jahr gab ich mich der Hoffnung hin, den schönsten meiner Wünsche erfüllt, Sie als Mutter und mich als Vater zu sehen . . . Dieser Wunsch ist leider unerfüllt geblieben . . .

Die Gräfin brach in Thränen aus.

— Eine kinderlose Ehe, sagt Meister Rabelais, ist nur ein halbgeknüpftes Band, eine Blüthe ohne Frucht, eine Saat ohne Ernte . . .

— Léon, rief sie im tiefsten Schmerze, Du brichst mein Herz.

— Fassen Sie sich, Madame, ich habe Ihnen nicht aus freiem Antriebe diesen Vorwurf gemacht . . . Sie haben Rechenschaft von mir verlangt . . . ich gab sie Ihnen . . .

— Und ist dies Alles, was Sie mir zum Troste sagen können?

— Ich bin müde, Madame; soeben schlägt es Drei. Gute Nacht, Hortense, sagte Herr von Lauraguais, nahm einen der silbernen Armleuchter, die auf dem Tische standen, und verfügte sich in das anstoßende Schlafgemach.

Hortense warf sich auf beide Kniee, faltete die Hände und betete. Im Kamin erlosch der letzte Funke. Die Gräfin durchweinte die ganze Nacht. Der Graf schlief besser als je.

— — — — — — — — — — — — — — —

Liebe, behauptete Mademoiselle Arnould, ist eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederschmetterndes Requiem.

Wer zweifelt noch an der Wahrheit?

XIX.

Am andern Morgen, als man der Gräfin Hortense zur festgesetzten Stunde das Frühstück ans Bett brachte, erhielt sie auch ein Paket frischer Zeitungen, unter denen sich die, damals durch ganz Europa weitverbreitete Gazette de Leyde, herausgegeben von Etienne Luzac, befand. Die neueste Nummer dieses Journals, das die Gräfin lieber als alle andern las, enthielt nachfolgenden Bericht aus Paris:

»Vor einiger Zeit ist in unserm Seine-Babel ein Wunderdoctor aufgetaucht, welcher hier ein in den Annalen der Heilkunde bisher noch nie dagewesenes Aufsehen erregt. Er heißt

Jean Dardanus F. (sein Name hat für prüde Ohren so viel Anstößiges, daß wir nur den Anfangsbuchstaben desselben hinzuschreiben wagen), und ist wegen seiner großen Vorliebe für Alles, was in die Kategorie der Räthsel fällt, unter dem Beinamen Doctor Sphynx bekannt. Er bewohnt auf der Place des Victoires Nummer 4. ein wahrhaft fürstliches Quartier, macht einen sardanapalischen Aufwand und ist — namentlich bei den Damen unserer vornehmen Welt — jetzt dergestalt en vogue, daß er, beschäftigter als hundert andere Aerzte, auf dem Wege ist, in kurzer Zeit ein Millionär zu werden. Seinen großen Ruf, seine ausgebreitete Praxis verdankt er einzig und allein einem von ihm erfundenen Geheimmittel, das die Kraft besitzen soll, eines der dunkelsten Geheimnisse der menschlichen Natur, die weibliche Unfruchtbarkeit, zu heben. Man erzählt sich in den Salons, daß die Gemahlin des Vicomte von L . . . . ., die trotz aller ärztlichen Bemühungen elf Jahre vergebens nach Mutterfreuden geseufzt hatte, durch das Arcanum des Doctors Dardanus Sphynx — für eine kleine Phiole dieser geheimnißvollen Tinctur läßt dieser Wundermann sich fünfzig Livres bezahlen — nach dem vorgeschriebenen Gebrauche zwölf solcher Phiolen vor zwei Monaten, zur größten Freude des alten, schwächlichen Gemahls, von einem muntern Zwillingspaare entbunden worden sei. Seit jenem Tage ist die Wohnung dieses Wundermannes von frühem Morgen bis in die späte Nacht von gläubigen Damen umlagert, die von seiner Tinctur die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches erwarten. Wöchentlich drei Mal — am Montag, Mittwoch und Freitag, Abends von 7 bis 10 Uhr — ertheilt er jeder Dame, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren will, eine unentgeldliche Unterredung, verspricht ihr die strengste Discretion

und entläßt sie mit dem Versprechen, daß sein Arcanum noch bei keiner einzigen seiner unzählig vielen Kunden seine Wirkung verfehlt habe. Nach dem, was wir Ihnen soeben mitgetheilt haben, versteht es sich von selbst, daß Doctor Dardanus F., genannt Sphynx, der Held des Tages ist.«

Diese Mittheilung hatte für die Gräfin von Lauraguais ein so großes, mächtiges Interesse, daß sie diese Zeilen, die ihr die goldene Wünschelruthe zur Hebung des größten Schatzes zur Wiedererlangung der verlorenen Liebe ihres Gemahls, in die Hand gab, mit nicht zu beschreibender Freude verschlang, das Zeitungsblatt gleich einem Talisman an ihr Herz drückte und den Namen »Sphynx« mit Thränen der Wonne an ihre Lippen preßte.

— Heute ist Montag, rief sie aus und jubelte wie ein Kind, das am heiligen Abende die Stunde der Bescheerung nicht erwarten kann.

Hortense, noch vor wenig Augenblicken eine vom Gram geknickte, bleiche Rose, erhob gläubig ihr Haupt und sah zum Himmel empor, der ihr Gebet erhört und in der **Gazette de Leyde** einen geflügelten Boten des Trostes geschickt hatte, um ihren Thränen ein Ziel zu setzen. In ihren Augen loderte das Freudenfeuer der Hoffnung, auf ihren Wangen glühte der Purpur der Seligkeit und auf ihren Lippen strahlte zum ersten Male ein triumphirendes Lächeln.

Und dieses Lächeln, diese Freude, diese Hoffnung, beweisen sie nicht mehr als Alles, wie Hortense ihren Gemahl liebt!! O Liebe, Liebe!!

Du weckst ein unbegrenztes Sehnen
Und eine wehmuthvolle Lust,

Das Auge schwimmt in Freudenthränen,
Und Seufzer wogen in der Brust.

Du weckst und zündest Feuerflammen
Und eine glühendheiße Gluth,
Und leihest kühne Adlerschwingen
Der Seele, die in Fesseln ruht.

Du wandelst unsers Lebens Nächte
In lichte Frühlingstage um
Und trägst uns aus der Hölle Tiefen
Hinauf zu dem Elysium.

XX.

Am Abende desselben Tages — es hatte kurz vorher Neun geschlagen — huschte eine vom Kopf bis zu den Füßen schwarzgekleidete, dichtverschleierte Dame, ohne Begleitung aus dem offenen Portale eines palastähnlichen Gebäudes in der Rue Tournon, bog um die Ecke, befand sich auf dem Platze, auf dem jetzt das Odeon steht, und stieg dort in einen Fiaker, dessen Führer den Auftrag erhielt, die schwarze Dame, in der unser Leser sogleich Gräfin Hortense von Lauraguais erkannt hat, nach der Place des Victoires zu fahren.

Wie schlug ihr das Herz, als sie, zum ersten Male in ihrem Leben, Nachts, allein, ganz allein, durch die Straßen von Paris

zu einem wildfremden Manne fuhr, um seine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wie wog sie im Voraus jedes Wort ab, das sie ihm sagen wollte, um ihm einen Blick in die peinlichste Wunde ihrer Seele zu gestatten. Wer beschreibt die Ebbe und Fluth der Gefühle, die ihr ganzes Sein durchwogten! Zitternd, aus Angst und Furcht, einen Unbekannten in das zarte Geheimniß ihres Kummers einzuweihen, bebte sie fast zu gleicher Zeit vor Lust und Freude, weil die Erinnerung an jenes Zeitungsblatt wie ein tröstendes Ritornell ihr zuflüsterte, daß dieser Fremde der Einzige sei, der ihren Kummer, ihren Gram zu heilen vermöge. Das aber, was sie am meisten beunruhigte, war der Gedanke, daß sie wie eine verdächtige Abenteurerin, ohne Begleitung ihres Gemahls, ihrer Mutter, ihrer Schwester oder einer ihrer Dienerinnen, ankam. Aber wen von Allen hätte sie in das Geheimniß dieses wichtigen Schrittes, von dem ihr ganzes Lebensglück abhing, einweihen können, ohne sich Etwas von ihrem weiblichen Stolze zu vergeben? Sie wollte allein, ganz allein sein, um dem Arzte ein Geständniß zu machen, das ihr das Herz abdrückte.

Vor dem Hause des Doctors angekommen, gab sie dem Fiaker einen Laubthaler und vergaß in der Angst ihres Herzens ihm zu sagen, daß er so lange warten solle, bis sie zurückkäme. Mit stockendem Athem und klopfendem Blute lief sie die glänzend erleuchtete Marmortreppe hinauf und befand sich an einer Thür, auf deren Porzellanschild mit großen Buchstaben der Name des Doctors Dardanus Sphynx zu lesen war. Zitternd zog sie an der Klingel. In demselben Augenblick öffnete ein himmelblauer Livréediener mit silbernen Tressen und in weißseidenen Strümpfen den Eingang und fragte ohne Umschweife um ihren Namen.

— Sagen Sie Ihrem Herrn, daß eine fremde Dame ihn zu sprechen wünsche . . .

— Eine fremde Dame? wiederholte der Diener mit etwas ungläubigem Lächeln.

— Aus Toulouse, fügte Hortense unter ihrem Schleier erröthend hinzu, denn das, was sie eben gesagt hatte, war die erste Lüge, die über ihre Lippen ging.

— Warten Sie, sagte der Flegel und verfügte sich in das Empfangszimmer seines Herrn, um die Fremde anzumelden.

Frau von Lauraguais harrte im Vorzimmer in einer Art von Aufregung, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben läßt. Bald darauf kehrte der Diener zurück und sagte mit trockener Domestiken-Höflichkeit:

— **Entrez, Madame!**

Doctor Sphynx, mit einem braunsammetnen Käppchen auf dem Kopfe und einem vielfarbigen Lächeln auf den Lippen, kam der schwarz verschleierten Dame mit der lakonischen Frage entgegen:

— Womit kann ich dienen?

— Eine Unglückliche ist von Toulouse nach Paris gereist, um Ihre ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, sagte Hortense mit bebender Stimme und niedergeschlagenen Augen.

— Ihr Name?

— Marquise von Kergalec, stotterte die Gräfin.

— Was fehlt Ihnen?

— Seit acht Jahren mit einem der reichsten, angesehensten und liebenswürdigsten Cavaliere Frankreichs vermählt, fehlt mir zum irdischen Paradiese nichts . . .

— Als Nachkommenschaft, fiel ihr unser Arzt ziemlich plump in die Rede.

— Errathen, mein Herr, seufzte Hortense, der durch die Ersparung dieses Geständnisses ein schwerer Stein vom Herzen fiel.

— Erlauben Sie mir einige Fragen. Haben Sie Schwestern, welche verheirathet sind?

— Zwei, mein Herr.

— Und ist deren Ehe, wie die Ihrige, unfruchtbar?

— Nein, mein Herr. Jede meiner Schwestern hat das neidenswerthe Glück, Mutter zu sein.

— Und Ihr Herr Gemahl? Wie alt ist er?

— Siebenunddreißig Jahre.

— Stark und gesund?

— Gottlob! rief die Gräfin mit freudestrahlender Miene.

— Wissen Sie vielleicht, daß Ihr Herr Gemahl außer der Ehe Kinder gezeugt hat?

— Nein, mein Herr, stammelte Hortense, tief verletzt durch die Unzartheit dieser Frage.

— Und woher der Glaube, daß Sie, Madame, der schuldige Theil sind?

— Wir Frauen glauben sehr leicht das, was wir fürchten...

— Fassen Sie Muth, Madame... In ganz ähnlicher Lage befand sich die Gemahlin des Vicomte von L.....

— Und was that die Unglückliche?

— Sie schenkte mir ihr ganzes Vertrauen und wurde geheilt, sagte er und holte aus seinem Pulte ein Ebenholzkästchen mit zwölf Phiolen seines berühmten Geheimmittels hervor. Hier, Madame, ist jene Tinctur, mit deren Hilfe Ihr Uebel gehoben werden

soll. Im Käßtchen finden Sie die genau vorgezeichnete Gebrauchsweise . . . zwanzig Tropfen allabendlich vor dem Schlafengehen werden ihre Wirkung nicht verfehlen; im nächsten Frühjahre werden Sie zur Vollendung Ihrer Kur ein Pyrenäenbad, Bareges oder Saint-Sauveur, besuchen und vollständig geheilt zurückkehren, schloß der Arzt und legte das Käßtchen in die zitternde Hand der Gräfin.

— Empfangen Sie für den Trost, den Sie mir gewähren, vorläufig meinen tiefgefühlten Dank und einen kleinen Theil der Schuld, die ich von diesem Augenblick an übernehme, erwiderte Hortense und reichte dem Arzte ein kleines rothseidenes Portefeuille, worin sich fünftausend Livres in Banknoten befanden.

— Wenn Sie, fern von Paris, meines Rathes bedürfen, so schreiben Sie mir . . . ich werde Ihre Heilung als eine meiner heiligsten Pflichten betrachten und Alles aufbieten, die einzige Wolke, die Ihres Glückes Sonnenglanz verdüstert, mit Gottes Hilfe zu verscheuchen.

— Dank, tausend Dank, hauchte die Gräfin und entfernte sich.

Doctor Dardanus begleitete seine Patientin bis zur Thür. Frohen Muthes schwebte sie die Stufen hinab. Unser Wundermann kehrte in sein Zimmer zurück, zählte das Geld und betrachtete das Brieftäschchen, auf dem ein goldenes H. mit einer Grafenkrone eingestickt war.

— Die schöne Unbekannte will mich glauben machen, sie sei aus der Provinz, und doch verräth ihre ganze Haltung und ihr ganzes Benehmen die vornehme Pariserin. In jedem ihrer Worte liegt der Parfum unserer hohen Aristokratie, und selbst der feine Duft, den dieses Portefeuille ausathmet, ist eine Bürgschaft ihres

Pariser Geschmacks. Doch was seh' ich? Auf einem dieser spiegelglatten Blätter stehen Verse. Voyons, rief der Arzt und las:

In dem Herzen ein Bild,
Das so lieb und so schön,
Das so süß und so mild,
Wie noch keins ich geseh'n.

In dem Aug' eine Thrän',
Die, von Sehnsucht geweint,
Wie vom Himmel gesandt
Mir als Tröst'rin erscheint.

In dem Busen ein Lied,
Das gefühlt meine Noth,
Das noch nie mich verrieth,
Das mir treu bis zum Tod.

Habe nichts auf der Erd',
Bin dem Bettler fast gleich,
Doch die Thrän' halt' ich werth,
Und das Lied macht mich reich.

Doch noch reicher das Bild,
Das, geliebt und geehrt,
Mich mit Thränen erfüllt,
Und das Lied mich gelehrt.

— Beim Oedip, solche Verse macht nur eine Pariserin, rief Doctor Dardanus und sog noch ein Mal den poetischen Duft und die duftige Poesie dieses Liedes ein.

XXI.

Am Hausthore suchte Hortense ihren Fiaker. Sie erschrak, als sie sich besann, ihm nicht gesagt zu haben, daß er sie erwarten sollte. — Was thun? fragte sich Frau von Lauraguais. — Ein anderes Fuhrwerk erwarten oder zu Fuße nach der weit entfernten Wohnung heimkehren? — Letzteres schien ihr zu so später Stunde und ohne männliche Begleitung sehr gewagt. Mit unbeschreiblicher Beklommenheit ließ sie nach allen Seiten des Platzes ihre Blicke hin- und herschweifen, in der Hoffnung, daß der Zufall sie begünstigen und einen andern Fiaker herbeiführen werde. Aber wohl Jeder von uns wird schon ein Mal im Leben die Erfahrung gemacht haben, daß diese öffentlichen Fuhrwerke in Augenblicken, wo man ihrer nicht bedarf, sich uns zu Dutzenden aufdrängen, während sie, umgekehrt, in Situationen, wo man sie in ängstlicher Spannung erwartet, alle sammt und sonders aus der Welt verschwunden scheinen. Die Gräfin, harrend mit wachsender Angst, verzweifelte, als ein Blick auf ihre Uhr sie belehrte, daß zehn Uhr längst vorüber sei. Als nach Verlauf einer Viertelstunde sich noch kein Fiaker sehen ließ, faßte sie ein Herz und beschloß, vom Gefühle der Nothwendigkeit gedrängt, nicht länger zu warten und den Rückweg nach der Rue Tournon zu Fuß anzutreten. Wer malt die drückende Furcht, mit der sie sich auf die Straße ins Gewühl der Menschen hinauswagte? Sie hüllte sich

dichter in die weiten Falten ihres Schleiers, wagte nicht aufzuschauen und lief so ängstlich schnell, als ob ein neckendes Gespenst sie verfolge.

Als sie, kochend vor Angst, den Louvre-Kai erreichte, vernahm sie hinter sich ein Pst! Pst! das sie mit panischem Schreck erfüllte. Sie verdoppelte ihre Schritte und gelangte, zitternd an allen Gliedern, an den Pont-neuf. Ein großer, dicker Mann, der nicht nachließ, ihr zu folgen, vergrößerte die Schnelligkeit seines Laufes, um sie einzuholen. Als er sie endlich erreicht hatte, erfaßte er ihren Arm und sagte zu ihr mit frecher Vertraulichkeit:

— Kleine Klapperschlange, Du läufst so schnell, daß man Mühe hat, Dich einzuholen . . .

— Mein Herr, was wollen Sie? fragte Hortense mehr todt als lebendig.

— Dich begleiten, schmucke Nachteule . . .

— Ich bedarf keiner Begleitung . . .

— Nur nicht prüde, schlaue Meerkatze . . . wohnst Du weit von hier? fragte er, sich ihres Armes bemächtigend.

— Lassen Sie mich los . . .

— Wie man sich verstellen kann! Ein weibliches Wesen, das sich Nachts, ohne Begleitung, durch die Straßen von Paris wagt, ist eine gute Prise. Und wenn ich Dir sage, daß Du, holdes Seidenäffchen, mir gefällst . . .

— Ich bitte und beschwöre Sie, mein Herr, mich loszulassen . . .

— Dein Eigensinn, kleines Armadill, entzückt mich, lachte der Dicke und legte seinen Arm um ihre Hüfte.

— Hilfe! Hilfe! schrie Hortense.

In demselben Augenblick sprang ein junger Mann von der entgegengesetzten Seite der Brücke herbei.

— Was giebt's hier? fragte er.

— Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, sagte die Gräfin mit flehender Stimme, so nehmen Sie sich einer armen Dame an, die, von der Frechheit dieses Mannes verfolgt, sich einer Behandlung preisgegeben sieht, die empörend ist.

— Goddam! rief Viscount Clanricard, was berechtigt Sie, diese Dame zu mißhandeln?

— Goddam! erwiderte Jan van der Slippen, was berechtigt Sie, mich über Dinge, die Sie nichts angehen, zur Rechenschaft zu ziehen?

— Lassen Sie den Arm dieser Dame los oder machen Sie sich gefaßt, die Kraft meiner Fäuste kennen zu lernen.

— Glauben Sie, junger Mensch, daß ein Simson, der wilde Thiere bändigt und selbst vor Bären und Tigern, vor Leoparden und Hyänen nicht zurückbebt, sich von einem dürren Pelikan einschüchtern läßt?

— Pelikan? wiederholte Mylord. Man wagt es, mich einen Pelikan zu nennen?

— Ein junger Gelbschnabel, der sich in fremde Liebesabenteuer mischt, ist ein Kameel, ein Rhinoceros, ein Dromedar, ein Baribal.

— Goddam, nun reißt mir die Geduld! rief Clanricard und versetzte dem dicken Thierbändiger einen so heftigen Faustschlag auf den empfindlichsten Theil dieses Goliaths, auf den Magen, daß van der Slippen ohnmächtig zu Boden sank und wie ein Todter alle Viere von sich streckte.

— Himmel, rief Hortense und eilte fort.

Der Engländer folgte ihr.

— Erlauben Sie, Madame, daß Viscount Clanricard Ihnen seinen Arm anbieten darf?

— Sie gewähren mir einen Schutz, für den ich Ihnen ewig dankbar bleibe . . .

— Diese Stimme, Madame, hab' ich schon irgendwo gehört...

— Wir haben uns eines Abends auf dem Ball des englischen Botschafters gesehen. Viscount Clanricard war so gütig gewesen, eine weiße Rose, die am Schluß eines Contretanzes meiner Hand entglitten war, aufzuheben . . .

— Gräfin Lauraguais? fragte Clanricard freudig überrascht.

— Errathen, Mylord!

— O Madame, wie preise ich den Zufall, der mich heute zu Ihrem Beschützer gemacht. Seit jenem Balle, auf dem der Heiligenschein Ihrer Schönheit den profanen Glanz aller Reize Ihrer Nebenbuhlerinnen überstrahlte, ist Ihr Bild die schönste Erinnerung meines ganzen Lebens. Noch jetzt, nach fünf Monaten, seh' ich Sie vor mir in dem himmelblauen Atlaskleide, mit dem weißen Sammetbaret, auf dem ein in tausend Farben schillernder Paradiesvogel zitterte, welcher stolz zu sein schien auf das Glück, eine kleine Zierde der schönsten aller Frauen zu sein . . .

— Mylord, stammelte Hortense.

— O zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen den Eindruck schildere, den die Majestät Ihrer Erscheinung mit unverlöschlichen Zügen in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Ich wähnte Spencers »Feenkönigin« zu sehen, wie sie einem duftgefüllten Rosenkelche entsteigt, um, getragen von den geflügelten Rhythmen der Musik,

sich, schneller als ein Gedanke, hinaufzuschwingen in den blauen Aether zu ihrem lichtgekrönten Sternenthrone. Als meine Fee urplötzlich verschwunden war, rieb ich mir die Augen, denn ich glaubte das, was ich gesehen hatte, nur geträumt zu haben. Aber die Rose, die meiner »fairy queen« entschlüpft war und die ich aufgehoben hatte, belehrte mich, daß jene feenhafte Erscheinung kein Traumbild meiner Phantasie gewesen sei. Ich suchte meine Fee überall, aber nirgends fand ich sie. — Vor drei Monaten sah ich Sie, ach, nach so langer Zeit, zum zweiten Male . . .

— Im Palais-royal, auf einem der Feste des Herzogs von Orleans . . .

— Im buntfarbigen Kranze der schönsten Frauen von Paris verdunkelte meine Feenkönigin durch den reizenden Zauber ihrer Einfachheit den überladenen Glanz aller anderen Toiletten. Das weiße Kleid mit dem blauen Schleier überstrahlte den Sammet und die Seide, den Purpur und Hermelin der Uebrigen. An jenem Abende hörte ich — als Sie sich mit dem Herzog von Richelieu unterhielten — den süßen Ton Ihrer Stimme, an jenem Abende erfuhr ich Ihren Namen . . . heute sehe ich meine holde Fee zum dritten Male . . .

— Nachts, allein, auf offener Straße . . . Ein dunkles Geheimniß, das ich Keinem offenbaren darf, trieb mich zu einem Schritte, von dem das ganze Glück meiner Zukunft abhängt. In diesem Kästchen ruht der Schlüssel zur Erfüllung des sehnlichsten meiner Wünsche. O Mylord, könnten Sie einen Blick in meine Seele werfen und sich überzeugen, welchen Kampf ich gekämpft, welchen Schritt ich gewagt, Sie würden mir eine Thräne des Mitleids nicht versagen . . .

— Sind Sie unglücklich?

— Mein Geheimniß, Mylord, ist so zarter Art, daß ich keine Ihrer Fragen beantworten darf . . .

— O wäre ich im Stande, Ihnen zu helfen . . .

— Mir kann nur Gott und dieses Kästchen helfen. — Wir sind am Ziele, Mylord . . . in diesem Hause wohnt Graf Lauraguais, dem es erwünscht sein wird, Ihre Bekanntschaft zu machen. Seine Gattin dankt Ihnen für den Schutz, den Sie ihr gewährt haben, und wagt, im Vertrauen auf Ihre Discretion, die dringende Bitte, daß ihr heutiges Zusammentreffen mit Ihnen ein ewiges Geheimniß bleibe. Auf Wiedersehen, Mylord, hauchte Hortense und verschwand. —

Clanricard stand festgewurzelt an der Schwelle jenes Hauses, in dem seine »Feenkönigin« residirte. Tausend Gedanken durchschwirrten sein Gehirn. Das Geheimniß der Gräfin beschäftigte ihn mit räthselhafter Gewalt. Zum ersten Male empfand er die Regung wahrer Liebe. Diese Liebe, welche Gesprächige einsylbig macht, hatte den Einsylbigen urplötzlich beredsam gemacht. Er beschloß, sich dem Grafen vorstellen zu lassen, um Zutritt zu der Gräfin zu erlangen. Ein unwiderstehliches Gefühl trieb ihn an, jenes Geheimniß zu erforschen, von dem, wie sie ihm gesagt, das ganze Glück ihrer Zukunft abhängig war.

Tief bewegt kehrte er nach seiner Wohnung heim.

XXII.

Am folgenden Donnerstage gegen zehn Uhr Vormittags hielt eine prächtige Equipage mit zwei blendendweißen Schimmeln und einem Rossebändiger, dessen grandiose Perücke die Aufmerksamkeit aller vorübergehenden Pflastertreter auf sich zog, vor der Behausung der Mademoiselle Arnould. Der Portier des Hotels, in dem unser Leser später einen alten Bekannten wiedererkennen wird, beeilte sich — was sonst ganz gegen seine Gewohnheit war — den wappengeschmückten Kutschenschlag zu öffnen. Die zwei Herren, welche ausstiegen, waren der römische Bankier und der Genfer Philosoph.

— Zu Hause? fragte Signor Giuseppe Zavarroni mit dem ihm eigenthümlichen überfreundlichen Schmunzeln.

— Oui, Monsieur, lautete die Antwort des Portiers, dessen Patzigkeit — beiläufig erwähnt — im ganzen Stadtviertel bekannt war.

Drei Minuten später traten beide Herren in ein mit ausgesuchter Eleganz ausgestattetes Empfangszimmer, das unsere Künstlerin in ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit ihren »Thronsaal« zu nennen geruhte.

— Erlauben Sie, meine Liebe, Ihnen einen meiner intimsten Freunde, den berühmtesten Mann Frankreichs, den größten Gelehr-

ten Europa's und . . . nun, rathen Sie mal, . . . wen vorzustellen . . .

— Sagen Sie ganz einfach, Herrn Rousseau, und ich weiß Alles in Allem, erwiderte Sophie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

— Wie, Mademoiselle, ich habe das Glück, persönlich von Ihnen gekannt zu sein? fragte Jean Jacques.

— Schon als Mädchen von zwölf Jahren, im Hause meiner Eltern, kannte ich keinen schönern Wunsch, als den Mann zu sehen, von dem schon damals halb Frankreich mit gerechter Begeisterung sprach. Ihr »devin de village«, Herr Rousseau, bildet einen Abschnitt in meinem Leben, eine Epoche, die mich an den kurzen, aber schönen Morgentraum meiner Jugend erinnert . . .

— Sie seufzen; warum seufzen Sie? fragte der Bankier.

— Weil ich jener goldenen Zeit gedenke, wo ich, fast noch ein Kind, von meinem Pathen Margaux, zum ersten Mal in meinem jungen Leben, ins Theater geführt wurde, um die Oper des Herrn Rousseau zu hören. Der Eindruck, den der ländliche Zauber Ihrer reizendschönen Musik auf mein kindliches Gemüth gemacht, war so tief und mächtig, daß ich ihn nie vergessen werde . . .

— Rührend, bei Gott, rührend! flüsterte der gemüthliche Ritter der goldenen Miliz leise vor sich hin.

— Den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, trällerte ich die lieben, veilchenblauen, anmuthsvollen Melodien, die mein Ohr gierig eingesaugt hatte, und fand in diesen Tönen, damals, wo eine unbestimmte Sehnsucht, von der man sich keine Rechenschaft zu geben weiß, wohl Jeden von uns peinigt, so viel

Beruhigendes, daß jede Nummer Ihrer lieben Musik mir einen unbeschreiblich süßen Trost gewährte . . .

— Ich könnte weinen, weiß Gott, weinen, sagte der römische Bankier und wischte sich eine ungeschminkte Thräne aus dem rechten Augenwinkel.

— Zehn Jahre später, als ich eine Waise, aber schon selbstständig war, lernte ich Sie von einer neuen Seite lieben und verehren . . . ich las, ich verschlang Ihre »Heloise« und ruhte nun nicht eher, bis ich den Mann, von dem sich meine Phantasie eine bunte Reihe idealer Bilder entworfen, von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte.

— Und wo und wann, meine Liebe, sahen Sie meinen Freund zum ersten Male?

— Vor drei Jahren, als Herr Rousseau von London nach Frankreich zurückgekehrt war, gastirte ich auf dem Theater zu Amiens. In jener Stadt, wo der Magistrat als Zeichen seiner Huldigung Ihnen einen Ehrenbecher überreichte, erbat ich mir von Herrn Gresset, dem Sänger des »Vert-Vert« — auch er befand sich damals in der Picardie — ein Schreiben, in dem er mich als »ein junges, vielversprechendes Talent« Ihrem einflußreichen Schutze empfahl. Um nicht eines Theils den eifersüchtigen Argwohn Ihrer Lebensgefährtin wachzurufen, andern Theils, um Ihnen gegenüber freier und ungebundener erscheinen zu können, warf ich mich in Männerkleidung . . .

— Gott, wie schlau! apostrophirte Zavarroni.

— Und überreichte Gressets Brief, in dem weder Stand noch Name genannt war, in der Eigenschaft eines jungen Dichters, den keine andere Absicht als der längst ersehnte Wunsch, Sie von An-

gesicht zu Angesicht zu sehen, in Ihre Nähe trieb. Sie empfingen den jungen Poeten mit liebenswürdiger Leutseligkeit, zeigten ihm Ihr bescheidenes Gärtchen, unterhielten sich mit ihm eine schöne, lange, ewig unvergeßliche Stunde von Musik und Literatur, erschlossen seinem andächtigen Ohre eine neue Welt poetischer Anschauungen, ermahnten ihn mit väterlicher Milde, auf der von Ihnen vorgezeichneten Bahn rüstig fortzuschreiten, und pflückten, als Sie ihn mit den besten Wünschen für seine Zukunft entließen, eine Ihrer Lieblingspflanzen, eine Immortelle, die Sie ihm mit den Worten reichten: »Wohin auch Ihr Weg Sie führen mag, vergessen Sie den alten Rousseau nicht . . .«

— O jetzt weiß ich Alles, Alles; jetzt steht jener schöne Tag von Amiens so lebendig frisch vor meiner Seele, daß ich mich des allerkleinsten Umstands noch entsinne, so ganz genau, als ob zwischen dem Damals und Heute nur ein kurzes Gestern läge. Ich sehe mein einfach-schmuckes Gärtchen, ich sehe meinen blutjungen, bildschönen, rührend-bescheidenen Freund vor mir, neben mir in jener einsam-stillen Jasmin-Laube, welche, verklärt von den goldenen Abschiedsküssen der langsam untergehenden Sonne, sich über unsern Häuptern gewölbt; ich sehe den jungen Dichter und die purpurrothe Andacht, mit der er meiner Rede, meinem Rathe gelauscht; ich sehe den Glanz der Thränen, der in seinen langen Wimpern geblitzt, als er beim Abschied tiefbewegt meine beiden Hände ergriff, und sie mit dem ganzen Feuer seines jugendlichen Enthusiasmus an seine zitternden Lippen zog; noch jetzt fühle ich auf diesen neidenswerthen Händen die brennendheißen Küsse seines Mundes. Hingerissen von seiner Begeisterung für mich schloß ich ihn in meine Arme . . .

— Fragten ihn jetzt erst um seinen Namen . . .

— Und mit schüchterner Miene, mit niedergeschlagenem Blick stammelte er . . .

— Emile Valmor . . .

— Emile Valmor . . . ja, so hieß er, rief Jean Jacques und schloß jetzt, wie damals an jenem schönen Tage zu Amiens, fortgerissen vom Zauber der Erinnerung, überwältigt von der Macht dieser rührend-schönen Erkennungsscene, die gefeiertste Künstlerin Frankreichs in seine Arme.

Einen Augenblick herrschte tiefes, feierliches Schweigen.

— Ich möchte weinen, schluchzte Zavarroni, bei Gott, weinen wie ein kleines Kind, wenn ich nicht Furcht hätte, mich durch mein Heulen lächerlich zu machen.

— Wir kennen uns also schon drei Jahre, begann Rousseau, der sich rasch gesammelt hatte.

— Und damit Sie sehen, daß Ihnen Sophie Arnould mit eben so großer Begeisterung als Emile Valmor zugethan ist, so werfen Sie einen Blick auf jene Wand. Seit jenem Tage von Amiens prangt dort unter Glas und Rahmen, von Epheuranken eingefaßt, jene Immortelle, die Sie damals für Emile gepflückt.

— O wie glücklich, o wie stolz machen Sie mich durch diese schöne, große, unverdiente Apotheose!

Zavarroni, der etwas kurzsichtig war, zog seine goldene Lorgnette hervor und betrachtete den eingerahmten Immortellenzweig, unter dem Rousseau's Name, Amiens und das Datum — der 3. Juli 1767 — stand.

— Bei Gott, 's ist wahr, wahrhaftig wahr! Dieser wunderschöne Zug rührt mich bis zu Thränen. Nun, Herr von Rousseau,

hab' ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, daß Fräulein Sophie ein lieber Schatz, ein Engel, ein Ausbund von Liebenswürdigkeit ist?

— Cavaliere Zavarroni ist ein grotesker Schmeichler, sagte Mademoiselle Arnould, die im Nu ihre alte Heiterkeit wiedergewonnen hatte.

— Der Teufel soll mich holen, wenn ich schmeichle, rief der Ritter des goldenen Sporns in so ärgerlichem Tone, daß Sophie unwillkührlich darüber lachen mußte. Sie lachen? Meine Liebe, warum lachen Sie? Der Blitz soll mich vor Ihren Augen erschlagen, wenn ich Ihnen jemals eine Schmeichelei gesagt. Mögen Sie es glauben oder nicht, Herr von Rousseau, aber ich kann Ihnen den heiligsten Eid leisten, daß Fräulein Sophie seit dem Tage, an dem ich die Ehre gehabt, ihre liebenswürdige Bekanntschaft zu machen, ein Gegenstand meiner tiefsten Bewunderung, meiner höchsten Verehrung, meiner innigsten Anbetung ist. Für mich, Herr von Rousseau, giebts in der Weltgeschichte nur zwei Wesen, welche die Liebe der ganzen Welt verdienen . . .

— Und diese beiden Wesen? fragte Rousseau.

— Sind die Mutter Gottes und Mademoiselle Arnould.

— Still, still, lieber Freund, flüsterte die Sängerin. Wenn das unser Clerus erführe . . .

— Dann würde er Sie der Gotteslästerung anklagen und den Armen der Inquisition überliefern, ergänzte Jean Jacques.

— Ist das Ihr Ernst? fragte der muthige Römer.

— Die französische Geistlichkeit versteht keinen Scherz, fügte Sophie mit diplomatischem Ernste hinzu.

— Gut, dann hab' ich nichts gesagt.

XXIII.

Am nächstfolgenden Dienstage stickte Mademoiselle Arnould wieder an dem bewußten Teppiche, als Doctor Dardanus Sphynx mit freudestrahlendem Antlitz in ihrem Boudoir erschien.

— Gratuliren Sie mir, himmlisches Wesen, rief er mit triumphirender Miene.

— Hat die Akademie Sie in den Schooß ihrer Unsterblichkeit aufgenommen? fragte Sophie, um seinen Hochmuth etwas herabzustimmen.

— Noch nicht, erwiderte er mit schlecht verhehltem Aerger; en attendant hat mir das Schicksal in den letzten vierzehn Tagen drei neue, äußerst theure Zeichen seiner Gunst geschenkt: erstens habe ich drei neue Cactusarten, eine Mammillaria bicolor, eine Opuntia calva und einen Echinocactus cornigerus erhalten; zweitens habe ich ein alt-italienisches Räthselbuch, Malatesti's »Sphinge«*) und drittens — was am Ende die Hauptsache ist — eine neue, ungeheuer vornehme Patientin erwischt . . .

— Letztere hat Sie allem Anscheine nach so stolz gemacht, daß Sie ihretwegen Ihre alten Kunden vernachlässigen. Heute vor acht Tagen . . .

— War ich im höchsten Grade unglücklich, Sie nicht besuchen zu können, weil die Entbindung der Herzogin von Choiseul mich nach ihrer Herrschaft Chanteloup rief, wo meine Anwesenheit ver-

*) Die erste Auflage erschien zu Florenz 1671. 8.

gestalt nöthig gewesen ist, daß ich erst Sonnabend, nachdem Alles glücklich überstanden war, nach Paris zurückkehren konnte.

— **Les affaires avant tout.** Sie sind nun vollkommen entschuldigt ... Doch um wieder auf Ihre neue Patientin zurückzukommen ... ist's erlaubt, sich nach ihrem Namen zu erkundigen?

Doctor Dardanus erzählte ihr nun mit einer Weitschweifigkeit, die sich im Ausmalen der geringfügigsten Umstände gefiel, den nächtlichen Besuch jener schwarzseidenen Unbekannten, die sich für eine Marquise von Kergalec aus Toulouse ausgegeben und ihm vorläufig ein nicht unbedeutendes Cadeau von fünftausend Livres gemacht.

— Aber lieber als das Geld, setzte Dardanus hinzu, ist mir dieses kleine rothseidene Portefeuille, in dem sich, außer den Banknoten, dieses reizende Lied befand, sagte der Arzt und reichte es seiner Freundin.

Mademoiselle Arnould las das Gedicht und fand es allerliebst; aber weit mehr noch gefiel ihr die Hülle dieses Kerns, das kleine Brieftäschchen, das ihr als wahres **nec plus ultra** des elegantesten Geschmacks erschien.

— Ein goldgewirktes **H.** und eine Grafenkrone! rief sie aus und schien über die Deutung dieses Buchstabens einen Augenblick ernsthaft nachzudenken.

— Haben Sie vielleicht Vermuthungen? fragte Sphynx mit allen Symptomen leicht verzeihlicher Neugier.

— Viel und mancherlei; doch ist keine von der Art, daß sie...

— Daß sie ... wiederholte unser Räthselmann mit gespannter Erwartung ...

— Uns zu irgend einer Gewißheit führen könnte ...

— Schade, Jammerschade! Hundert Louis — das war so seine Redensart — Dem, der mir sagen könnte, wer jene schwarzseidene Huldgestalt ist, die à tout prix Mutter werden will.

— Doctor, sind Sie geneigt, mir einen Gefallen zu erweisen?

— Mit tausend Freuden.

— Gut, dann schenken Sie mir dies kleine Portefeuille . . .

— Betrachten Sie's von diesem Augenblick an als das Ihrige . . . Aber das Gedicht . . .

— Gebe ich Ihnen heute über acht Tage zurück . . .

— Was wollen Sie damit anfangen?

— Es abschreiben und mir für die reizenden Worte eine passende Melodie suchen . . .

— O! stöhnt unser Aesculap.

— Dieser ungestüme Seufzer, was hat er zu bedeuten?

— Mir fallen meine Räthsel ein. Ach wenn doch eines darunter so glücklich wäre, Ihren Beifall zu gewinnen . . .

— Sie gefallen mir alle . . .

— Und dennoch . . .

— Dennoch? fragte unsere Freundin ganz erstaunt.

— Haben Sie noch kein einziges in Musik gesetzt . . .

— Räthsel, lieber Doctor, lassen sich nicht componiren . . .

— Wissen Sie, was mein verstorbener Freund, der selige Rameau, gethan?

— Er hatte eine holländische Zeitung in Musik gesetzt . . .

— Noch mehr als das; er hatte zwei meiner schwierigsten Charaden componirt.

— Ich bin kein Rameau, doch will auch ich versuchen, eines Ihrer unsterblichen Räthsel in Musik zu kleiden.

— O dann erfüllen Sie den sehnlichsten meiner Wünsche. Vorläufig aber erweisen Sie mir die Gefälligkeit, mir zu sagen . . .

— Für wen ich diesen Teppich sticke?

— Wie schnell Sie rathen!

— Sind Sie verschwiegen?

— Wie ein Grab!

— Dann dürfen Sie erfahren, daß diese Arbeit für Sie bestimmt ist.

— Für mich? O Sophie!

— Herein! rief Mademoiselle Arnould, die in demselben Augenblick ein Klopfen an der Thür vernahm.

Gleich darauf trat der Thierbändiger ein.

— Ist heute Mittwoch? fragte die Dame des Hauses.

— Das eben nicht, erwiderte Jan van der Slippen, welcher Magendrücken zu haben schien, denn er rieb sich beständig jene Gegend, in welcher der empfindlichste Theil seines Körpers lag.

— Was also führt Sie zu mir?

— Hunger, kannibalischer Hunger.

— Mann Gottes, begann Doctor Sphynx, halten Sie Mademoiselle Arnould für einen Restaurant?

— O nein; Sie aber, mein Herr, Sie halte ich für einen **Cercopithecus viridis**, für einen **Longimanus niger**, für einen **Simia Cephus** . . .

— Ihr Kauderwelsch versteh ich nicht . . .

— Dann will ich's Ihnen übersetzen . . . ich halte Sie für eine grüne Meerkatze, für einen schwarzen Langarm, für einen blaumäuligen Affen.

— Und ich, rief Doctor Dardanus, ich halte Sie für eine zweisylbige Charade: das Erste ein Rind, das Zweite ein Vieh, das Ganze sind Sie.

— Ihr Räthsel versteh ich nicht . . .

— Dann will ich Ihnen die Auflösung sagen. Ich halte jeden Mann, der sich in Gegenwart einer Frau so flegelhaft wie Sie benimmt, für ein Rindvieh!

— Das fordert Blut. Seit vierzehn Tagen nehme ich Unterricht im Boxen . . . sogleich sollen Sie erfahren, ob ich in dieser kurzen Zeit wenig oder viel profitirt habe, sagte der wüthende Thierbändiger und war eben im Begriff, seinem verhaßten Nebenbuhler einen vernichtenden Faustschlag à la Clanricard auf den Magen zu versetzen, als Dardanus den Schlag mit seinem Arme auffing, den äußerst starken, aber wenig gewandten Thierbändiger bei der Brust erfaßte und durch eine kleine Rauferlist im Nu zu Boden warf, doch so, daß Slippen, der sich im Fallen an ihn festgeklammert hatte, ihn mit sich niederriß. Sphynx lag auf Slippen.

— O Wunder über Wunder! rief die Primadonna, die keinen Augenblick ihre gute Laune verlor, zum ersten Male in meinem Leben ist heute der Dienstag auf einen Mittwoch gefallen.

Dieser lustige Einfall brachte eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Beide Gegner fingen darüber zu lachen an und vergaßen ihre Wuth so schnell, daß sie sich, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, vom Schauplatz ihrer Niederlage erhoben und sich ganz ohne Groll fragten, ob sie sich weh gethan.

— Nein, nein, versicherten Beide.

— Ein kleiner Scherz, meinte der Doctor.

— Ein unschuldiger Spaß, meinte der Thierbändiger.

— Ein Scherz, sagte die Künstlerin, die urplötzlich ernst geworden war, ein Spaß, der mich veranlaßt, beide Herren zu bitten, mich augenblicklich zu verlassen.

— Mademoiselle! baten Beide zu gleicher Zeit.

— Bei meiner Ungnade! rief sie aus.

Dann gingen sie.

— Mann Gottes, sagte der Doctor zum Thierbändiger, als Beide die Treppe hingbstiegen, Sie haben sich schauderhaft blamirt.

— Mag sein, entgegnete der phlegmatische Holländer. Zum Glück aber bin ich im Besitze eines Geheimnisses, durch dessen Offenbarung ich Sie noch weit mehr blamiren kann . . .

— Herr, was wollen Sie thun?

— Unserer Freundin und aller Welt erzählen, wie Sie heißen...

— Sie wissen meinen Namen? fragte Dardanus, der plötzlich blaß wie eine Leiche wurde.

— Sie heißen Jean F . . . .

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! flehte Sphynx, während er dem Thierbändiger den Mund zuhielt.

Der gute Mann versprach zu schweigen.

XXIV.

Am andern Morgen, als unser Thierbändiger mit reuiger Miene und unbeschreiblichem Hunger im Vorzimmer seiner Freundin erschien, um durch ein werthvolles Geschenk den gestrigen

Auftritt vergessen zu machen, trat der Diener ihm mit der niederschmetternden Nachricht entgegen:

— Mademoiselle ist heute nicht zu sprechen.

Zerknirscht trat Slippen den Rückzug an.

XXV.

Am Donnerstage, als die Pariser Danaë wieder an dem mehrerwähnten Teppich stickte, empfing sie den Ritter Zavarroni.

— Fortuna, erklärte er seiner Freundin, ist rein vernarrt in mich. Sie verfolgt mich auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg, und überschüttet mich tagtäglich mit neuen Zeichen ihrer Gunst. In der letzten Woche habe ich drei neue Diplome von der **Academia degli Addormentati** zu Genua, **degli Occulti** zu Brescia und **degli Ostinati** zu Viterbo erhalten. Eine Gesellschaft nach der andern beeilt sich, mich in den Schoos ihrer Mitglieder aufzunehmen. Das aber ist noch nicht Alles. Vorgestern, meine Liebe, hat mir der heilige Vater, mit dem ich auf sehr gutem Fuße stehe, — wenn wir unter uns sind, sagen wir Du zu einander — vorgestern hat mir mein Freund Ganganelli, Clemens XIV., für Bajonner Schinken, Trüffeln von Perigord und eine neue Sendung Champagner — **Oeil de Perdrix, première qualité** — einen neuen Beweis seiner Dankbarkeit gegeben: er hat mich — ohne daß ich ihn darum gebeten habe — zum Ritter des Christusordens ernannt. Sehen Sie, meine Liebe, sagte der eitle Narr und

wies dabei auf sein ordengeschmücktes Knopfloch: hier bammelt unser Heiland am Kreuze!

— Cavaliere Zavarroni wird bald mehr Orden als Knopflöcher haben . . .

— Sagen Sie, was Sie wollen, der Mann, der diese Spielerei erfunden hat, ist — bei Gott! — kein Dummkopf gewesen. Die Orden kommen mir wie Trinkgelder vor, die den Großen der Erde nichts kosten und oft noch viel einbringen. Diese Dinger sind eine kostbare Erfindung . . . ein reicher Mann ohne Orden ist eine schöne Frau ohne Juwelen. Apropos, setzte er rasch hinzu und zog aus dem Orkus seiner Brusttasche ein Etui hervor, das er langsam öffnete, um Sophiens Neugier aufzustacheln, gestern Morgen hab' ich dies Ding da gekauft. Gefällt's Ihnen? fragte er mit dem bewußten Schmunzeln und zeigte ihr einen reizendschönen Schmuck von echten Perlen.

— Herrlich, herrlich! rief Sophie.

— Dann behalten Sie es, sagte er und überreichte ihr das neue Geschenk. Bin ich schmutzig? fragte er dann.

— O nein!

— Nun, meine Liebe, zu etwas Wichtigerem. Sie kennen Herrn Grimm . . .

— Er besucht mich jeden Sonnabend . . .

— Grimm ist, wie Sie wissen, Privatsecretär des Herzogs von Orleans *) und als solcher nicht ohne Einfluß . . .

---

*) Louis Philipp, Herzog von Orleans, Vater des nachmals so berüchtigten Philipp Egalité, war ein sehr freigebiger Beschützer der damaligen Schöngeister. Saurin, Collé und Carmontelle waren seine Vorleser. Der junge Le

— Man nennt ihn des Herzogs rechte Hand . . .

— Schön! Der Herzog, dem seine Geliebte, Frau von Montesson*) ein Heidengeld kostet, befindet sich, wie ich durch einen ihrer intimsten Freunde erfahren habe, in so großer Verlegenheit, daß er sich gezwungen sieht, in Kurzem, um die Schulden seiner Maitresse zu bezahlen, eine neue Anleihe zu machen. Aber der Credit des Hauses Orleans ist durch die Verschwendungen, worin sich Vater und Sohn gegenseitig überbieten, dergestalt gesunken, daß kein vernünftiger Mensch ihm etwas borgen will. Ich, meine Liebe, will ihm helfen, wenn . . .

— Ich bitte fortzufahren . . .

Fèvre, der dem Herzog das Trauerspiel „Zuma" gewidmet hatte, erhielt eine Pension von 1200 Livres. Des Herzogs Landsitz zu Bagnolet war ein reizender Feensitz, das Eldorado aller lustigen Köpfe jener Zeit.

*) Charlotte Jeanne Beraud, Marquise von Montesson, hatte ihren Gemahl 1769 in der Schlacht von Minden verloren. Als Wittwe von zweiunddreißig Jahren ließ sie sich die Huldigung des Herzogs gefallen, der schon seit Jahren für sie geschwärmt hatte. Frau von Montesson, eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, besaß alle Eigenschaften, einen Mann zu fesseln. In allen Künsten unterrichtet, war sie eben so ausgezeichnet als Blumenmalerin, Harfenspielerin, Sängerin und Schauspielerin. In Bagnolet pflegte sie sehr häufig Theater-Vorstellungen zu geben, zu denen sie selbst die Stücke schrieb. — Die französische Bühne verdankt ihr einen Cyclus von zwölf Lustspielen, worunter „Marianne", die „Marquise de Sainville", Robert Sciards", „l'heureux échange", „l'amant romanesque", „l'avanturier comme il y en a peu", „l'homme impassible", „l'héritier généreux", „la fausse vertu", „le sourd volontaire", „l'amant mari", „la Comtesse de Chazelle", und zwei Trauerspiele „la Comtesse de Bar" und „Agnès de Meranie", welche, gesammelt, unter dem Titel: „Oeuvres anonymes" Par. 1782—85. 8 Bde. 8. erschienen. Diese Sammlung gehört aber zu den größten Seltenheiten, weil die Marquise nur zwölf Exemplare für den kleinen Kreis ihrer vertrautesten Freunde abziehen ließ. Ein vollständiges Exemplar ihrer Werke wird jetzt mit 7—800 Francs bezahlt.

— Wenn der Herzog seinen Einfluß beim König geltend macht und ...

— Weiter, weiter ...

— Seine Majestät veranlaßt, den Cavaliere Zavarroni, Ritter des goldenen Sporns und des Christusordens, in den Adelstand zu erheben ...

— Und sonst nichts?

— Sonst nichts? Vergessen Sie, meine Liebe, was ich Ihnen versprochen habe?

— Ein Haus ...

— Für hunderttausend Livres! Das ist kein Pappenstiel, meine Liebe.

— Ihr Wunsch soll erfüllt werden ...

— Ich lege das Gelingen dieses Geschäfts einzig und allein in Ihre Hand und will ein elender Hundsfott sein, wenn Sie nicht an demselben Tage, an dem meine Ernennung zum Baron in der »Gazette de France« erscheint, baare hunderttausend Livres von mir erhalten. Machen Sie damit, was Sie wollen. Aber sehen Sie, was ich für ein Mensch bin. Im Eifer des Gesprächs hab' ich ganz und gar vergessen, Sie zu fragen, für wen Sie diesen prachtvollen Teppich sticken?

— Für Sie, mein Freund, für Sie.

— Für mich? fragte der getaufte Jude, bei dem die Freude aus allen Knopflöchern sah. Sie sind ein Engel ... ein Seraph ... ein Cherub ... ich könnte Sie beißen vor Liebe. Sie wissen, wie stolz ich auf meine Geigen bin ... sie kosten mich ein schweres Geld ... aber sterben will ich hier vor Ihren Augen, wenn

Sie mir nicht lieber als alle meine Geigen sind. Den Teppich also sticken Sie wirklich für mich?

— Für wen wohl sonst? fragte Sophie mit bewundernswürdiger Treuherzigkeit.

— Ich glaube es, und warum soll ich's nicht glauben? Glaub' ich doch Alles, was Sie sagen. Aber wissen Sie, was ich mit dem Teppich anfange?

— Sie verschenken ihn wieder . . .

— Und wissen Sie an wen? Ich schenke ihn dem heiligen Vater, nicht darum, meine Liebe, weil er Papst ist, nein, nur darum, weil er ein seelensguter Kerl ist. Clemens XIV. hat mich eingeladen, ihn 'mal zu besuchen. Lieber Freund — schreibt er — wenn Du im nächsten Carneval nach Rom kommst, so mußt Du entweder bei mir im Vatican, oder auf dem Capital — Capitol wollt' ich sagen — logiren. Nun, was sagen Sie dazu?

— Ich staune! sagte sie ganz ernst.

— Ich auch! Es giebt aber auch keinen dankbareren Menschen als Giuseppe Zavarroni . . . ich lasse mein Leben für diesen Ganganelli. Morgen früh schick' ich ihm Hamburger Rauchfleisch und Teltower-Rüben, die ich per Courier erhalten habe. Der heilige Vater ißt das für sein Leben gern. Das Wichtigste aber hätte ich beinah' vergessen. Heute früh war Jean Jacques bei mir. Er beauftragte mich, Ihnen zu sagen, daß Hoffnung vorhanden sei, dem bewußten Candidaten schon jetzt einen Platz in der Akademie zu verschaffen. »Melden Sie dem Fräulein — sagte Rousseau — daß seit einigen Tagen durch das Ableben des Abbé Trublet*)

---

*) Abbé Trublet, ein höchst prosaischer Gesell, bekannt durch seine „Es-

in Saint Malo einer der vierzig Unsterblichkeitsstühle leer geworden ist, und daß d'Alembert, Diderot, Helvétius, Mably und meine Wenigkeit alle Minen springen lassen, den Bewußten in den Schooß der Akademie hineinzuschmuggeln.« Auf meine bescheidene Frage, wer dieser Bewußte, für den Sie so eifrig Stimmen sammeln, wohl sein mag, erwiderte er, daß der Name Ihres Candidaten für mich vorläufig ein Geheimniß bleiben müsse. Auf meine Frage: warum? zuckte er die Achseln und schwieg. Ich bin durchaus nicht neugierig, meine Liebe, aber wissen möchte ich für mein Leben gern, wer der Bewußte sein mag?

— Ich kann's nicht sagen . . .

— Ich verstehe, sagte der Geldmensch, der die fixe Idee gefaßt hatte, daß der Bewußte kein Anderer als er selber sei. Nun aber müssen Sie mir einen Gefallen erweisen und mir ein Lied, ein recht lustiges Lied singen . . .

— Recht gern, sagte Sophie, flog an's Klavier und sang mit dem ganzen Liebreiz ihrer Stimme:

Ich hatte einst ein Papchen,
Das lauschte, wenn ich sprach,
Das Papchen war gelehrig
Und sprach mir Alles nach.

---

sais de littérature et de moral" (Par. 1736. 2 Bde. 12.) war ein so abgesagter Feind der Poesie, daß er sogar Voltaire's „Henriade" langweilig fand. Voltaire züchtigte ihn dafür mit der Peitsche seines schlagenden Witzes im „Pauvre diable", worin Abbé Trublet mit grausamer Wahrheit als ein Mann geschildert ist: „qui compilait, compilait, compilait." Aber trotz dieser blutigen Satire wurde Trublet (1761) zum Mitglied der Akademie erwählt. Er starb 1770 in seiner Vaterstadt Saint-Malo.

Es hörte Liebchens Namen,
Den Namen, der so nett,
Drauf schrie es unaufhörlich
Babett', Babett', Babett'!

Einst blieb das Fenster offen —
Ich war grad' nicht zu Haus,
Da flog das böse Papchen
Schnell in den Wald hinaus.

Was thut das böse Papchen?
O sagt mir, war das nett?
Es schwatzt, was es erlauschte,
Und ruft: Babett', Babett!

Das hört der dumme Kuckuk,
Der Kuckuk ist nicht faul,
Er sagt's dem losen Zeisig,
Auch der hält nicht sein Maul.

Der Zeisig sagt's dem Kehlchen,
Das Kehlchen sagt's dem Staar,
Der Staar sagt es — o Jammer! —
Der Nachtigall sogar.

Die sagt's der lust'gen Wachtel,
Und die der Lerche bald,
Drum weiß des Liebchens Namen
Jetzt schon der ganze Wald.

Zavarroni löste sich in Beifall auf.

XXVI.

Am folgenden Morgen, als Mademoiselle Arnould eben im Begriff stand, in die Probe zu fahren, stürzte Viscount Clanricard wie ein gereizter Stier mit einem dreifach gestrichenen Goddam ins Zimmer seiner nicht wenig erschreckten Freundin.

— Was giebt's? fragte Sophie, die kurz vorher unten einen gewaltigen Lärm gehört hatte.

— Ich berste . . .

— Warum bersten Sie?

— Aus Wuth . . .

— Wer hat Sie gereizt?

— Zwei Lümmel, welche die Ehre haben, Ihrer Dienerschaft anzugehören, Ihr Portier und Ihr Kutscher . . .

— Himmel, was ist geschehen?

— Diese beiden Tölpel standen, als ich ankam, vor der Thür. Ohne sie eines Grußes zu würdigen, gehe ich an ihnen vorüber; da höre ich, wie Beide hinter mir zu lachen anfangen. Wer ist dieser Rothkopf? fragt der Kutscher. Mylord Beefsteak, antwortet der Portier. Ich drehe mich um, fasse den Kutscher beim Kragen, den Portier bei der Cravatte, schleudere den Einen in diese, den Andern in jene Ecke und will dann hinauf zu Ihnen. Da laufen beide Kerle mir nach und wollen sich an mir vergreifen. Ich kehre mich und gebe dem Kutscher einen Schlag auf die

Nase, daß er blutend zur Erde sinkt, dann packe ich den Portier bei einem seiner langen Ohren und versetze ihm einen Schlag auf den Magen, daß er besinnungslos zu Boden stürzt.

— Himmel, was haben Sie gethan?

— Die Schlingel nach Gebühr gezüchtigt; damit aber bin ich nicht zufrieden, my dear, beide Flegel müssen Sie augenblicklich fortjagen . . .

— Mylord, das geht nicht . . .

— Das geht nicht? fragte der Viscount tief indignirt.

— Kutscher und Portier sind zwei arme Verwandte, denen ich große Verpflichtungen schuldig bin. Der Kutscher ist Herr Hippolyte Margaux, mein Pathe . . .

— Und der lümmelhafte Portier?

— Mein armer Vater . . .

— Was sagen Sie?

— Die Wahrheit, Mylord. Mein Pathe, der noch vor zehn Jahren ein ziemlich großes Vermögen besaß, hatte sich in gefährliche Speculationen eingelassen und dabei Hab' und Gut verloren . . .

— Und Ihr Vater?

— Hat vor einem Jahre Bankerout gemacht . . .

— Goddam! rief Clanricard und war bestürzt. Hätte ich ahnen können, daß dieser Lümmel — Portier wollte ich sagen — der Urheber Ihrer Tage, und daß der Andere Ihr Pathe sei, ich würde aus Rücksicht für Sie die Beleidigung ruhig eingesteckt haben . . . jetzt aber . . .

— Ist Mylord beiden Dienern meines Hauses Schmerzensgelder schuldig . . .

— Yes! erwiderte der gutmüthige Tropf und wurde urplötzlich ganz tiefsinnig.

— Mylord, woran denken Sie?

— Meine Gedanken waren wieder bei ihr . . .

— Bei ihr? fragte Mademoiselle Arnould, die, vom Erstaunen erfaßt, sich diesen raschen Uebergang nicht erklären konnte.

— Bei meiner Feenkönigin . . .

— Sind Sie mondsüchtig?

— Das nicht . . .

— Was denn?

— Verliebt . . .

— In eine Feenkönigin?

— Deren Schönheit Alles überstrahlt, was ich bis jetzt bewundernd angebetet habe . . .

— Sehr galant! erwiderte die Künstlerin etwas pikirt. Und der Name Ihrer Fee?

— Hortense . . . Hortense . . .

— Eine Unschuld aus dem Corps de Ballet, eine Grisette?

— Eine Gräfin . . .

— Verheirathet?

— Mit Herrn von Lauraguais . . .

— Was sagen Sie?

— Die Wahrheit, Mademoiselle.

— Erwachen Sie aus Ihrem Traume . . .

— O dieser Traum ist so schön . . .

— Sie lieben die Gemahlin des Grafen von Lauraguais? fragte Sophie, die das, was sie eben gehört hatte, nur ungern glauben wollte.

— Ich liebe sie mit der ganzen Gluth der ersten Liebe.

— Und Sie hoffen?

— Nichts, gar nichts! erwiderte der Viscount mit eiskalter Resignation.

— Seit wann, Mylord, lieben Sie die Frau eines Andern?

— Seit fünf Monaten . . .

— Und haben mir früher nichts davon gesagt?

— Damals wußte ich's selber nicht . . . doch seit acht Tagen, wo ich, bei ihr eingeführt, mich täglich in den Strahlen ihrer Schönheit sonnen darf, sagt mir jede Regung meines Herzens, daß sie die Seele meiner Seele ist.

— Ihr kaltes Fischblut, Mylord, hat sich in siedendheißes Oel verwandelt . . . Sie tragen in Ihrem Herzen eine Hölle . . .

— Einen Himmel mit tausend Paradieseswonnen!

— Wohin, Viscount, soll diese Liebe führen?

— In den Tod!

— Sie wollen sterben?

— Weil's mir an Muth gebricht, zu leben ohne sie!

— Ich traue meinem Ohre nicht. Welch eine zauberhafte Metamorphose! Ein starrer Eisblock hat sich in einen glühenden Vesuv verwandelt. Ah, diese Gräfin Lauraguais muß schön, sehr schön sein!

— Raphaels Madonna ist dieser gegenüber eine Schönheit gemeiner Art.

— Genug, mein Herr, sonst könnt' ich dieses Weib beneiden! Nur eine Frage noch . . . Weiß Graf Lauraguais, daß seine Gemahlin Sie empfängt?

— Er selbst hat mich ihr vorgestellt und mir erlaubt, sie täglich zu besuchen.

— Also gar nicht eifersüchtig?

— Er kennt die Tugend seiner Frau . . .

— Mylord, ich mag Gräfin Lauraguais durchaus nicht kränken und gern glauben, daß sie ein Vorbild jeder Tugend sei, doch ist sie immer nur ein Weib, und Weiber . . . doch genug, genug! sagte Mademoiselle Arnould mit einem Tone, dem es anzuhören war, daß irgend ein Gedanke sie beunruhige. Es schlägt Zehn . . . die Probe ruft . . . ich muß fort . . . Auf Wiedersehen, Mylord, sagte sie und reichte ihm die Hand.

— Ich eile zu ihr, rief Clanricard und rannte fort.

— Der ungetreue Insulaner! Sonst schwärmte er so für mich . . . jetzt küßt er nicht einmal die Hand, die ich ihm reiche, und lebt nur für sie! Und bei all' dieser Schönheit ist Clanricards »Feenkönigin« nicht einmal stark genug, die flüchtige Neigung ihres Gatten zu fesseln, der zu meinen Füßen liegt. Mich liebt er, mich verfolgt er mit Eifersucht; seiner Gemahlin aber stellt er täglich einen neuen Anbeter vor, unbekümmert, ob sie ihm treu bleibt oder nicht. — Liebe ist eine erhabene Ode, Ehe ein triviales Vaudeville, Liebe ist ein reizendes Räthsel, Ehe ist die abgeschmackte Auflösung davon. Besäße ich die Macht, den Viscount und die Gräfin heimlich zu trauen, nach drei Monaten würde er von der hundertblätterigen Rose nichts als die Dornen sehen. Das Herz der Männer liebt Veränderung.

XXVII.

Wir kommen absichtlich noch ein Mal auf Herrn Grimms Grabschriften-Sammlung zurück, weil sie uns Gelegenheit verschafft, unsern Lesern einige Pröbchen daraus mitzutheilen.

Louis Barbier, Abbé de la Rivière, Almosenier des Herzogs Gaston von Orleans und Bischof von Langres, der erste Geistliche, der eine Perücke zu tragen gewagt hatte, vermachte in seinem Testamente eine Summe von hundert Thalern Demjenigen, der ihm eine Grabschrift dichtet. La Monnoye setzte ihm folgende:

Ci gît un très grand personnage,
Qui fut d'un illustre lignage,
Qui posséda mille vertus,
Qui ne trompa jamais, qui fut toujours fort sage . . .
Je n'en dirai pas davantage;
C'est trop mentir pour cent écus.

Michel de Chamillard, erst Parlaments- und später Staatsrath, General-Controlleur der Finanzen und endlich sogar Kriegsminister, war ein mittelmäßiger Kopf, der seine Carrière einzig und allein seiner großen Geschicklichkeit auf dem Billard, dem Lieblingsspiele Ludwigs XIV., zu verdanken hatte. Als er 1721, in einem Alter von siebenzig Jahren, starb, machte Jemand die Grabschrift:

Ci gît le fameux Chamillard,
De son roi le protonotaire,
Qui fut un héros au billard,
Un zéro dans le ministère.

Der Schotte John Law, der zur Zeit der Regentschaft Philipps von Orleans General-Controlleur der Finanzen gewesen war und durch Errichtung einer Actienbank und einer Mississippi-Compagnie halb Frankreich an den Bettelstab gebracht hatte, erhielt die Grabschrift:

Ci gît cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal,
Qui par les règles de l'algèbre
A mis la France à l'hôpital.

Aus der Fluth galanter und boshafter Grabschriften, die auf das Grab der armen Frau von Pompadour herabregneten, theilen wir nur zwei mit. Die Erste lautet:

Ci gît Madame de Pompadour,
Qui charmait la ville et la cour,
Femme infidèle et Maîtresse accomplie;
L'Amour et l'Hymen n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie,
Et l'autre de pleurer sa mort.

Die andere:

Ci gît qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans putain, puis huit ans maquerelle.

Charles de Rohan, Prinz von Soubise, der Günstling der Marquise, mußte sich gefallen lassen, schon bei Lebzeiten manches

Epigramm zu hören, das bestimmt war, ihm nach dem Tode als Grabschrift zu dienen. Eines der witzigsten darunter ist folgendes:

Il est mort ce pauvre Soubise,
Sa tente à Rosbach il perdit,
A Versailles il perdit sa marquise,
A l'Hôpital il est reduit. *)

Diese Beispiele mögen genügen, unsern Leser zu überzeugen, daß die Epitaphomanie des Herrn Grimm bei aller Langweiligkeit doch auch ihre heitere Seite besaß. —

— Warum so betrübt? fragte Mademoiselle Arnould, als Herr Grimm mit auffallend grämlicher Miene in ihr Zimmer trat.

— Ich befinde mich in nicht geringer Verlegenheit. Mein Herr und Gebieter, der Herzog von Orleans, der mir tagtäglich neue Beweise seines unbegrenzten und gewiß höchst schmeichelhaften Vertrauens giebt, hat mir einen sehr delicaten Auftrag ertheilt. Ich kenne Ihre Verschwiegenheit, liebe Arnould, und brauche deshalb, Ihnen gegenüber, aus jener Commission kein Geheimniß zu machen. Der Geburtstag seiner Freundin, der Marquise von Montesson, rückt mit riesengroßen Schritten heran. Zur Feier desselben soll in Bagnolet ein achttägiges Freudenfest mit großartiger Abwechselung, eine Hetzjagd, ein Pferderennen, ein Wettlauf, ein Volksfest, ein Bal champêtre, ein englisches Kirchthurmrennen, ein Fuchsprellen, ein großartiger Hahnenkampf und ein kleines Stiergefecht, eine Reihe von Theatervorstellungen, Conzerten und

*) Der Marschall von Soubise lebte bekanntlich mit Frau von L'Hôpital.

Bällen, endlich ein riesiges Souper dinatoire, Illumination, Feuerwerk, eine italienische Nacht mit Gondelfahrten auf dem kleinen Teiche und Gott weiß was noch mehr arrangirt werden. Sie begreifen, meine Gute, daß so ein Fest meinem Herrn Geld, sehr viel Geld kostet; zum Unglück stehen seine Finanzen in diesem Augenblick schlechter als je; aus diesem Grunde hat er mich beauftragt, mit einem unserer Bankiers in seinem Namen, sonst aber möglichst still und geräuschlos, eine neue Anleihe von drei bis viermal hunderttausend Livres abzuschließen. Seit sechs Tagen laufe ich mir von Pontius zu Herodes die müden Beine ab, ohne — entre nous soit dit! — einen Dummkopf oder Wagehals zu finden, der diese Anleihe mit uns riskiren will. Seit drei Nächten, liebe Freundin, kann ich kein Auge schließen, denn um mich dem Herzog möglichst bereitwillig zu zeigen, habe ich — leichtsinnig genug — ihm mein Ehrenwort gegeben, das Geld aufzutreiben, es koste was es wolle. Ich verspreche zehn, ich verspreche zwanzig Procent, aber trotzdem will Niemand anbeißen. Ich schwitze Angst und Blut und weiß nicht mehr wohin. Ach, Theuerste, könnten Sie vielleicht . . .

— Dem Herzog viermalhunderttausend Livres leihen?

— Das eben nicht, aber desto eher vielleicht mir einen guten Rath, einen freundlichen Wink geben . . .

— Das will ich. Kennen Sie Herrn Giuseppe Zavarroni?

— Nur dem Namen nach . . .

— Ich will Ihnen ein Paar Zeilen an ihn geben. Der Mann besitzt mehr Geld, als Ihr Herzog Schulden hat; Sie wissen, was das sagen will . . .

— O dann muß Ihr Freund ein Billionär sein . . .

— Er ist der Mann, der Ihnen helfen kann und wird, jedoch, was ich Ihnen im Voraus sagen kann, nur unter einer Bedingung . . .

— Sie meinen den Zinsenpunkt . . . im Nothfall verspreche ich ihm fünfundzwanzig . . .

— Er verlangt mehr . . .

— Also dreißig . . .

— Sie irren; er verlangt etwas Anderes. Er ist ein eitler Mann, der nach Titeln und Orden, wie ein Fisch nach Regenwürmern, schnappt und sich à tout prix geadelt sehen will. Wenn Sie Ihren Herzog bewegen können, daß er beim König ein gutes Wort für die Baronisirung dieses Mannes einlegt und ihm das gewünschte Adelsdiplom verschafft, so leiht er Ihnen das Geld ohne Zinsen . . .

— Ohne Zinsen? Dem guten Manne kann geholfen werden. Nun aber bitte und beschwöre ich Sie, mir ein paar Zeilen an ihn mitzugeben und zwar jetzt gleich, denn wir haben, bei allen Göttern des Olymps, keine Zeit zu verlieren . . .

— Ich eile, sagte die Künstlerin und setzte sich an ihr Schreibpult.

— Noch heute Abend spreche ich mit dem Herzog, mache ihm begreiflich, daß dies der einzige Weg ist, ihm zu der neuen Anleihe zu verhelfen, und dann müßte mich Alles, Alles trügen, wenn der Herzog nicht augenblicklich auf unsern gemeinschaftlichen Plan einginge und seine ganze Suada aufböte, ihm moyennant de quatre cent mille livres, ein armseliges Adelsdiplom zu verschaffen.

— Dann wäre sein kühnster Ehrgeiz erfüllt, und vielleicht

fiele dann noch Etwas für den Vermittler dieser Anleihe ab. Zehntausend Livres . . .

— Sind allerdings mitzunehmen, liebe Freundin, aber mehr als das würde mich der Gedanke freuen, daß ich das Vertrauen meines Herrn und Gebieters nicht getäuscht und mich des kitzlichen Auftrags zu seiner vollen Zufriedenheit entledigt hätte.

— Hier, lieber Freund, ist der Brief.

— Dank, tausend Dank, meine gute Arnould. Mein Herr und Gebieter, der Herzog . . .

— Bah, was kümmert mich der Herzog! Das, was ich thue, geschieht für Sie und Zavarroni. Nur eine Frage noch. Haben Sie Herrn Rousseau gesehen?

— Gestern Abend fand ich ihn im Café de la Régence. Wir spielten eine Partie Schach, und als wir auseinandergingen, beauftragte er mich, Ihnen zu sagen, daß die bewußte Angelegenheit im besten Gange sei.

— Schön, sehr schön. So geht denn Alles, wie ich's wünsche.

— Auf Wiedersehen, liebe Freundin, sagte Grimm und eilte geraden Weges zu Zavarroni.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— Das Glück, sprach Sophie, als sie allein war, ist der Vormund der Dummen. Wenn mein Doctor Mitglied der Akademie, und mein Bankier französischer Baron wird, dann habe ich zwei Menschen glücklich gemacht. Und das ist kein schlechtes Bewußtsein!

XXVIII.

Wir dürfen unserm Leser nicht länger verhehlen, daß von allen »sieben Todsünden« unserer vielgeliebten Freundin der Graf von Lauraguais ihrem Herzen am nächsten stand. Dem Anscheine nach war ihm, wie jedem ihrer sechs andern Anbeter, blos ein Tag ihrer Woche eingeräumt, doch gehörte ihm — was wir bis jetzt verschwiegen haben — auch jeder Abend, an dem Mademoiselle Arnould in der Oper nicht beschäftigt war; aber selbst an diesen Abenden pflegte der Graf mit seiner Equipage ganz in der Nähe des Opernhauses zu warten, um sie nach Haus zu bringen und bei ihr sein Abendbrod einzunehmen.

Am letzten Sonntage, als Mademoiselle Sophie die Ephise in der Oper »Dardanus« gesungen hatte, harrte der Wagen des Grafen, um seine Geliebte abzuholen. Sie sprang hinein, steckte die Partitur ihrer Rolle in eine der Wagentaschen und fragte ihn, ob er lange habe warten müssen.

— Fast dreiviertel Stunden . . .

— Zwei Tanzstücke, die man eingelegt, haben die Vorstellung um mehr als eine halbe Stunde verlängert . . . Bei wem haben Sie Ihren heutigen Abend zugebracht?

— Bei meiner Frau . . .

— Ist's erlaubt zu fragen, wie Sie sich unterhalten haben?

— Schlecht, sehr schlecht! Meine liebe gute Frau wird von Tag zu Tage langweiliger . . . Sie quält mich mit ihrer Zärtlichkeit und ist so unausstehlich fad, daß ich gähnen muß, so oft ich sie ansehe . . .

— Und doch sagt alle Welt, daß Gräfin Lauraguais eine der schönsten Frauen von Paris, ein Engel der Faubourg Saint Germain sei . . .

— Sie ist schön, aber matt, monoton und langweilig wie ein Schäfergedicht des Herrn von Urfé.*)

— Ich bedaure die arme Gräfin . . .

— Und warum?

— Weil sie das Unglück hat, Ihre Frau Gemahlin zu sein. Wäre sie die Gattin eines Andern . . .

— Dann glaube ich, daß sie mir weniger reizlos erschiene als jetzt, wo ihre Schönheit mich ganz und gar kalt läßt. Schon oft, meine süße, angebetete Freundin, habe ich im Stillen mir das Glück gewünscht, daß meine liebe, gute, aber, wie gesagt, höchst langweilige Frau sich in den ersten Besten verlieben und mir untreu werden möchte, um mir Waffen in die Hand zu geben, mit

---

*) Honoré von Urfé, Graf von Château-neuf, ein mittelmäßiger Poet, schrieb einen vierbändigen Schäferroman, „Astrée", der, ein halbes Jahrhundert lang eine Lieblingslecture von ganz Europa, so fad und abgeschmackt war, daß er, wie manch anderes Meteor am literarischen Himmel, nach kurzem Glanze in ewige Nacht versank. Außer dieser „Astrée", deren erste Auflage Par. 1610. 4 Bde. in Quart erschien, hat Urfé noch zwei andere, nicht minder langweilige Schäfergedichte, „la Sirène" (Par. 1611. 8.) und „la Sylvanire, ou la Morte vive" (Par. 1625. 8.) geschrieben. Die letztere dieser beiden Pastoralen scheint Alexandre Dumas zur Unterlage eines Romans benutzt zu haben, der gleichfalls „Sylvanire" heißt.

denen ich ihr entgegentreten könnte, um mich von ihr loszusagen. Hortense aber ist so fabelhaft treu, daß sie mir nicht den allergeringsten Anlaß zum Argwohn giebt. Ich stelle ihr tagtäglich junge, liebenswürdige Leute vor, umringe sie mit einem Kreise schmachtender Anbeter und lege ihrer Treue tausend gefährliche Fallen; aber Alles umsonst! Hortense ist noch heute so vernarrt in mich, als am Tage unserer Hochzeit; das gesteht sie mir täglich, und das eben ist's, was mich so furchtbar ennuirt. Die gute Frau liebt mich dergestalt, daß sie blind und taub gegen die Aufmerksamkeiten und Huldigungen ihrer Verehrer ist, mir mit unausstehlicher Consequenz treu bleibt und keinen Grund zur Scheidung giebt. Und stiege selbst Apoll vom Belvedere herab, und bewürbe selbst der liebe Gott sich um ihre Gunst, sie würde, treu ihrem Schwure, nie vergessen, daß sie meine Gemahlin ist, und — falls sie nicht früher sterben sollte — mir treu bleiben bis zum Tage des jüngsten Gerichts. Sagen Sie selbst, Sophie, ist das nicht empörend?

— O Männer, Männer! Der Beste unter Euch ist keine Thräne werth . . .

— Sie zürnen? Himmlisches Wesen, geben Sie mir einen Kuß.

— Was fällt Ihnen ein? rief die Sängerin und sträubte sich dagegen.

— Voilà la différence! Sagte ich zu meiner Frau: Hortense, gieb mir einen Kuß, so wäre sie selig und capable, mir statt des einen lieber gleich hundert anzubieten. Wie oft hingegen wünsche ich mir hundert Küsse von Ihnen, und wie oft erhalte ich, gerade wenn ich am meisten nach dem Nectar Ihres süßen Mundes lechze, nicht einen einzigen? Aber eben darin liegt der große mächtige

Reiz, der mich mit immer festeren Banden an den Triumphwagen Ihrer ewig neuen, ewig frischen, ewig pikanten Schönheit fesselt...

— O warum sind nicht auch die Weiber so klug, ihren Männern gerade dann, wann diese ganz Feuer und Flammen sind, ein wenig Kälte entgegen zu setzen?

— Nicht alle Frauen, süße Freundin, sind so klug wie Sie! Alle Weiber, von der Gräfin du Barry, der Nachfolgerin der Pompadour, bis herab zur letzten Choristin unserer Oper, könnten von Sophie Arnould das große Geheimniß erlernen, das wandelbare Herz der Männer bis zum letzten Hauche ihres Lebens zu fesseln durch jenen Wechsel, der sich heute finster verpuppt, um sich morgen, neu verjüngt, in frischer Farbenpracht zu zeigen!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Equipage des Grafen hielt jetzt am Hause seiner Geliebten. Sie stiegen aus.

— Guten Abend, Vater Hegesippe, sagte Herr von Lauraguais mit der liebenswürdigsten Herablassenheit zum Papa-Portier, dem er cordialement die Schulter klopfte.

— **Bon soir, Monsieur le Comte,** entgegnete der väterliche Thürhüter mit freudestrahlender Miene, zwei Finger seiner linken Hand an den Tressenhut legend und nicht wenig geschmeichelt durch den herablassenden Gruß des Grafen.

— Wie geht's? fragte Sophie im Vorbeigehen.

— Gut, liebes Kind, Fräulein wollte ich sagen, verbesserte der alte Mann, selig, daß seine Tochter ihn eines freundlichen Wortes gewürdigt hatte.

Sophie und Léon erstiegen die Treppe. Der Graf verfügte

sich in den erleuchteten Speisesaal, wo eine gedeckte Tafel ihn erwartete. Die Sängerin huschte in ihr Garderobe-Zimmer, wo eines ihrer Kammermädchen ihrer harrte, um sie auszukleiden.

Rameau's reizende Ephise warf sich auf einen der Lehnstühle und fragte, das Band ihres Hutes lüftend, ob nichts angekommen sei?.

— Ein Brief vom Herrn von Clanricard, erwiderte Georgette und zog aus den Falten ihres rosaseidenen Busentuches ein schneeweißes Billet hervor.

— Gieb her, sagte die Arnould, erbrach das Siegel und las, während die Zofe sich niederbückte, um deren Schuhbänder aufzulösen, den Inhalt, also lautend:

»Nur einige Zeilen, my dear. Ich habe Ihnen ein Geheimniß offenbart, das mich jetzt sehr beunruhigt, weil es nun ganz in Ihrer Macht liegt, dies Geheimniß zu verrathen und den Engel, den es betrifft, böswilligem Verdachte preiszugeben. Mein einziger Trost ist Ihr gutes Herz. Sind Sie, my dear, wirklich so gut, wie alle Welt Sie schildert, so werden Sie um keinen Preis der Welt verrathen

Ihren

ewig dankbaren

E. C.«

— Unnütze Furcht, murmelte Sophie vor sich hin, zerriß das Blatt und eilte, nachdem sie sich in ein reizendes Nachtgewand gehüllt hatte, zum Grafen.

— Gut, daß Sie kommen! rief er ihr entgegen. Seit zehn Minuten stehe ich auf glühenden Kohlen und berste vor Neugier...

— Dieu de Dieu, was ist geschehen?

— Bei meinem Eintritt ins Zimmer habe ich dort auf dem Sopha eine vermaledeit-interessante Entdeckung gemacht. Seit wann, Sophie, kennen Sie meine Frau?

— Ihre Frau? fragte sie ganz erstaunt. Dem Namen nach kenne ich sie fast eben so lange als ihren Herrn Gemahl . . .

— Und von Person zu Person?

— Kenne ich sie bis jetzt noch gar nicht . . .

— Das ist unwahr, Sophie, meine Frau war hier in diesem Zimmer . . .

— Und das sagt Ihnen?

— Dies kleine Ding da! erklärte der Graf und zeigte es ihr.

— Wie, dies rothseidene Portefeuille? rief Mademoiselle, nicht wenig überrascht und erschreckt.

— Gehört meiner Frau . . . Ich habe es hundert Mal in ihrer Hand gesehen . . .

— Ein Irrthum . . .

— Ist hier durchaus nicht denkbar. Dies eingewirkte H. heißt Hortense . . .

— Möglich, doch kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich diese kleine Brieftasche keineswegs von der Gräfin Lauraguais erhalten . . .

— Ei von wem denn sonst?

— Von wem? fragte Sophie, einen Augenblick überlegend . . . Herr Graf, fügte sie dann mit ziemlich ernstem Ernste hinzu, was berechtigt Sie zu dieser Frage?

— Sie müssen es mir sagen . . .

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müssen, was ich nicht will?

— Aber wenn ich Sie bitte und beschwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig ist, mir zu sagen, wer Ihnen das Portefeuille gegeben?

— Dann werde ich mich einen Augenblick besinnen und überlegen, ob ich es sagen kann und darf, entgegnete Mademoiselle Arnould und nahm in der That eine nachdenkende Miene an.

— Nun, fragte Herr von Lauraguais nach kurzer Pause, sind Sie noch nicht einig?

— Ich bin's, erklärte Sophie nach reiflicher Ueberlegung.

— Dies kleine Portefeuille also . . .

— Ist ein Geschenk meines Arztes . . .

— Des Doctors Dardanus? fragte der Graf, von Neuem überrascht.

— Von ihm und keinem Andern . . .

— Ah, rief der Graf, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen . . . jetzt seh' ich klar . . . ganz klar . . .

— Was sehen Sie? fragte die Arnould, jetzt eben so neugierig als vorhin der Graf.

— Ich sehe einen langgenährten Wunsch in Erfüllung gehen . . .

— Reden Sie deutlicher . . .

— Ob ich's wohl darf?

— Sie müssen es mir sagen!

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müssen, was ich nicht will? Waren das nicht Ihre eigenen Worte?

— Aber wenn ich Sie bitte und beschwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig ist, mir zu sagen, was Sie denken?

— Dann werde ich mich nicht halb so lange als Sie besinnen und Ihnen Alles, Alles sagen. So vernehmen Sie nun ein Geheimniß, das ich außer Ihnen keinem zweiten Wesen auf dieser Welt voll Plaudermühlen anvertrauen möchte. Gräfin Lauraguais, meine liebe, gute Frau, ist . . .

— Mein Gott, was ist sie?

— Verliebt, verliebt! rief Herr von Lauraguais, außerordentlich entzückt.

— Verliebt? In Wen?

— Sie wissen das wirklich nicht? fragte er plötzlich wieder ganz ernst.

— Nein! antwortete Sophie mit schlechtverhehlter Aengstlichkeit, denn sie glaubte, der Graf denke dabei an Clanricard.

— Gut, dann will ich's Ihnen sagen. Meine Frau liebt den alten Quacksalber, rief der Graf und schien darüber so erfreut zu sein, daß er herzlich lachen mußte.

— Und hat eine Entdeckung so ernster Art für Sie wirklich so viel Komisches, daß Sie darüber lachen können?

— Ei warum denn nicht? Das, was ich seit Jahren gewünscht habe, scheint endlich in Erfüllung zu gehen . . . Meine Frau ist verliebt, kannibalisch verliebt . . .

— Aber, mein Gott, was berechtigt Sie zu diesem Glauben?

— Was mich dazu berechtigt? Das Gedicht, das ich in diesem Portefeuille gefunden . . . das ist die Handschrift meiner Frau . . . Begreifen Sie jetzt, daß ich klar . . . ganz klar sehe?

— Ja, ja! antwortete die kluge Künstlerin, blos darum, um des Gatten Argwohn von Clanricard abzuwenden.

— Nun weiß ich, warum Hortense, die seit den acht Jahren

unserer Verheirathung ein Bild der unausstehlichsten Gesundheit gewesen ist, sich seit Kurzem so unwohl fühlt, daß sie vor drei Tagen mich um Erlaubniß gebeten hat, den alten Quacksalber rufen zu lassen . . . Ist das nicht eine kostbare Entdeckung? Bei der ganzen Geschichte, sagte er plötzlich wieder ganz ernst werdend, kränkt mich das Eine nur . . .

— Daß Gräfin Lauraguais . . .

— Einen so verdammt schlechten Geschmack hat, fügte er hinzu und wurde wieder heiter wie zuvor. Wenn die liebe, gute Frau sich endlich einmal entschlossen hat, mir untreu zu werden, so hätte sie wenigstens eine bessere Wahl treffen sollen . . .

— Und werden Sie ihr darüber Vorwürfe machen?

— Wo denken Sie hin? Sie erweist mir ja — freilich ohne daß sie es will — mit ihrer Untreue einen großen Gefallen und hoffentlich auch einen wesentlichen Dienst, setzte er händereibend hinzu . . . Ich mache sie erst ganz sicher und . . .

— Und?

— Ertappe sie dann auf frischer That. Ein flagrant délit und uns Allen ist geholfen! Ich reiche augenblicklich die Scheidung ein und heirathe Sophie, und meine liebe, gute Frau heirathet den alten Quacksalber. Herrlich, herrlich! rief er aus, drehte sich drei Mal wie ein Kreisel um den Absatz seines Stiefels, umarmte seine zukünftige Frau und drückte sie anticipando an sein Herz.

— Böser Mensch! rief Sophie und hatte Mühe, sich seinen liebeglühenden Umarmungen zu entwinden.

In demselben Moment kam das Abendbrot.

— Mein Wagen, sagte der Graf zum Kammerdiener, soll ruhig nach Hause fahren.

XXIX.

Gegen vier Uhr Morgens sah man eine große, imposante Männergestalt in einen dunkeln Mantel eingehüllt aus der »Rue Feydeau« nach der »Rue Tournon« heimkehren. Unterweges trällerte sie gähnend die Strophe eines Trinkliedes vor sich hin:

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden giebt's junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Beim Wein ich am alten mich halte . . .
Sie laden zum Küssen und Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

XXX.

Die Weltweisen des Alterthumes, diese komischen Käuze, die kein anderes Steckenpferd als philosophische Untersuchung gekannt, haben lange hin- und hergegrübelt über die an und für sich höchst unnütze Frage: worin das höchste Gut des menschlichen Lebens bestehe? Der heilige Augustin berichtet in seinem Werke „de civitate Dei" (Buch XIX. Capitel I.), Marcus Terentius Varro,

einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit, habe als Beantwortung dieser Frage nicht weniger als zweihundert achtundachtzig verschiedene Meinungen aufgestellt, welche Herr von Cicero, der größte Schwätzer aller Zeiten, in seinem Buche »de finibus« ziemlich vollständig aufgezählt und mit klassischer Weitschweifigkeit kritisch zerlegt hat. Es wäre uns ein Leichtes, seinem Beispiele zu folgen, unserm Leser eine Uebersicht sämmtlicher 288 Meinungen vorzulegen und damit, nach Umständen, zwei bis drei Bogen zu füllen; aber eingedenk der Wahrheit, daß Niemand berechtigt sei, seinen Nebenmenschen absichtlich zu quälen, wollen wir menschlich sein und aus jener Unsumme von Meinungen nur die hauptsächlichsten anführen, um den Beweis zu liefern, wie komisch die Herren Philosophen sich gegenseitig widersprochen haben. Anaxagoras — wir lassen diese Käuze in alphabetischer Ordnung vorüberziehen — hielt das beständige Anschauen der Sonne; Antisthenes einen glücklichen Tod; Archytas eine gewonnene Schlacht; Aristipp das Vergnügen; Chrysipp die Erbauung eines prachtvollen Gebäudes; Cicero den Nachruhm; Crates eine glückliche Seereise; Diogenes die unabhängige Armuth; Epicur den sinnlichen Genuß; Euripides die Liebe eines schönen Weibes; Heraklit das Vermögen; Horaz das nil admirari; Moses das Glück und lange Leben; Periander die Ruhe; Polemon die Beredtsamkeit; Pythagoras die Anschauung Gottes; Pyrrho die Seelenruhe; Salomo die Weisheit; Seneca das Bewußtsein seines Werthes; Simonides die Freundschaft und Sokrates die Wissenschaft für das höchste Gut, für das größte Glück des Menschen. — Auch die neuern Philosophen haben über diese Frage Mancherlei gefaselt; Hobbes suchte das höchste Glück in der Freiheit, Mon-

taigne in einem sorgenfreien Leben, Rousseau in der Einschränkung seiner Bedürfnisse, Yorik-Sterne in der Empfindsamkeit und Young sogar im Tode. Sollen auch wir unsere Meinung sagen, so wollen wir kein Blatt vor den Mund nehmen und gestehen, daß nach unserer freilich etwas cynischen Ansicht das größte Glück unseres ephemeren Daseins — ein regelmäßiger Stuhlgang ist.

Der Marquis Camille Anacréon von Vieuxbois hatte vom höchsten Gute eine ganz andere Ansicht; seine größte Freude, sein schönster Stolz, seine ganze Glückseligkeit war — wie unserm Leser schon bekannt ist — sein großartiges Wasser-Kabinet. Aber »nemo ante mortem beatus« sagt der weise Solon und hat Recht.

Leichenblaß trat der Marquis von Vieuxbois ins Boudoir seiner »holden Herrin«. Der »fossile Troubadour« ließ sich auf eines seiner steifen Kniee nieder, erfaßte Sophiens Hand, preßte sie an seine blaßblauen Lippen und rief mit wahrhaft rührender Verzweiflung:

— Zu Deinen Füßen, Sonne meines Lebens, liegt ein ruinirter Mann.

— Stehen Sie auf, Marquis; erzählen Sie, was geschehen ist.

— In vergangener Nacht, als ich in süßem Schlummer lag und von dem »Stern der Sterne« — von Ihnen — träumte, wurde ich urplötzlich durch einen furchtbaren Lärm geweckt. Feuer! Feuer! rufen tausend Stimmen. Ich springe rasch vom Lager auf, eile ans Fenster und frage die Leute: wo brennt's! Bei Ihnen, lautet die Antwort.

— Bei Ihnen? wiederholte Sophie voll zärtlicher Theilnahme.

— Bei mir, bei mir! ruft der versteinerte Minstrel und ringt

voll Verzweiflung die Hände. Ich eile in meine Schatzkammer, um das Theuerste auf Erden, meine kostbaren Reise-Erinnerungen, meine auf Flaschen gezogenen Meere und Flüsse zu retten. Zu spät, zu spät! Mein Kabinet steht in lichterlohen Flammen . . . die Gluth ist so groß, daß eine Flasche nach der andern springt. Vernichtet stehe ich mitten im Feuermeere und sehe, wie die Wasser sich vermengen, wie mein Jordan sich in die Moldau und meine Moldau sich in den Guadalquivir ergießt. Das Feuer greift immer mehr und mehr um sich; schon lecken die Flammen an meinen Kleidern; ich rette nichts als ein armseliges Nösel Manzanares und ein Fläschchen Po, etwas Rhein und etwas Newa und will mit diesen Trümmern meines Schatzes die Treppe hinabeilen, da sehe ich zu meinem Schreck, daß auch sie in Flammen steht. Ich stürze ans Fenster zurück und rufe: Hilfe! Hilfe! Man legt eine Leiter an; unter jedem Arme zwei meiner geretteten Flüsse schwinge ich mich durch das Fenster auf die Leiter, um hinabzusteigen; da wird mir plötzlich vor Angst und Schreck so schwindelig, daß ich die Flaschen nicht länger halten kann; ich muß sie fallen lassen, um mich an der Leiter festzuhalten. Auf diese Weise büße ich den letzten Rest meiner Habe ein und komme unten ärmer als der ärmste Bettler an . . .

— Wie ungerecht sind Sie gegen Ihr Schicksal . . . es ließ Ihnen Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihr Vermögen und Sie zählen sich zu den Bettlern . . .

— Weil mein höchstes Gut, mein größtes Glück für mich verloren ist. Gerechter Gott, was hab' ich jetzt von meinem zweiundzwanzigjährigen Hin- und Herwandern, was hab' ich von meiner dreimaligen Reise um die Welt? Nichts, gar nichts! Die köstlichsten

Erinnerungen meiner Reisen, meine Wasser, sind verbrannt . . . ich bin nun der unglücklichste Tourist, der beklagenswertheste Mensch unter Gottes Sonne . . .

— Vergessen Sie nicht, Marquis, daß Sie noch jung genug sind, Alles, was Sie eingebüßt haben, auf neuen Reisen wieder zu erbeuten . . .

— O Seele meiner Seele, wenn Sie wüßten, wie schwer es dem Herzen Ihres treuen Sklaven wird, sich von Ihnen zu trennen, dann erst würden Sie begreifen, wie groß mein Schmerz, wie unermeßlich mein Verlust ist!

— Sie wollen also nie mehr reisen?

— Nie mehr! Nie mehr! gelobte der abgebrannte Marquis mit rührendem Pathos.

— Gut; was in meiner Kraft liegt, Sie zu trösten, soll geschehen, Marquis; doch halt, damit ich's nicht vergesse: ist Ihre Ode im »Mercure« erschienen?

— So viel ich weiß, noch nicht.

— Und Sie schweigen zu dieser Beleidigung?

— Ich habe dem perfiden Journalisten vorgestern eine Herausforderung auf Pistolen zugeschickt . . .

— Und er?

— Hat bis jetzt nichts darauf erwidert . . .

— Sie müssen ihn dann noch ein Mal fordern . . .

— Und zwar noch heute! setzte er mit bramarbasirender Courage hinzu.

— Marquis, ich bewundere Ihren Muth . . . Sie sind ein Edelmann von echtem Schrot, ein wahrer Troubadour, der, in der

Linken die Leier, in der Rechten das Schwert, nicht nur zu singen und zu preisen, auch zu strafen und zu rächen weiß!

— Die Liebe macht uns stark . . .

— Und selig macht der Glaube! setzte die Sängerin voll rührender Salbung hinzu, fiel aber schnell aus ihrer Rolle und fing wieder, ausgelassen lustig, zu lachen an.

— Sie lachen? fragte der alte Troubadour.

— Nicht über Sie, Marquis.

— Ei, über wen denn sonst?

— Ueber den alten Don Quixote, von dem ich neulich im Louvre ein gar köstliches Bild gesehen: Mit seinem Speere rennt er muthig . . . gegen seinen eigenen Schatten.

— Das Bild ist . . .

— Von einem Maler, dessen Name mir entfallen, fiel ihm Mademoiselle Arnould in die Rede. Kommen Sie, Marquis, ich zupfe Ihnen wieder ein paar graue Haare aus . . .

— O Königin, wozu?

— Wie man so fragen kann! Um mir daraus ein Armband zu flechten . . .

— O wenn Sie das wollen, rief der überglückliche Schwärmer, dann steht Ihnen mein ganzer Haarwuchs zu Diensten.

Und wieder legte er sein Haupt auf ihren Schooß, und wieder zupfte sie ihm ein graues Haar nach dem andern aus, und wieder sang sie ein Lied, eine Romanze:

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Höre meines Herzens Klagen,
Höre meiner Seele Gram,
Kannst Du Liebe der versagen,
Der Dein Aug' den Frieden nahm?

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß auf mich herniederträufeln
Deiner Augen Strahlenlicht,
Laß die Arme nicht verzweifeln,
Der's an jedem Trost gebricht.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß in Deinem Aug' mich lesen,
In dem Aug' so seelenvoll,
Ob ich selig soll genesen,
Ob ich trostlos sterben soll.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre . . .

Er aber hörte nicht, denn wieder war er eingeschlafen und wieder schnarchte er wie ein »junger Savoyarde«.

— Schnarche fort, mein alter Troubadour, hauchte Sophie leise vor sich, legte sein graues Haupt auf's Sopha und huschte ins Nebenzimmer.

XXXI.

An demselben Tage, gegen elf Uhr Morgens, befand sich Gräfin Lauraguais, begleitet von einer ihrer Kammerfrauen, auf dem Wege nach der »Rue Richelieu«, um dort in einem der berühmtesten Modemagazine neue Kleiderstoffe für die mit Riesenschritten näherrückende Herbst-Saison auszuwählen. Der Zufall, der die Karten bisweilen auf höchst impertinente Weise mischt, war, als Hortense ihrem Kammerdiener den Befehl ertheilt hatte, augenblicklich anzuspannen, auf den äußerst boshaften Einfall gerathen, gerade jenen Wagen vorfahren zu lassen, in dem ihr Herr Gemahl Abends vorher Mademoiselle Arnould aus dem Theater abgeholt hatte.

Die Equipage fuhr eben am Schloß der Tuilerien vorüber, als der Blick der Frau von Lauraguais zufällig auf die Wagentasche fiel, aus der jene Rolle heraussah, welche die Geliebte ihres Gatten hineingesteckt hatte, ohne sie wieder herauszunehmen, ein Vergessen, das so häufig geschieht.

— Was ist das? fragte die Gräfin und enthüllte das Papier.

— Ein Notenheft! sagte die Kammerfrau, die den Fund mit höchst neugierigen Blicken verschlang.

— Die Partie der Ephise aus der Oper Dardanus und darunter der Name der Sängerin . . .

— Der Mademoiselle Arnould . . . . fügte die alte Duenna hinzu.

— Himmel, wie kommt die Partie dieser Dame in den Wagen meines Gemahls?

— Sonderbar! höchst sonderbar! rief die Alte und schüttelte ihr gepudertes Haupt.

— Und seit wann mag diese Rolle . . .

— Allem Anscheine nach seit gestern Abend . . .

— Gestern Abend . . .

— Wurde, wie ich mich sehr wohl zu erinnern weiß, in der großen Oper Rameau's »Dardanus« gegeben. Die Partie der Ephise sang . . .

— Mademoiselle Arnould? fragte Hortense leichenblaß.

— Ganz recht, Frau Gräfin.

— O mein Gott! rief Frau von Lauraguais und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

— Was fehlt Ihnen?

— Nichts, nichts! schluchzte Hortense und drängte gewaltsam den Strom ihrer Thränen zurück.

— Gnädige Frau, was beunruhigt Sie?

— Eine Ahnung, Elisabeth, die nun zur Gewißheit geworden ist.

— O vertrauen Sie mir, Madame! Schütten Sie Ihren ganzen Kummer in das Herz Ihrer alten treuen Dienerin. Sagen Sie mir, was Sie quält?

— Ein Gedanke so gräßlicher Art, daß ich ihn kaum auszusprechen wage. Mein Gemahl . . . liebt . . .

— Mademoiselle Arnould? fragte die Alte mit erheucheltem Schreck.

— Wer sagt das? rief Hortense, die es schon wieder bereute, ihr einen Blick in ihr Herz verstattet zu haben.

— Ich glaubte nach dem, was Madame soeben gefunden hatte, einen Grund zu haben, zu glauben . . .

— Du hast kein Recht zu glauben, was unglaublich ist, rief die Gräfin, tief verletzt durch den Verrath ihres Gemahls.

— Gut, Madame, dann habe ich mich geirrt und bitte Sie und den Herrn Grafen wegen meines ganz und gar ungerechten Verdachtes tausend Mal um Verzeihung . . .

— Schweig! rief die sanfte Frau, zum ersten Male in ihrem Leben in Heftigkeit ausbrechend.

Die Alte sprach keine Sylbe mehr. Auch die Gräfin versank in tiefes Schweigen und schenkte tausend quälenden Gedanken, die sich wie giftgeschwollene Skorpione an ihre Seele hingen, um deren Ruhe und Frieden zu verpesten, wider ihren Willen Gehör und vollen unbedingten Glauben. Ihre Phantasie malte sich eine Hölle, deren tausendfache Martern nur ein so schwer getäuschtes Frauenherz erfinden, fühlen und begreifen kann. Ihr schönster Glaube lag entblättert, ihr höchstes Glück zerknickt vor ihren Augen, die, durch jähen Schmerz versteinert, auf das Notenheft, das sie unbeweglich in ihrer Hand hielt, und auf den Namen »Arnould« hinstarrten, ein Kelch, aus dem ihre Seele das bittere Gift der Täuschung sog. Ihr stiller Gram hatte endlich den Gipfel erreicht; ihre großen, starren Augen füllten sich allmählig mit brennendheißen

Thränen, die, groß wie ihr Schmerz und langsam wie ihres Herzens Schlag, vom Saume ihrer Wimpern auf das weiße Rosenbeet ihrer Wangen herniedertropften. Dieser große, stille, legitime Schmerz verklärte jeden ihrer schönen Züge und verwandelte ihr Antlitz in ein Bild, das schöner als Raphaels sixtinische Madonna, rührender als Lebruns büßende Magdalena war. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen hielt vor dem Modemagazin.

Hortense ermannte sich und überlegte einen Augenblick, ob sie umkehren oder aussteigen sollte; da wetterleuchtete urplötzlich durch die Nacht ihrer gramumflorten Seele ein Gedanke, der sie bewog, ihre Thränen zu trocknen, den Wagen zu verlassen und mit rothgeweinten Augen ins Atelier ihrer Putzmacherin einzutreten.

— Was befehlen die Frau Gräfin? fragte die Oberpriesterin dieses Modentempels.

— Ein paar Kleider von schwarzer Seide . . .

— Wir haben gestern frische, bunte, reizendschöne Herbststoffe erhalten. Wünschen Sie, Madame, unsere neuesten Muster zu sehen?

— Nein, antwortete Hortense, deren Auge sich von Neuem verdüsterte.

— Leiden Sie an Zahnschmerzen? fragte die schlau sondirende Marchande de Modes.

— Ach ja, Madame, ich leide fürchterlich . . .

— Dann empfehle ich Ihnen vor Allem Kreosot . . . das hilft am schnellsten . . .

— Ich danke für Ihren guten Rath, sprach die Gräfin, nahm

die beiden schwarzen Kleider, die sie auf ihre Rechnung schreiben ließ, und eilte so schnell als möglich zum Laden hinaus.

In demselben Augenblick, als sie in den Wagen einsteigen wollte, führte der Zufall den Viscount Clanricard vorüber. Er grüßte und blieb stehen.

— Gottes Finger! flüsterte ihr eine geheimnißvolle Stimme ihres Innern zu.

— Sie haben geweint? fragte Edgar mit der rührendsten Theilnahme.

— Geweint, wie noch nie in meinem Leben . . .

— Und der Grund dieser Thränen?

— Bringt mich ins Grab, Mylord, sagte sie und stieg gleich darauf in den Wagen.

— Nach Hause! sagte die alte Elisabeth.

Und im Nu flog der Wagen von dannen. Clanricard aber stand wie festgewurzelt in der Erde und sah der Equipage des Grafen bis zu dem Augenblick nach, wo sie um die nächste Ecke verschwand.

— Meine Feenkönigin ist nicht glücklich, sagte er und zog tief betrübt weiter.

Unterweges überlegte die Gräfin, die wieder in dumpfes Hinbrüten versunken war, was sie thun sollte. Zu gut, um ihrem Gemahle über dessen Untreue, die nun offen vor ihren Augen lag, den geringsten Vorwurf zu machen, beschloß sie, ihm den Fund jener Rolle, die ihr von dem, was sie längst geahnt, Gewißheit verschafft hatte, zu verschweigen. Auch die Kammerfrau erhielt den strengsten Befehl, keine Sylbe davon laut werden zu lassen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

In ihrer Wohnung angelangt, verschloß sie sich in ihr Boudoir und schrieb ein Billet folgenden Inhalts:

»Hortense, Gräfin von Lauraguais, beeilt sich, Mademoiselle Arnould in Kenntniß zu setzen, daß sie heut Morgen im Wagen ihres Gemahls die Rolle der Ephise gefunden hat.

Das Notenheft folgt zurück.«

Dann klingelte sie und sagte zum eintretenden Kammerdiener:

— An Mademoiselle Arnould, aber sogleich!

Der Diener warf einen Blick auf die Aufschrift.

— Gnädige Frau, sagte er mit aller ihm zu Gebote stehenden Bescheidenheit, haben Etwas vergessen . . .

— Ist der Brief nicht gesiegelt?

— Das wohl, aber die Wohnung . . .

— Fragt den Kutscher des Grafen . . . er wird es wissen . . .

Der Diener entfernte sich. Hortense griff — nach langer Zeit zum ersten Male — nach ihrer Harfe und sang mit tiefer Wehmuth:

Dort oben am nächtlichen Himmel
Da glänzte ein Sternlein so mild,
Als wär' es das Aug' des Geliebten,
Als wär' es sein magisches Bild.
Ein Ahnen und Grausen und Bangen
Macht jetzt, ach, das Herz mir so schwer . . .
Das Sternlein ist untergegangen,
Und Nacht ist es rings um mich her.

Dort oben am nächtlichen Himmel,
Da leuchtet der Sternelein Heer,
Doch find' ich, wie sehr ich auch suche,
Das Aug' des Geliebten nicht mehr.
Drum hält mich Verzweiflung gefangen,
Drum weinet mein Auge so sehr . . .
Das Sternlein ist untergegangen,
Und Nacht ist es rings um mich her.

Verhüllt Euch, Ihr Sterne dort oben,
Ihr weckt der Erinnerung Schmerz
Und tödtet, wenn lang' Ihr noch scheinet,
Mein krankes, gebrochenes Herz.
O seht auf den welkenden Wangen
Der Thränen unendliches Heer . . .
Die Sterne sind untergegangen,
Und Nacht ist es rings um mich her.

Und als der Refrain dieses Liedes eben verklungen war, schlug der Ton einer platzenden Saite an ihr Ohr. Hortense lehnte das Haupt an ihre Harfe und brach von Neuem in Thränen aus.

XXXII.

Als Herr von Vieuxbois, der sich, gleich nach dem bewußten Brande, in einen der benachbarten Gasthöfe eingemiethet hatte,

gegen Abend nach Hause kam, fragte er die Portière, ob Etwas für ihn angekommen sei.

— Nichts als ein Brief, antwortete die alte Sybille und reichte ihm denselben durch's Fenster ihrer kleinen Loge.

Der abgebrannte, nervenschwache Troubadour wurde kreidebleich, denn eine unheimliche Stimme seines Herzens sagte ihm: »Guter Anacreon, dieses Schreiben bringt Dir keine frohe Botschaft.«

Tief bestürzt stieg er die Treppe hinan.

Im Vorzimmer angelangt, fand er seinen alten Diener, mit einem zerfetzten Traumbuche in der Hand, so fest eingeschlafen, daß dieser das Eintreten seines Gebieters nicht vernahm. Der Marquis, der den süßen Schlaf seines treuen Reisegefährten durchaus nicht stören wollte, schlich auf den Zehen in sein Zimmer, zog dort aus einem grünen Saffian-Futterale, das auf seinen Papieren lag, eine goldene Brille heraus, raffte sämmtlichen Vorrath seines Muthes zusammen, setzte die Brille auf, stellte sich an's Fenster und . . . erbrach das verhängnißvolle Billet. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht.

Der Inhalt lautete:

»Der Redacteur des „Mercure galant" benachrichtigt den Herrn Marquis Camille Anacréon von Vieuxbois, daß er die ihm eingeschickte Ode an Mademoiselle Sophie Arnould jetzt unter keiner Bedingung auf-, dagegen die bewußte Herausforderung auf Pistolen mit dem größten Vergnügen annimmt.

Der Marquis von Vieuxbois hat sich nun — Falls er

kein Hasenfuß ist — übermorgen früh mit dem Glockenschlage Acht, in Begleitung zweier Zeugen, an dem von ihm angegebenen Orte pünktlich einzufinden oder zu erwarten, daß sein Ausbleiben die unangenehmsten Folgen für ihn nach sich ziehen wird.«

Und dann folgte die eigenhändige Unterschrift.

Der Schreck, der sich der Seele unseres armen Troubadours bemeisterte, ist schwer zu beschreiben. Betäubt rannte er in seinem Zimmer auf und ab, schlug sich zwanzig Mal vor die Stirn, verwünschte sich und seine platonische Liebe zu Mademoiselle Arnould, die an dem ganzen Unglück Schuld sei, und wußte nicht, was er vor Angst anfangen sollte.

— Ich hab's, ich hab's, rief er endlich, suchte Dinte, Feder und Papier und schrieb folgende

Todesanzeige.

»Gestern zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags ist der durch seine wissenschaftlichen Reisen um die Welt hochverdiente Vicomte Camille Anacréon von Vieurbois, Ritter des Malteserordens und einer unserer geistreichsten Liederdichter, vom Schlagfluß getroffen worden und eine Stunde später in den Armen seines Beichtvaters gestorben. Welt und Wissenschaft verlieren in ihm einen ihrer edelsten Menschen. Die eine Hälfte seines ziemlich bedeutenden Vermögens hat er der berühmten Sängerin, Sophie Arnould, die andere milden Stiftungen vermacht. Sanft ruhe seine Asche!«

Nachdem Herr von Vieurbois die Anzeige seines Todes mit

Sand bestreut hatte, weckte er seinen Diener, dessen Vornamen, Sulpice, er — Gott weiß weshalb — in Androkles umgetauft hatte. Sulpice war eine einfältig treue, maaßlos geschwätzige Seele, die unter vielen komischen Eigenheiten auch die besaß, manche Ausdrücke, die nicht sehr gebräuchlich waren, in der Aussprache so zu verunstalten, daß sie dadurch eine ganz andere, oft sehr drollige Bedeutung erhielten.

— Androkles, Androkles! rief der »versteinerte Minstrel« und rüttelte den in festen Schlaf versunkenen Diener auf.

— Wo brennt's? Wo brennt's? fragte er erwachend.

— Nirgends, alter Freund, nirgends!

— Ach, Herr Marquis, warum haben Sie mich geweckt?

— Um Dich zu bitten, diese höchst wichtige Anzeige ins Bureau der »Gazette de France« zu tragen, damit sie wo möglich schon morgen früh, hörst Du, morgen früh erscheint.

— Schön, sehr schön, sagte Sulpice und dehnte, gähnte, reckte und streckte sich wie ein Siebenschläfer. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was ich für einen bösen Traum gehabt . . .

— Geh', geh', guter Androkles!

— Gleich, gleich, lieber Herr, aber hören Sie zuvor meinen häßlichen Traum. Wir befanden uns in Neapel — Sie und ich — die Hitze war so groß . . . die Luft so schwül . . . das Wetterglas zeigte 48 Grad de Namur . . .

— Réaumur willst Du sagen.

— Réaumur wollte ich sagen. Aber trotz der großen Schwüle beschlossen wir — Sie und ich — einen Ausflug nach Portici und von dort nach dem Vesuv. Gesagt, gethan! Wir erreichten unser Ziel und bestiegen gegen Abend den Vulcan; aber schon auf der

Hälfte des Weges wird Mosje unruhig und bekommt eine neue Erection . . .

— Eruption willst Du sagen . . .

— Eruption will ich sagen. Wir aber — Sie und ich — lassen uns durch sein Brüllen nicht abhalten und ziehen muthig weiter; plötzlich öffnet sich unter unsern Füßen ein neuer Prater . . .

— Krater willst Du sagen . . .

— Plötzlich öffnet sich ein neuer Krater und . . .

— Verschlingt uns. Bist Du fertig? fragte der Marquis, der auf glühenden Nadeln stand.

— Noch nicht . . .

— Dann kannst Du den Schluß Deines Traumes mir heute Abend erzählen; jetzt mußt Du fort, sprach Herr von Vieurbois und drückte ihm die Todesanzeige in die Hand.

— Ich laufe, sagte der alte Schwätzer. Aber das Allerwichtigste, gnädiger Herr, hätten wir beinah' vergessen. Sie haben mir noch kein Geld gegeben . . .

— Wofür?

— Für die Insurrectionsgebühren . . .

— Insertionsgebühren willst Du sagen. Hier, alter Knabe, sind zwei Laubthaler, nun aber mache, daß Du fortkommst.

Einen Augenblick später befand sich Androkles auf dem Wege zum Zeitungs=Bureau.

Unser Troubadour, Anfangs ganz beruhigt, gewann indeß schnell genug die Ueberzeugung, daß jene List, die er gebrauchte, um dem bewußten Duell aus dem Wege zu gehen, ihm keineswegs hinreichend sichern Schutz gewähre.

— Wenn der Elende, der meine Herausforderung angenommen

hat, morgen meine Todesanzeige lies't, wird er sich nicht erkundigen, ob ich wirklich gestorben sei? Und wenn dieser Mensch erführe, daß ich noch lebe, wäre ich dann einen Augenblick meines Lebens sicher? O Gott, wie schwer lastet jetzt der Himmel von Paris auf mir!

Der Marquis überlegte, wie er der Gefahr, die ihm drohte, am sichersten entgehen könnte. Das Mittel war schnell genug gefunden.

Als Androkles zurückkam, fragte der Marquis:

— Wann erscheint meine Anzeige?

— Morgen früh, gnädiger Herr!

— Dann ist's hohe Zeit, daß wir einpacken. Heute Nacht reisen wir . . .

— Wohin, lieber Herr? fragte der treue Diener.

— In Gottes freie Welt hinaus. Paris, mein guter Androkles, ist ein Sodom und Gomorrha . . . Wir gehen von hier nach Havre . . .

— Und von dort? fragte Sulpice, sich betrübt das Ohr kratzend.

— Treten wir unsere vierte Reise um die Welt an; ich sammle neue Wasser; Du suchst Dir neue Käfer und fängst Dir neue Schmetterlinge. Und sind wir müde des Umherreisens, dann siedeln wir uns in einem der freien Urwälder von Südamerika an, treiben dort Ackerbau und Viehzucht und gründen eine neue Colonie, ein neues Reich. Ich besteige als Anacréon I. den jungen Thron, erhebe eine Eingeborene zu meiner Gemahlin, ernenne Dich zu meinem ersten Minister und mache Dich außerdem zu meinem Schatzmeister. Bist Du damit zufrieden?

— Sehr zufrieden, seufzte die treue Seele.

— Also eingepackt! In längstens zwei Stunden müssen wir Paris im Rücken haben!

— Das verdammte Reisen, stöhnte Sulpice, als sein Herr ihn verlassen hatte, um seine Anstalten zur Abreise zu treffen. Der Marquis ist ein lieber guter Herr; ich würde ihn anbeten und vergöttern, wenn er mehr Sitzfleisch hätte; aber nirgends hat er Ruhe. Mein Herr ist der ewige Jude!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später befanden sich Herr und Diener auf dem Wege nach Rouen.

XXXIII.

— Reizendes Wesen, sagte am andern Morgen Doctor Dardanus Sphynx zu seiner Freundin Sophie, ich beeile mich, Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch abzustatten . . .

— Wozu? fragte Mademoiselle Arnould.

— Gestern Abend ist einer Ihrer treuesten Verehrer, der Marquis von Vieuxbois, gestorben.

— Gestorben?

— In Folge eines Schlagflusses. Ihr kleiner Malteser hat die Hälfte seines ziemlich bedeutenden Vermögens milden Stiftungen, die andere Hälfte der ersten Künstlerin Frankreichs, unserer gefeierten Sophie Arnould vermacht.

— Ein hübscher Scherz!

— Hier, Schatz, haben Sie es schwarz auf weiß, sagte der Doctor und zeigte ihr die Zeitung, in der die Todesanzeige des Marquis abgedruckt war.

— Und Sie glauben daran?

— Ich glaube an Alles, was in den Zeitungen steht.

— Das ist sehr artig von Ihnen; ich aber, Doctor, bin nicht so leichtgläubig, wie Sie, und hätte große Lust zu wetten, daß das Ganze nur ein Puff ist.

— Ein Puff? Ich wette . . .

— Um wieviel?

— Tausend Louis gegen Hundert, daß der Marquis von Vieuxbois in der That gestorben ist.

— Angenommen! sagte Sophie und reichte ihm ihre Hand. Nun aber ist die Reihe an mir, Ihnen meinen Glückwunsch abzustatten . . .

— Wie? Hat auch mich Jemand zu seinem Erben eingesetzt?

— Das nicht; doch darf ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die Sie sehr überraschen wird. Ihre Aufnahme in den Schoos der Akademie unterliegt fast keinem Zweifel mehr . . . ich habe sechszehn Stimmen für Sie gesammelt; es fehlen uns noch fünf, dann haben wir die Majorität und sind unserer Sache gewiß. Nun aber verlange auch ich einen Dienst von Ihnen . . .

— Tausend Louisd'or . . .

— Behalten Sie Ihr Geld . . . ich brauche es nicht . . .

— Womit also kann ich dienen?

— Jene schwarzseidene Unbekannte, die vor Kurzem Ihre ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hat . . .

— Ist nicht Marquise von Kergalec, sondern Gräfin von Lauraguais. Die gute Frau hat ihr Incognito abgelegt und mich zu sich bitten lassen, weil sie sich seit einigen Tagen unwohl fühlt . . .

— Ich weiß es von ihrem Gemahle. Graf Lauraguais, der jenes kleine Portefeuille, das Sie von seiner Gattin erhalten und mir zum Geschenk gemacht, bei mir gefunden hat, ist seit jenem Augenblick der Meinung, daß Gräfin Hortense — allem Anscheine nach hat das bewußte Gedicht ihn zu diesem Argwohn verleitet — in Sie sterblich verliebt sei.

— Verliebt? In mich??

— Ich habe mehr als einen Grund, Sie zu bitten, den Grafen in seinem Irrthume bestmöglichst zu bestärken.

— Eine Intrigue dieser Art scheint mir sehr gefährlich . . .

— Sie irren, Doctor. Graf Lauraguais hat offen erklärt, daß er seine Frau nicht liebt und daß es ihm sehr erwünscht ist, wenn sie irgend Jemanden gefunden hat, auf den sie ihre Liebe so zu sagen überträgt . . .

— Das begreife ich nicht. Gräfin Hortense ist eine Schönheit ersten Ranges . . .

— Das glaube ich; aber der Geschmack, Doctor, ist verschieden, und manche Dame, die in den Augen eines Andern eine Feenkönigin ist, hat in den Augen ihres Gemahls oft weniger Reiz als die gewöhnlichste Grisette.

— Die arme Frau!

— Vernachlässigt von ihrem Gemahle hat sie, wie ich glaube, ihr Herz und ihre Liebe einem Andern geschenkt . . .

— Und dieser Andere?

— Darf ihr täglich neue Huldigungen darbringen, weil bis jetzt nicht der leiseste Verdacht auf ihm ruht . . .

— Und ich, ich soll also der Quasi-Blitzableiter, die spanische Wand, der Deckmantel des begünstigten Nebenbuhlers sein?

— Niemand eignet sich dazu besser als Sie . . .

— Sehr verbunden! Sie begreifen, liebe Freundin, daß die Rolle, welche Sie mir zutheilen, in keiner Beziehung dankbar ist. Etwas scheinen, was man nicht ist, Verdacht auf sich laden, ohne ihn zu verdienen, und sich dabei Gott weiß welcher Gefahr aussetzen, ist ein höchst unangenehmer Auftrag. Und dennoch will ich diese Rolle übernehmen, wenn Sie mir sagen, wem ich dadurch einen Dienst erweise.

— Mir!

— Ihnen? Wie leicht ich sonst jedes Räthsel rathe, dies, theure Freundin, begreife ich nicht . . .

— Und doch liegt die Auflösung so nahe! Ich bedauere die arme Gräfin jetzt mehr als je. Ein plumper Zufall hat sie erst gestern in das Geheimniß eingeweiht, daß Sophie Arnould ihre Nebenbuhlerin und die Ursache ihres ganzen Unglücks ist. Gräfin Hortense haßt und verachtet mich. Mein Herz sagt mir, daß ich kein Recht habe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die arme Frau! Ich habe ihr die Liebe ihres Gatten geraubt und will ihr, als Ersatz dafür, die Liebe dessen sichern, der sie anbetet mit allen Kräften seiner Seele . . .

— Und der Name ihres Anbeters?

— Muß mein Geheimniß bleiben, denn nur so kann ich einen Theil meines Unrechts gut machen . . .

— Sehr edel von Ihnen! Was aber soll denn ich dabei thun?

— Gräfin Lauraguais muß, um ihren Gemahl zu vergessen, so bald als möglich Paris verlassen . . . Sie müssen ihren Zustand höchst bedenklich finden und sie nach irgend einem Bade schicken...

— Um ihr Gelegenheit zu verschaffen, sich dort ungestört der Anbetung des Unbekannten überlassen zu können . . . O ich Dummkopf . . . nun verstehe ich Ihren Plan, und um Sie zu überzeugen, wie gern ich Ihnen diene, will ich sogleich zur Gräfin und ihr begreiflich machen, daß ihr Zustand vor allen Dingen Luftveränderung und ein wärmeres Klima erheische. Ich schicke die gute Frau nach Saint-Sauveur, und nach dem, was Sie mir eben mitgetheilt haben, müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn meine Tinctur dort nicht wirken sollte. Du lieber Gott, wozu sind denn überhaupt diese Bäder da? Und wenn dann der Wunsch der Gräfin in Erfüllung geht, wenn sie nach der Rückkehr aus dem Bade ihren Herrn Gemahl mit einem kleinen Thronerben überrascht, dann . . .

— Feiert Doctor Dardanus einen neuen Triumph!

— Victoria! rief er und rannte fort.

XXXIV.

Der Mittwoch brachte wieder den Thierbändiger. Der Diener trat ihm, wie vor acht Tagen, mit der Nachricht entgegen, daß Mademoiselle auch heute nicht zu sprechen sei.

— Ich muß sie sprechen, erklärte unser Holländer.

— Unmöglich, mein Herr, denn soeben ist Mademoiselle ins Bad gestiegen . . .

— Dann warte ich . . .

— Mademoiselle ist unwohl und will heute durchaus keinen Besuch annehmen . . .

— Mich aber, guter Freund, wird sie augenblicklich annehmen, wenn Sie ihr sagen wollen, daß ich ihr ein höchst wichtiges Geheimniß zu entdecken habe, ein Geheimniß, für dessen Mittheilung sie mir sehr verbunden sein wird . . .

— Warten Sie, sagte der diensthuende Geist und verfügte sich in die Gemächer seiner Herrin.

Einen Augenblick später wurde Slippen vorgelassen.

— Sie haben mir ein Geheimniß mitzutheilen? fragte die Arnould.

— Ein Geheimniß, das einen Ihrer Freunde, den sogenannten Doctor Dardanus Sphynx betrifft, für den Sie sich sehr zu interessiren scheinen, denn Sie werben, wie ich durch Zufall erfahren habe, Stimmen für ihn, um ihm einen Platz in der Akademie zu verschaffen . . .

— Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nichts dagegen haben . . .

— Nicht das Geringste! Aber wenn Sie erfahren . . .

— Wenn ich erfahre?

— Wie sehr mich hungert, setzte der Menageriebesitzer in larmoyantem Tone hinzu.

— Ist das Ihr Geheimniß?

— Aus meinem Hunger habe ich, wie Sie wissen, nie ein Geheimniß gemacht; das, was ich Ihnen sagen will, betrifft den

sogenannten Doctor Sphynx; wenn Sie den wahren Namen dieses Mannes erfahren, werden Sie außer sich gerathen . . .

— Mein Gott, warum?

— Weil Sie begreifen werden, daß ein Mann, der von seinem Vater einen so unanständigen Namen geerbt hat, nie Mitglied der Akademie werden kann . . .

— Der Name Dardanus Sphynx . . .

— Ist nur angenommen; sein wahrer Name aber von der Art, daß man sich schämen muß, ihn einer Dame gegenüber auszusprechen. Wenn ich das Unglück hätte, so zu heißen wie Ihr Freund, ich würde vor Schaam in die Erde sinken . . .

— Sie spannen meine Neugier . . . dieser Name . . .

— Ist ein höchst anstößiges Wort, das Sie schwerlich in irgend einem Lexikon, aber weit eher auf dem Pont-neuf finden, wenn Sie vor dem Denkmale Heinrichs IV. stehen . . .

— So ist also selbst sein Name ein Räthsel . . .

— Und die Auflösung dermaßen unanständig, daß ich nicht den Muth habe, Sie damit bekannt zu machen . . .

— Wir sind unter uns . . . fassen Sie ein Herz . . . nennen Sie mir den geheimnißvollen Namen . . .

— Unter einer Bedingung . . .

— Daß ich Ihren Hunger stille . . .

— Ich lechze nach einem Frühstück . . .

— Es sei Ihnen zum letzten Male gewährt . . . nun aber rasch die Auflösung . . .

— Es ist ein höchst fatales Wort, das sich laut nicht gut aussprechen läßt; doch will ich's Ihnen so leise als möglich ins Ohr flüstern . . .

— Heraus damit!

Der Thierbändiger raunte ihr den Namen ein . . . Sophie brach in ein unbeschreibliches Gelächter aus. In demselben Augenblick erschien Papa Hegesippe.

— Was giebt's? fragte die Tochter.

— Mordskandal! antwortete der Portier. Im Hausflure harrt eine Frau . . .

— Eine Frau? wiederholte der Holländer mit allen Anzeichen eines panischen Schreckens.

— Ein Frau, die tausend Teufel im Leibe hat und sich durchaus nicht abweisen läßt . . .

— Das ist mein Weib! rief der Unglückliche, dem die Haare zu Berge standen.

— Was will die gute Frau? fragte Sophie.

— Ihren ungetreuen Mann erwarten.

— Mich trifft der Schlag! schrie van der Slippen.

— Mann des Erbarmens, fassen Sie sich!

— Sie kennen meine Margarethe nicht. Eine gereizte Hyäne ist ein furchtsames Lamm gegen sie . . .

— Was wollen Sie thun?

— Mich verstecken . . .

— Mensch, schämen Sie sich nicht?

— Nein! antwortete der phlegmatische Holländer.

— Ein Mann Ihrer Art ist verächtlich . . . entfernen Sie sich, sagte Sophie.

— Jetzt, im gefährlichsten Augenblick meines Lebens?

— Machen Sie, daß Sie fortkommen, sagte der Portier und öffnete die Thür.

— Weh mir, ich bin verloren! rief der Menagerie-Besitzer und folgte mit tausend Aengsten im Herzen dem schadenfrohen Thürhüter.

Margarethe, beide Arme in die Hüften gestützt, harrte am Fuße der Treppe.

— Kommst Du endlich? rief ihm die Furie entgegen.

— Ja, liebes Kind, erwiderte der Thierbändiger, der vor Schreck einen großen Theil seines Bewußtseins verloren zu haben schien.

— Warte, guter Freund, nun sollst Du sehen, wie Dein betrogenes Weib sich rächen will, schrie die kleine Xantippe, faßte den großen, starken Simson am Arme und zerrte ihn auf die Straße hinaus.

Hier, dicht vor dem Hausthore, harrte ein großer, ziemlich geräumiger, auf vier Rädern ruhender Menageriekäfig, vor dessen geöffneter Thür der Kutscher stand, um seinen armen Herrn in Empfang zu nehmen, welcher willenlos hineinstieg. Margarethe verschloß hinter ihm die Thür, steckte den Schlüssel zu sich und rief mit wuthverzerrter Miene:

— Nun will ich ein Exempel statuiren, wie ein beleidigtes Weib die Untreue ihres Mannes bestraft!

Der Käfig, in dessen Innern sich nichts weiter als ein elender Strohsack befand, auf den das arme, halb todtgeängstigte Opferlamm bewußtlos niedersank, rollte langsam über das schlechte Straßenpflaster.

Mademoiselle Arnould, welche, zum Fenster hinaussehend, eine Zeugin dieses neuen, höchst überraschenden Schauspiels war, wollte bersten vor Lachen.

— Da fährt er hin, der starke Mann, welcher Löwen und Tiger, Leoparden und Hyänen bändigt und sich von seinem Weibe ohne Widerstand, geduldig wie ein Schöps, in den Käfig einsperren läßt! Das sind die Folgen der Ehe! Auch sie ist eine Thierbändigerin, die den Löwen in eine Schnecke, den Tiger in einen Hasen verwandelt!

XXXV.

Unsere kleine Novelle ist nun so weit vorgeschritten, daß wir den Lauf derselben sehr beschleunigen können, wenn wir dem freundlichen Leser einige Auszüge aus Sophiens Tagebuch mittheilen. Hier folgen sie.

Donnerstag, 5. August.

Heute Morgen besuchte mich Zavarroni. Mit freudeverklärter Miene erzählte er mir, er habe vorgestern früh mit Grimm die bewußte Anleihe von 300,000 Livres abgeschlossen und dafür die »heilige Versicherung« erhalten, daß der Herzog von Orleans all seinen Einfluß aufbieten wolle, ihm in möglichst kurzer Zeit das gewünschte Adelsdiplom zu verschaffen. Wenn unser König von Gottes Gnaden den eitlen Hebräer baronisirt, verzichtet derselbe auf Verzinsung seines Capitals; wird Zavarroni nicht geadelt, so muß ihm der Herzog — unter uns gesagt — zwölf Procent bezahlen. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittag empfing ich Herrn Rousseau. Er beeilte sich, mir anzuzeigen, daß der Wahl meines Candidaten ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegengetreten sei. Einige Mitglieder, die sich bereit erklärt hatten, dem Doctor Sphynx ihre Stimme zu schenken, haben ihr Versprechen zurückgenommen, weil sie in Folge nothwendiger Erkundigungen, die sie über seine Person und seinen Lebenswandel eingezogen, in Erfahrung gebracht, wie sein Familienname dergestalt anrüchig sei, daß die ganze Akademie dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen und sich heillos prostituiren würde, wenn sie einem Menschen, der das Unglück hat, Jean F . . . . zu heißen, einen ihrer Fauteuils einräumen wollte. Der arme Mann hat in der That einen fatal-komischen Namen, so daß Jeder, dem dieser häßliche Name kein Geheimniß ist, dem Besitzer desselben geradezu ins Gesicht lachen muß. Mir fällt dabei jener Unglückliche ein, der einst ins Wasser gesprungen ist, weil er »Cocu« geheißen hat. Und doch ist dieser Name noch lange nicht so unanständig, als jener meines Candidaten. Ich habe den Doctor davon in Kenntniß gesetzt und ihm den guten Rath ertheilt, sich sofort an den König zu wenden und ihn um schleunige Abänderung dieses unglücklichen Namens zu bitten. Dann, meinte Rousseau, würde seiner Aufnahme in den Schoos der Akademie nichts mehr im Wege stehen. — In einer Nachschrift habe ich ihm die nicht minder unangenehme Nachschrift mitgetheilt, daß er seine Wette von tausend Louis verloren hat, da der Marquis von Vieuxbois, der nach der Todesanzeige in der »Gazette de France« am Schlagfluß gestorben sein sollte, nach einem Bericht im heutigen »Mercure« frisch und gesund in Rouen angelangt und von hier nach Havre

gereist sei, um sich dort eilig nach Amerika einzuschiffen und auf diese Weise dem fatalen Pistolen-Duell aus dem Wege zu gehen. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Freitag, 6 August.

Clanricard, den ich sehnsüchtiger als je erwartet hatte, um zu erfahren, wie weit seine Liebe zur Gräfin gediehen sei, ist heute zum ersten Male ausgeblieben. Beweis, daß er nur noch für sie lebt und daß Unser Einer todt für ihn ist. Das Schicksal der armen Gräfin bleibt für mich eine neue Warnung, nie zu heirathen. Die Ehe, sagt schon Heloise, ist das Grab der Liebe. Arme Hortense! Seit jenem Tage, an dem sie meine Rolle in dem Wagen ihres Gemahls gefunden hat, trägt sie sich, wie der Graf mir sagt, ganz schwarz. Auf seine Frage, was sie betraure, entgegnete sie: »das Theuerste auf Erden: Deine verlorene Liebe.« Kinderpossen! meint Herr von Lauraguais und hält den Schmerz seiner Frau für eine Komödie, durch die sie ihn blos rühren will; außerdem glaubt er noch immer, daß sie den Doctor liebt, der sie jetzt tagtäglich besucht. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Sonnabend, 7. August.

Der gute Grimm ist außer sich vor Freuden, daß er seinem Herrn das Geld verschafft hat. Der Herzog hat gestern mit den Ministern gesprochen und von ihnen das Versprechen erhalten, daß Zavarroni in Kurzem geadelt werden soll. — — — Dem armen Rousseau, der sich in neuer Geldverlegenheit befindet, habe ich durch Grimm die andern fünftausend Livres geschickt. Der Himmel gebe, daß Grimm vorsichtig sei und Rousseau nie erfahre,

wer ihm geholfen hat. Ach Gott, ich möchte reich, sehr reich sein, um mit Jedem, welcher darbt, meinen Ueberfluß zu theilen. In Kurzem hoffe ich so viel erspart zu haben, um meinem armen Vater und Pathen ein kleines Gut kaufen zu können.

Nachmittags habe ich vom Thierbändiger ein Billet erhalten, durch das er mich in Kenntniß setzt, daß seine »vielgeliebte Margarethe« ihn dreimal vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brot im Käfig eingesperrt gehalten und ihn dann erst freigelassen, nachdem er ihr das schriftliche Versprechen ausgestellt habe, in längstens drei Tagen Paris für immer zu verlassen. Mit blutendem Herzen ruft der arme Mann mir heute, am Tage seiner Abreise, ein Lebewohl zu und schickt mir, als ein Zeichen dankbarer Erinnerung an die schönsten Frühstücksstunden seines Lebens, den schönsten seiner Affen, einen »Midas rufimanus«, bei dessen Anblick »ich seiner auch in der Ferne gedenken möge.« In einem von Thränen befeuchteten Postscriptum erzählt er mir, daß seine »theuere Margarethe« sich entschlossen habe, ihm täglich zwei Fleischspeisen zu bewilligen. Dann werde ich bald vergessen sein! — — —

XXXVI.

Mademoiselle Arnould hatte jetzt drei ihrer Anbeter — die Herren von Vieuxbois, van der Slippen und Clanricard — eingebüßt; desto mehr Muße blieb ihr nun, Dem anzuhören, dem sie am meisten zugethan war: dem Grafen von Lauraguais. Die An-

dern betrachtete Sophie als Garden ihres Hofstaates und als willenlose Gambitsteine, durch die sie den »König ihrer Neigung« — Hortensens Gemahl — in beständigem Schach erhielt.

— Theure Sophie, sagte der eintretende Graf, ich bringe Ihnen eine frohe Sonntagspost. Morgen mit Tagesanbruch reist meine liebe, gute, kranke Frau in die Pyrenäen . . .

— Und Sie, Herr Graf, begleiten Sie.

— Was fällt Ihnen ein . . . ich bleibe in Paris . . .

— Dann reise ich . . .

— Und wohin?

— Nach Rom . . .

— Mort de ma vie, was wollen Sie in dieser frommen, höchst langweiligen Kirchenstadt?

— Dem heiligen Vater meine Sünden beichten und dann in ein Kloster gehen . . .

— Sophie, liebe, süße, theure Sophie, sind Sie krank?

— Gesunder als je . . .

— Und Sie wollen schon jetzt Ihre Sünden beichten, wollen in ein Kloster gehen?

— Um dem heiligen Muttergottesbilde zu Santa Casa di Loretto dort jenen Teppich zu weihen und ein Gelübde zu thun . . .

— Ein Gelübde . . .

— Daß ich niemals heirathen will.

— Und warum, meine schöne Sünderin?

— Weil das Schicksal der Gräfin Hortense von Lauraguais für mich das abschreckendste Beispiel ist . . .

— Wie? Sie bedauern meine Frau?

— Nicht weniger als jede Andere, die zur Galeerenstrafe der

Ehe verurtheilt ist. Ach die Ehe! Sie ist mehr als eine Strafe ... sie ist ein Unglück, ein Fluch. Gräfin Hortense, ein von aller Welt angebetetes Weib, ist das unglücklichste Geschöpf, weil sie den einzigen Fehler hat, Ihre Frau zu sein ...

— Aber bin ich nicht der beste Ehemann, den sie sich wünschen kann? Ich weiß, daß sie den alten Quacksalber liebt und mache ihr nicht den leisesten Vorwurf ... er schickt sie nach Saint-Sauveur ... ich bin nicht eifersüchtig und sage zu ihr: Reise mit Gott, liebes Kind, und bleib' so lange es Dir gefällt ... Kann meine Frau sich einen bessern Gatten wünschen?

— Beneidenswerthe Frau! Was aber hoffen Sie von dieser Reise?

— Ich hoffe, daß der Verführer ihr folgen werde. Dort in stiller Einsamkeit wird die gute Frau sich endlich rühren lassen, ihn erhören und mir dadurch ein Recht geben, mich von ihr scheiden zu lassen ...

— Und dann?

— Wird Sophie Arnould Gräfin von Lauraguais ...

— Und würde es mir dann wohl besser gehen als der armen Hortense?

— Sie haben Geist und Witz und besitzen das Geheimniß, uns stets von Neuem zu fesseln ...

— Doch währt mein Zauber so lange nur, als ich frei und unabhängig bin ... bin ich Ihre Frau, hat aller Reiz ein Ende. Und darum erklärt Ihnen Sophie Arnould heut zum hundertsten Male, daß sie bis zum letzten Hauche ihres Lebens frei und ledig bleibt!

— Erlauben Sie, Sophie, daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgebe, sagte Herr von Lauraguais und umarmte seine Geliebte.

XXXVII.

Am andern Morgen trat die Gräfin, begleitet von der alten Elisabeth, ihre Reise nach den Pyrenäen an.

Drei Tage später folgte Edgar Clanricard.

An demselben Tage schlug eine vierspännige Extrapost die Straße nach Belgien ein. Mademoiselle Arnould benutzte ihre Urlaubszeit zu einem Ausfluge nach Spaa. Ihr Reisegefährte war Herr von Lauraguais.

XXXVIII.

Es könnte uns nun gar nicht schwer werden, mit Hilfe einiger guten Reisebücher zwei berühmte Badeorte zu schildern, die wir — im Vertrauen gesagt — nie gesehen haben. Läge es in unserer Absicht, einen dickleibigen Feuilleton-Roman zu schreiben, so würden wir diese doppelte Gelegenheit gewiß nicht unbenutzt vorüberhuschen lassen und mit einer ausführlichen Schilderung von Saint-

Sauveur und Spaa mit Bequemlichkeit sechs bis acht Druckbogen füllen können und zwar auf folgende Weise:

Pittoreske Schilderung der 14 Meilen langen Pyrenäenkette, vom Cap Higuer am biskayischen Meere bis zum Cap Cervera am mittelländischen Meere	8 bis 10 Seiten.
Geognostische Untersuchung dieser in mehrfacher Beziehung höchst interessanten Gebirgsmassen	4 „ 5 „
Uebersicht der höchsten Spitzen des Gebirgskammes vom Maladetta bis zum Vignemale .	2 „ 3 „
Besteigung des 10,400 Fuß hohen Mont perdu	5 „ 6 „
NB. Was wir nicht wüßten, wüßte Herr Ramond, dem wir eine »Voyage au Mont perdu« verdanken.	
Historisch-topographische Beschreibung der Bäder von Bagnères	7 „ 8 „
Chemische Untersuchung seiner zweiunddreißig Mineralquellen (gering angeschlagen) . .	3 „ 4 „
Romantischer Ausflug nach dem Städtchen Luz	2 „ 3 „
Schilderung der schon zur Zeit der Römer bekannten Heilquellen von Barèges	6 „ 7 „
Aussicht vom 3960 Fuß hohen Tourmalat, inclusive Schilderung eines Sonnenaufgangs	1 „ 2 „
Leben und Treiben in Saint-Sauveur . . .	10 „ 12 „
Summa Summarum	48 bis 60 Seiten.

Von der Grenze von Spanien schleppten wir den äußerst geduldigen Leser nach Spaa.

Historisch-topographischer Ueberblick dieses berühmten Badeorts	8	bis	12	Seiten.
Chemische Analyse seiner sechszehn Heilquellen mit besonderer Berücksichtigung der Pouhon-, Souvenière-, Watroz- und Tonnelet-Quelle	2	„	3	„
Chronologisches Verzeichniß aller berühmten Leute, welche dieses Bad, vom Jahre 1717 (wo Peter der Große dort gewesen) bis zum Jahre 1770 (wo Mademoiselle Arnould angekommen), mit ihrer Gegenwart beehrt haben	28	„	32	„
Schilderung der Promenade de quatre heures	3	„	4	„
Schilderung der Promenade de sept heures	3	„	4	„
Ausflug nach Lüttich	4	„	5	„
Summa Summarum	48	bis	60	Seiten.

Aber weil unsere einfache, flüchtige Novelle keinen Anspruch auf die Vorzüge und den Werth eines künstlich ausgesponnenen Romans macht, so wollen wir dem Leser und uns jede überflüssige Schilderung ersparen und uns beeilen, den Faden unserer Erzählung möglichst rasch abzuwickeln.

Man wird uns dafür Dank wissen.

XXXIX.

Für Mademoiselle Arnould und den Grafen von Lauraguais war Spaa ein so angenehmer Aufenthalt, daß die Wochen wie Tage an ihnen vorüberrauschten. Man war schon länger als einen Monat hier, ohne sich einen Augenblick gelangweilt zu haben. Sophiens rosenfarbene Laune zeigte sich hier in ihrem vollsten Glanze . . . ihr Geist, ihr Witz machten sie zum Mittelpunkte der vornehmen Badewelt. Ihre Bonmots liefen von Mund zu Munde und erregten so großes Aufsehen, daß der Fürst d'Hénin, einer ihrer eifrigsten Bewunderer, sie — später für die seinigen ausgab.

Eines Mittags, als er der Mademoiselle Arnould, seinem »Voltaire im Unterrock«, auf der Promenade begegnete, erzählte er ihr und dem Grafen, daß eine schon ziemlich bejahrte Sängerin, die mit dem General-Pachter Rollin lebe, vor einer Stunde in Spaa angekommen sei.

— Kennen Sie diese Dame? fragte der Fürst.

— **Ah oui, très bien, c'est l'histoire ancienne de Mr. Rollin,** antwortete Sophie.

In demselben Augenblick schritten an ihr mit höchst lächerlichem Stolze die drei häßlichen Töchter des holländischen Ministers vorüber. Der Fürst grüßte mit großer Ehrerbietung.

— **Ah quel joli triolet! (trio laid)** rief Mademoiselle Arnould.

Bezaubert von Sophiens Liebenswürdigkeit, begeistert von ihrer ewigfrohen Laune, versuchte der Fürst, der, beiläufig erwähnt, ein ziemlich langweiliger Herr war, alle Mittel, ihre Gunst zu gewinnen. An einem Tage schrieb er ihr drei Briefe, worin er ihr die glänzendsten Anerbietungen machte; sie zeigte dieselben dem Grafen und fragte:

— **Eh bien, qu'en ditez-vous?**

— **Cette principion commence à m'ennuier.**

— **Que voulez vous? Monsieur le Prince veut nous prouver, qu'il est un sot en trois lettres.**

Lauraguais umarmte seine Freundin und war glücklich, daß sie den Anerbietungen des Fürsten kein Gehör schenkte.

XL.

Eines Abends, als Herr von Lauraguais zum Zeitvertreibe sein Glück abwechselnd an der Pharo-Bank und am **Trente-et-quarante**-Tische auf die Probe stellte, empfing unsere Freundin, die, von einem leichten Unwohlsein befallen, zu Hause geblieben war, den unerwarteten Besuch eines ihrer Anbeter aus Paris.

— Ich eile zu Ihren Füßen, rief Zavarroni, um Ihnen brühwarm meine Huldigung darzubringen. Vor einer halben Stunde angekommen, habe ich, verzeihen Sie, meine Liebe, mir nicht einmal so viel Zeit gegönnt, mich zu rasiren und in Glanz zu werfen

. . . mit unwiderstehlicher Gewalt trieb mich mein Herz, mein gefühlvolles Herz, zu meiner angebeteten Freundin . . .

— Stehen Sie auf, lieber Freund. Das Knieen ist ungesund . . .

— Ungesund? Wirklich ungesund? Nun dann erlauben Sie, daß ich stehend Ihnen huldige . . . Sophie, himmlische Sophie, merken Sie nichts? Merken Sie gar nichts?

— Sie sind, seitdem ich Sie nicht gesehen habe, viel stärker geworden . . .

— Vor Freude, vor Glück! Nun, meine Liebe, wissen Sie noch immer nicht, was ich Ihnen sagen will?

— Sie sind . . .

— Baron! ergänzte der getaufte Jude, die beringte Hand mit komischer Gravität in die Hemdkrause steckend.

— Wirklich? fragte Sophie angenehm überrascht.

— Bei meiner Seele! So wahr Gott lebt! So wahr ich vor Ihnen stehe!

— Und seit wann?

— Seit Mittwoch. Um zehn Uhr Morgens erhielt ich das Diplom und um Elf saß ich in der Extrapost, um nach Spaa zu fliegen.

— Ihr Wunsch, Baron, ist nun erfüllt . . .

— Baron! Wie schön dieser Titel aus Ihrem Munde klingt! Und wem habe ich ihn zu verdanken? Ihnen, meine Liebe! Ich komme, um meine Schuld abzutragen. In dieser Brieftasche finden Sie hunderttausend Livres . . . verzehren Sie sie mit Gesundheit, sagte der jüdische Crösus, reichte ihr das Portefeuille, ergriff

ihre Hand und zog dieselbe mit dem bewußten Schmunzeln an seine dürren Lippen, welche drei Küsse darauf niederlegten.

— Und nun, lieber Baron, müssen Sie ein paar Tage bei uns bleiben . . .

— Ich bliebe für mein Leben gern, leider aber muß ich noch heute Abend nach Lüttich und von dort nach Rom. Der heilige Vater — wenn wir unter vier Augen sind, sagen wir Du zu einander — hat sich bei mir für das Hamburger Rauchfleisch und die Teltower Rüben bedankt und mich gebeten, gleich nach Empfang seines Schreibens nach Rom zu eilen, um dort mit dem Cardinal-Staatssecretär eine Anleihe abzuschließen. Ich bin im Voraus überzeugt, daß bei diesem Geschäft nichts herausſieht; aber dessenungeachtet kann ich — was Sie begreifen werden — den heiligen Vater nicht in der Tinte sitzen lassen. Ganganelli ist ein seelensguter Mensch . . . einmal in Rom, kostet es mich nur ein Wort, dann bin ich . . .

— Cardinal? fragte Sophie mit einem Lächeln, in dem jede Linie ein Schalk war.

— Das nicht . . .

— Was sonst?

— Sein Nuntius, sein Geschäftsträger . . .

— Sie scheinen Lust zu haben, sich auf Diplomatie zu werfen . . .

— Für mein Leben gern . . . ich bilde mir ein, ganz dafür geschaffen zu sein . . .

— Jeder Zoll ein Diplomat . . . Reisen Sie mit Gott und allen Heiligen . . . grüßen Sie Ihren guten Freund, den heiligen Vater, und sagen Sie ihm . . .

— Was soll ich ihm sagen?

— Daß Gregors VII. vernünftigster Gedanke das Cölibat gewesen ist . . .

— Cölibat? Was heißt Cölibat?

— Cölibat, mein lieber Baron, ist eine höchst delicate . . .

— Mehlspeise? fragte der Ritter der goldenen Miliz.

— Errathen, weiser Diplomat, sagte Mademoiselle Arnould, die dabei ganz ernst bleiben konnte.

— Auf Wiedersehen in Paris! rief Zavarroni, küßte noch ein Mal ihre Hand und eilte fort.

Sophie nahm ihr Tagebuch und schrieb folgende leider nur allzuwahre Bemerkung hinein:

Heut zu Tage will jeder Schwachkopf ein Diplomat sein. Fragt man mich um die Definition dieses Wortes, so antworte ich: Diplomat ist Jeder, der dumm genug ist, sich einzubilden, daß er klüger als der Andere sei. Diplomat und Dummkopf sind oft synonym.

XLI.

Drei Tage später erhielt Mademoiselle Arnould einen Pariser Brief, aus dessen Adresse sie den Schreiber desselben, Herrn Grimm, erkannte. Der Inhalt lautete:

»Einen Tag vor Ihrer Abreise von Paris nahmen Sie mir, liebe Arnould, das Versprechen ab, Falls während Ihrer

Abwesenheit von der Hauptstadt sich irgend Etwas von einigem Interesse für Sie ereignen sollte, Sie bald davon in Kenntniß zu setzen. Im Drange meiner vielen Geschäfte finde ich erst heute einen Augenblick Muße, um mich des mir gewordenen Auftrags pflichtschuldigst zu entledigen.

Seit Ihrer Abreise hat sich in der guten Stadt Paris Viel und Mancherlei zugetragen. Ihre ehemalige Lehrerin, Mademoiselle Clairon, hat in Folge neuer Zwistigkeiten mit einem ihrer Collegen das **Théâtre français** verlassen und ist einem Rufe nach Anspach gefolgt, um dort am Hofe des Markgrafen Friedrich Carl die Rolle unserer Marquise von Pompadour zu übernehmen. Der Fürst, welcher während seiner letzten Anwesenheit in Paris die Bekanntschaft der »Königin von Carthago«*) gemacht, hatte sich von der stolzen Schönheit der schon ziemlich bejahrten Dido dergestalt einnehmen lassen, daß Vanloo von ihm beauftragt worden war, sie als »Medea« zu malen. Das Bild, auf dem unsere Clairon sehr geschmeichelt ist, war nach Anspach abgegangen und hatte auf den guten Mann einen so großen Eindruck gemacht, daß sie vor Kurzem die Einladung erhielt, nach Anspach zu kommen, um an seiner Seite die »**petites misères du théâtre**« zu vergessen. Die Clairon, die vor Kurzem abgereist ist, erhält vom Markgrafen freie Wohnung im Lustschluß Triesdorf und ein monatliches Nadelgeld von zweitausend Thalern. Eine Schönheit

---

*) Mademoiselle Clairon erhielt diesen Beinamen, weil eine ihrer größten Glanzrollen die Dido im gleichnamigen Trauerspiele von Le Franc de Pompignan war.

von siebenundvierzig Jahren kann nach meiner Ansicht damit ganz zufrieden sein. — — — — — — — — — — — — —

Daß unser jüdischer Bankier baronisirt worden ist, wird Ihnen gewiß schon bekannt sein, denn gleich nach Empfang seines Diploms ist er nach Spaa abgereist, um Ihnen mündlich diese Botschaft mitzutheilen. Zavarroni ist ein Narr, der bei all seiner Eitelkeit doch wenigstens das Gute hat, daß er den Grundzug des jüdischen Charakters nicht verläugnet und außerordentlich dankbar ist. Eine halbe Stunde vor seiner Abreise hat er sich bei mir verabschiedet und mir, als Unterhändler jener traurigen Anleihe, bei der er — wie sich mit Gewißheit voraussehen läßt — nicht blos um die Zinsen, sondern, allem Anscheine nach, auch um das Capital kommen wird, eine goldene, mit Diamanten besetzte und mit Ihrem Bildniß geschmückte Tabatière geschenkt. Unser frischgebackener Baron ist in Sie dergestalt verliebt, daß er von Ihnen mit einer alle Grenzen der Verehrung überschreitenden Anbetung spricht. Wenn ich der heilige Vater wäre — sagte er zu mir im Augenblicke des Abschieds — würde ich Sophie Arnould noch bei Lebzeiten heilig sprechen lassen, denn alle Engel des Paradieses sind — ich berichte verbotenus — wahre Lumpenhunde gegen unsere Freundin, die ein so gutes Herz hat, daß es in Gold eingefaßt zu werden und als Rarität gezeigt zu werden verdient. — — — — — — — — — — — — — — — —

Für Freund Rousseau, an dessen Schicksal meine liebe Arnould so schönen, warmen, uneigennützigen Antheil nimmt, scheint die Morgenröthe einer sorgenfreien Zukunft aufgegangen zu sein. Er hat in Herrn von Girardin einen großmüthigen Freund und Beschützer gefunden, der ihm eine seiner reizenden Besitzungen, Er-

menonville, zehn Stunden von Paris, als sorgenfreies Asyl einräumen will. Hier, im Schatten der Freundschaft, wird er mit neuem Lebensmuthe seine »Bekenntnisse« vollenden. Seine Frau ist noch immer die Alte, ohne Reiz und Anmuth, und dennoch beherrscht sie ihn, um mit David Hume zu reden, wie eine Amme ihren Säugling. — — — — — — — — — —

Unser großer Marschall von Soubise, welcher seit dreizehn Jahren auf dem unverwelklichen Lorbeer ruht, den sein militärisches Genie in der Schlacht bei Roßbach erbeutet, hat seine alte Liebschaft mit Frau von L'Hôpital aufgegeben und eine neue Liaison mit der kleinen, schwarzen Mademoiselle Guimard angeknüpft, die in mehr als einer Beziehung schon Manchen, der reicher und jünger als der »Sieger von Roßbach« gewesen ist, durch ihre Liebe ruinirt hat. Mein Freund Carmontelle*) hat darauf das Bonmot gemacht: »**Monsieur le Maréchal a quitté l'Hôpital pour gagner le Cimetière**«**). — — — — — — — — — —

Marmontel, der mich beauftragt, Sie herzlich von ihm zu grüßen, hat ein neues Lustspiel in Versen »**l'ami de la maison**« geschrieben, das im Laufe dieses Winters in Scene gehen soll. Sein Roman »**Bélisaire**« erhält sich fortwährend in der Gunst der Lesewelt und wird in alle Sprachen Europa's übersetzt. Vor Kurzem ist auch eine deutsche Uebertragung in Leipzig erschienen.***)

---

*) Verfasser der „**Proverbes dramatiques**“ **Par. 1768—81, 8 Bde. 8.** und des „**Théâtre de campagne**“ **Par. 1775, 4 Bde. 8.**, woraus, was vielleicht noch Wenigen bekannt sein dürfte, unser Herr von Kotzebue manches seiner einactigen Lustspiele („Blind geladen“ und andere) geschöpft hat.

**) Er hat das Hospital verlassen, um auf den Kirchhof zu kommen.

***) Von Marmontels „Bélisaire“, den Chénier dem Fénélonschen „Tele-

— Der arme kranke Helvétius, der sich mit Vergnügen der schönen Stunden erinnert, die er in Ihrer Gesellschaft zugebracht hat, arbeitet an einem Gedichte in sechs Gesängen, betitelt »le Bonheur«.*) — Der alte, trotz seiner sechszig Jahre noch immer geistesfrische Favart, der sich Ihnen bestens empfiehlt, ist neulich mit einer neuen dreiactigen Komödie »la Rosière de Salency« aufgetreten, die außerordentlich gefallen hat. Der galante Abbé de Voisenon, der dessen hübscher Frau noch immer den Hof macht, ist in doppelter Beziehung einer seiner treuesten Mitarbeiter. — Der liebe Duclos, der Ihnen die dritte Auflage seines reizenden Märchens »Acajou et Zirphile«**) zueignen will, bittet mich, Ihnen zu sagen, daß er in Gedanken Ihre schöne Hand küßt. Bernard-Gentil will hinter ihm nicht zurückbleiben und Ihnen seine »Art d'aimer«, woran er schon seit Jahren feilt, als schwaches Zeichen seiner Huldigung dediciren. — Diderot, der sich durch die Herausgabe seines »Dictionnaire encyclopédique« in Schulden gestürzt hat, sieht sich genöthigt, seine Bibliothek zu verkaufen, um seine drängenden Gläubiger zu befriedigen.***) Der Reichste und Glücklichste von

---

magne" an die Seite stellt, existirt eine dänische Uebersetzung (Kopenhagen 1768), eine schwedische (Stockholm 1768), eine deutsche (Leipzig 1770), eine neugriechische (Wien 1783), eine polnische (Warschau 1805), eine lateinische (Wien 1806), eine englische (London 1808), eine spanische (Bordeaux 1816), eine italienische (Florenz 1819) und eine portugiesische (Paris 1820).

*) Erschien erst nach dem Tode des Verfassers, herausgegeben von Saint-Lambert, Lond. 1772. 8.

**) Die erste Auflage erschien (Par.) 1774 in 4., die zweite zu Lausanne, 1746. 12.

***) Für diese Bibliothek erhielt er einige Jahre später 15,000 Livres von der Kaiserin Katharina II., die ihm den Nießbrauch derselben bis zu seinem

uns Allen ist Voltaire, der auf seinem Landgute Ferney wie Gott in Frankreich lebt. —

In diesem Geschwätz über Kunst und Literatur hätte ich beinahe das, was Sie gewiß am meisten interessiren wird, zu melden vergessen. Seit drei Tagen spricht ganz Paris von einem Ereigniß, das von unserer Médisance vielfach ausgebeutet und zu Charpie zerzupft wird. Doctor Dardanus Sphynx soll — wie ein **bruit de salon** versichert — auf Ihren Rath direct beim Könige um Abänderung seines höchst obscönen Namens eingekommen sein und nach fünf Wochen unbeschreiblicher Erwartung die Erlaubniß erhalten haben, die letzte Sylbe seines Namens fallen zu lassen und blos die erste Sylbe davon beizubehalten, ein Gnadenact, wodurch der einfältige Tropf, der sich **à tout prix** zum Mitglied der Akademie erwählt zu sehen gewünscht, so zu sagen aus dem Regen in die Traufe gerathen war. Vor vier Tagen hat man seinen Leichnam am Ufer der Seine gefunden. Die Einen sagen nun, daß er in Folge jener königlichen Entscheidung, die Andern, daß er in Folge eines häßlichen Criminalprozesses, in den er wegen seiner Quacksalbereien und namentlich wegen einer von ihm erfundenen Tinctur verwickelt worden, aus Furcht vor dem Ausgange dieses Prozesses den Entschluß gefaßt habe, das Urtheil, das ihn auf mindestens zehn Jahre ins Gefängniß gebracht hätte, nicht abzuwarten und seinem Leben vor der Zeit ein Ende zu machen.

Tode (1781) überließ. Dann wanderte sie nach Petersburg, wo sie seitdem einen Theil der großen Büchersammlung in der Eremitage bildet.

Wieder Andere, welche besser unterrichtet zu sein vorgeben, wollen behaupten, daß der unglückliche Jean F...., genannt Dardanus Sphynx, nicht als Selbstmörder, sondern als Opfer eines eifersüchtigen Ehemannes gefallen sei, der — dem Verdachte Raum gebend, daß die Person des Quacksalbers mehr als sein Geheimmittel Ursache der Schwangerschaft seiner bis dahin unfruchtbaren Frau gewesen sei — Mörder gedungen haben soll, um seine Schmach durch den Tod des Verräthers zu rächen. Die tausendzüngige Fama erschöpft sich in tausend Vermuthungen. Man rathet hin und her und hört hier und dort auch den Namen des Grafen von L., dessen Gattin, wie Ihnen bekannt sein wird, seit sechs Wochen in einem der Pyrenäenbäder verweilt und sich seit Kurzem — doch bitte ich darüber zu schweigen — Mutter fühlen soll. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Vorgestern ist Jean F.... in aller Stille beerdigt worden. Einem on dit zu Folge soll man gestern in einem seiner Schränke ein Testament vom Juli vorigen Jahres gefunden haben. In diesem letzten Willen soll er, wie ich höre, seinen ganzen Cactusflor dem botanischen Garten, seine Räthselbücher der königlichen Bibliothek und sein ganzes Vermögen, das sich auf zweimalhunderttausend Livres belaufen soll, dem anatomischen Museum seiner Vaterstadt Dijon hinterlassen haben.«

— Der Dummkopf, rief Mademoiselle Arnould und versteckte den Brief, denn sie hörte die Schritte des Grafen, der einen Augenblick später, weniger heiter als sonst, in ihr Zimmer trat.

XLII.

— Willkommen, lieber Graf, rief Sophie dem Eintretenden entgegen.

— Sie werden zürnen, süße Freundin, wenn Sie erfahren, weshalb Sie mich gestern Abend vergebens erwartet haben . . .

— Sie waren?

— An der Spielbank, um dort zum letzten Male in Spaa mein Glück auf die Probe zu stellen . . .

— Man liest in Ihren Mienen, daß es Ihnen auch gestern nicht hold gewesen ist.

— Ich habe Unglück, liebe Sophie, viel Unglück . . . seit vier Tagen haben wir im Rouge und Noir achtzigtausend Livres verloren . . .

— Desto größer, mein Freund, ist Ihr Glück in der Liebe. Haben Sie Nachricht aus Saint-Sauveur erhalten?

— Noch nicht; mein liebes gutes Weib scheint mich ganz und gar vergessen zu haben . . .

— Und wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie darüber sehr unglücklich . . .

— Nicht im Geringsten, betheuerte Herr von Lauraguais.

— Man hat Beispiele, lieber Graf, daß eine halberloschene Liebe durch den Reiz der Entfernung zu neuer Gluth entflammt worden ist. Gräfin Hortense, die seit ihrer Abreise von Paris

Sie keiner Nachricht gewürdigt hat, scheint eben dadurch, daß Sie sie vernachlässigt, eine neue Anziehungskraft für Sie gewonnen zu haben . . .

— Und was verleitet Sie zu diesem Glauben?

— Ein Traum, ein sonderbarer Traum, der in vergangener Nacht mich — ehrlich gestanden — etwas beunruhigt hat . . .

— Erzählen Sie, liebe Freundin . . .

— Mir träumte, auch ich sei in Saint-Sauveur gewesen und hätte dort die Gräfin in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit, in der Maienfrische ihrer Reize, umschwärmt von einer zahllosen Schaar liebeglühender Anbeter gefunden, die, berauscht von ihrer Liebenswürdigkeit, alle Mittel der Verführung aufgeboten hatten, sie ihrem Gatten abtrünnig zu machen . . .

— Charmant, charmant! rief Herr von Lauraguais, dessen Züge sich allmählig erheiterten.

— Einer unter ihnen, so träumte mir . . .

— Ich bitte fortzufahren . . .

— Habe die arme Gräfin durch das Geständniß seiner Liebe dergestalt zu bethören gewußt, daß sie seinem heißen Flehen endlich Gehör geschenkt . . .

— Gratulire!

— Halt, lieber Freund, dies ist erst die Hälfte meines Traumes.

— Also weiter!

— Die Gräfin — so träumte mir — sei jetzt glücklicher als je, denn sie habe Hoffnung, den Fehler, den Sie ihr einst in jener Nacht zum Vorwurf gemacht, in wenig Monaten abzulegen . . .

— Desto besser!

— Mein Traum ist noch immer nicht zu Ende. Sie, lieber

Graf, hätten Ihre Frau mit Spionen umgeben, die sich beeilt hätten, Sie von der Untreue der Gräfin sofort in Kenntniß zu setzen. Empört über diesen Verrath, hätten Sie Ihren Mouchards den Auftrag ertheilt, Ihre Schmach durch den Tod des Verführers zu rächen . . .

— Die Geschichte wird tragisch. Aber weiter, wenn ich bitten darf . . .

— Eines Morgens — so endete mein Traum — habe man an den Ufern des Bastan einen Leichnam gefunden, in dem ganz Saint-Sauveur jenen Mann erkannte, der das Unglück gehabt hatte, glücklicher als alle seine Nebenbuhler zu sein.

— Und was halten Sie von diesem Traume?

— Ich finde ihn natürlich . . .

— Ich, liebe Sophie, finde ihn abgeschmackt. Wenn meine liebe gute Frau sich wirklich verführen läßt, so trägt nur s i e die Schuld . . .

— Sie würden sich also nur an ihr rächen?

— Wie sich das von selbst versteht . . .

— Und auf welche Weise?

— Auf die allernatürlichste von der Welt; ich würde mich ganz einfach von ihr scheiden lassen . . .

— Und dem Verführer?

— Für den Dienst, den er mir wider seinen Willen erwiesen hat, in der Stille meines Herzens dankbar sein.

— Und ist das Alles, was Sie mir soeben gesagt haben, Ihr Ernst, Ihr heiliger Ernst?

— Ich schwöre! rief der Graf und hob zwei Finger seiner Rechten empor.

— Eh bien, dann lesen Sie, sagte Mademoiselle Arnould und zog aus dem Versteck Grimms Schreiben hervor.

Sie zeigte ihm die Stelle, die den Doctor und seine Gattin betraf. Lauraguais durchflog jene Zeilen und fing heftig zu lachen an.

— Und Sophie könnte mich wirklich für so albern halten, einen Mann ermorden zu lassen, der eine Frau, die ich nicht liebe, verführt hat?

— Rache . . .

— Ist eine Leidenschaft, die ich — Dank den Göttern — nur vom Hörensagen kenne. Eins aber begreife ich nicht: wenn der alte Quacksalber wirklich der Gegenstand ihrer Neigung gewesen ist, so sehe ich nicht ein, weshalb er in Paris geblieben ist?

— Allem Anscheine nach wohl nur darum, um auch nicht den eisesten Verdacht auf sich zu ziehen . . .

— Das war sehr schlau vom alten Fuchs!

— Wie aber, wenn mein Traum in Erfüllung ginge; wie, wenn Gräfin Hortense, aus dem Bade heimkehrend, sich wirklich Mutter fühlen sollte . . .

— Dann würde ich wie jetzt die Achseln zucken und gleich jenem weisen Muselmann, der sich einst in ganz gleicher Lage befunden haben soll, ausrufen: »Gott ist groß und Mahomet sein Prophet!«

— Nun bin ich wieder ruhig, sagte Sophie und umarmte ihren Freund.

XLIII.

Am ersten October, an welchem Tage die Urlaubszeit der Mademoiselle Arnould vollständig abgelaufen war, kehrte unsere Freundin, begleitet vom Grafen von Lauraguais, nach Paris zurück.

Am Morgen des neunten kam Viscount Clanricard, am Abend des zehnten die Gräfin an.

Herr von Lauraguais, zuvorkommender als je, empfing seine Gemahlin, welche die Farbe der Trauer abgelegt hatte, mit der liebenswürdigsten Liebenswürdigkeit.

— Ist es erlaubt, zu fragen, wie Ihnen der Aufenthalt in Saint-Sauveur zugesagt hat?

— Gut, recht gut, mein Freund, antwortete Hortense mit der heitersten Miene der Welt ... ich fühle mich neu gestärkt und ...

— Wie ich zu meiner größten Freude bemerke, wohler als je.

— Dieu merci! sagte die Gräfin und kehrte ihrem Herrn Gemahle den Rücken zu.

— Und wohin so eilig?

— Zu Bette, gähnte Hortense und ließ ihn stehen.

— Mort de ma vie, mein Weib fängt an, interessant zu werden. Sie blüht wie eine junge üppige Centifolie und ist im Bade viel stärker und sogar etwas pikant geworden. Die Heiligkeit ihrer sabbathstillen Gesichtszüge hat einen profanen Beigeschmack erhal-

ten, der ihrer Physiognomie einen gewissen Reiz verleiht, der... Voyons, sagte der Graf und eilte in ihr Schlafkabinet.

Aber siehe da, er fand's verschlossen. Der Graf ließ sich herab, bittend anzuklopfen. Gleich darauf öffnete sich eine Seitenthür jenes Zimmers und die alte Elisabeth trat ihm mit einem Pst! und den Worten entgegen:

— Die Frau Gräfin schläft ja schon!

XLIV.

Acht Monate nach der Rückkehr von Saint-Sauveur erfüllte sich der fingirte Traum der Mademoiselle Arnould. Gräfin Hortense von Lauraguais wurde am 13. Juli 1771 von einem wunderhübschen Knaben entbunden. Aber die Freude der glücklichen Mutter währte nur kurze Zeit: drei Stunden nach der Geburt starb das Kind und eine Stunde später die Gräfin.

Bald darauf fuhr Herr von Lauraguais zu seiner Geliebten, um ihr so schnell als möglich die Kunde vom Tode seiner Frau zu überbringen.

— Der Himmel hat mich gerächt, sagte er, Hortense hat ihren Verrath mit dem Tode gebüßt. Ich bin nun frei und nichts, meine süße Sophie, steht mehr unserer Verbindung entgegen ... in zwei Monaten feiern wir unsere Hochzeit ...

— Sie haben mein Gelübde vergessen ...

— Ihr Gelübde?

— Mein Gelübde, nie zu heirathen.

— Wie kindisch, Sophie! Sie, gerade Sie, wären die rechte Frau für mich!

— Keine Täuschung, mein Freund! Einmal Ihre Frau, wäre ich eben so reizlos für Sie, wie die arme Hortense, der ich eine Thräne des aufrichtigsten Mitleids weihe . . .

— Auch ich bedaure die Aermste und will ihr, damit Paris nichts von ihrer Schande und meiner Schmach erfahre, auf dem Père Lachaise das prachtvollste Denkmal setzen und in der Grabschrift vor Allem ihre Treue preisen. **Enfin**, kann man von einem Manne, welcher weiß, daß sein gutes Weib ihn betrogen hat, noch mehr verlangen? Sie müssen auch gegen mich gerecht sein und gestehen . . .

— Daß Sie das Musterbild eines unbezahlbaren Ehemannes sind . . .

— Und dennoch, dennoch . . .

— Geize ich nicht nach der Ehre, Ihre Frau zu sein.

— Sie sind grausam . . .

— Sagen Sie lieber, vernünftig genug, um einzusehen, daß Hortense's Loos früher oder später auch das meine wäre.

— So wollen Sie also wirklich . . .

— Bleiben was ich bin: Ihre Geliebte!

Der glückliche Wittwer umschlang die kluge Künstlerin und vergaß in ihren Armen, daß daheim zwei Leichen lagen.

XLV.

Gleich nach Hortense's Beerdigung verließ Viscount Clanricard Paris und begab sich nach London, um dort seinen Abschied aus dem Staatsdienste nachzusuchen. Dann begab er sich auf Reisen.

Zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin, die seine erste und seine letzte Liebe gewesen war, finden wir ihn auf Isle de France, wo kurz vorher einer seiner Freunde, der französische Botaniker Philibert Commerson, der im Jahre 1767 mit Jean Pierre von Bougainville eine Reise um die Welt angetreten hatte, angekommen war. Commerson hatte aus China eine neue Pflanze mitgebracht, die dem Viscount so sehr gefiel, daß sein Freund, eingeweiht in das Geheimniß jener Liebe, dieser schönen Blume den Namen der Gräfin gab.

Jeder von uns kennt die Hortensia. *)

---

*) Nach Andern soll Commerson diese Pflanze zu Ehren einer jungen Freundin, welche Hortense Barré geheißen und, als Mann verkleidet, ihn auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte, nach deren Vornamen benannt haben. Ihr botanischer Name ist Hydrangea hortensis.

XLVI.

Graf von Lauraguais hielt sein Versprechen. Er setzte seiner Frau ein großartiges Monument von schwarzem Marmor mit der goldenen Inschrift:

Ici repose
la plus fidèle de toutes les femmes.
Priez pour elle!

XLVII.

Mademoiselle Arnould blieb ihrem Gelübde treu.

Sechs Jahre nach dem Tode der Gräfin wurde Sophie von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen Constant Dioville de Brancas erhielt. Seine beiden Pathen waren Rousseau und Grimm.

Ein Jahr später — 1778 — entsagte Constants Mutter der Bühne und zog sich ins Privatleben zurück. Gleich darauf adoptirte Herr von Lauraguais seinen Sohn. — — — — — —

Beim Ausbruch der Revolution kaufte Mademoiselle Arnould das reizendschöne, romantisch gelegene Pfarrhaus zu Luzarche, schuf es in eine wunderliebliche Villa um, legte dort einen hübschen Park, Springbrunnen, Grotten und Teiche, Volièren und Treibhäuser an und ließ über den Eingang dieses feenhaften Landsitzes die einfache Inschrift setzen:

»**Ite, missa est.**«

Der Graf blieb ihr treuer Anbeter. Nebenbei warf er sich auf's Drama*) und später, beim Beginn der Revolution, auf die Politik.

XLVIII.

An einem der reizendsten Herbstmorgen des Jahres 1803 riefen die Glocken der Dorfkirche zu Luzarche die Bewohner des Ortes in die einfach-schmucke Kirche, denn es war Sonntag. Die Luft war sommermild, der Himmel durchsichtig blau; kerzengerade stiegen aus den Schornsteinen des lachenden Dorfes die Rauchsäulen empor. In der Kirche, vor dem Altare, auf dem jener Teppich lag, den Mademoiselle Arnould einst für jeden ihrer Anbeter bestimmt

---

*) Er schrieb ein fünfactiges Trauerspiel „Jocaste", Par. 1781. und, zwei Jahre später, ein dreiactiges Lustspiel „les Originaux", das bis jetzt noch ungedruckt geblieben ist.

hatte, las ein alter, silbergrauer Priester die heilige Messe. Im Garten zu Luzarche herrschte eine wahrhaft selige Ruhe. Die Astern und andere Blumen des Herbstes lachten in reicher Farbenpracht; an der Mauer prangte das satte Grün des Epheu und das helle Grün des Weinlaubes, aus dem purpurrothe Muscatellertrauben hervorlugten. Vom nahen Parke tönte das Geschmetter der gefiederten Sänger herüber, ein Gesang, zu dem das plätschernde Gemurmel der Springbrunnen ein geheimnißvolles Accompagnement zu bilden schien.

Kurz vorher war ein Diener des Grafen nach Paris geeilt, den Pfarrer von Saint-Germain l'Auxerrois nach Luzarche zu rufen, um einer Sterbenden die letzte Oelung zu reichen. Es war die Geliebte des Grafen. In einem ihrer herrlichen Treibhäuser, mitten in der Pracht der blühenden Magnolien, Camellien und Lobelien, mitten in einem Meere von Düften, durch die das Heliotropium peruvianum und das Clerodendron fragrans siegreich durchdrang, mitten im Gezwitscher ausländischer Vögel, die in ihren großen Gitterkäfigen auf- und abflogen, saß auf einem grünsammetnen Fauteuil Sophie Arnould, fast sechszig Jahre alt, kurzathmig an der Schwelle des Todes. Dicht neben ihr saß der Graf, ihre Hand in der seinen haltend, hinter ihr stand der tiefbewegte Sohn. Da endlich erschien der Geistliche.

— Je suis comme Madélaine, sagte die Sterbende mit bleichem Lächeln zum ehrwürdigen Priester, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé.*)

---

*) „Ich bin eine Magdalene; viele meiner Sünden werden mir vergeben werden, denn ich habe viel geliebt."

Einen Augenblick später war sie todt.

— **Ite, missa est!** sang der Priester in der Kirche.

Und segnend klangen die Töne der Orgel herüber.

XLIX.

Sophie ruht im Schooße der Erde. Aber ihre geistreichen Einfälle leben noch heute im Munde des französischen Volkes. Einer ihrer Verehrer hat ihre Bonmots gesammelt und zehn Jahre nach ihrem Tode unter dem Titel »**Arnouldiana**« herausgegeben. Dort findet man auch ihr Portrait.*)

L.

Wir schließen unsere Erzählung mit einem Necrologe all' jener Personen, die in derselben eine mehr oder minder eingreifende Rolle gespielt haben.

Der Vater und Vicevater unserer Freundin, Hegesippe Arnould und Hippolyte Margaux, lebten auf einem kleinen Landgüt-

*) Wir bedauern, daß es uns trotz aller Mühe nicht gelungen ist, diese „**Arnouldiana**“ (**Par. 1813, 12.**) in Leipzig auftreiben zu können.

chen in der Champagne, einem Besitzthume, das ihnen die dankbare Tochter, gleich nach ihrer Rückkehr aus Spaa, von den hunderttausend Livres gekauft, die sie von Zavarroni zum Geschenk erhalten hatte. Beide Freunde starben in einem Jahre. (1784.)

In demselben Jahre, in welchem Mademoiselle Arnould ihre irdische Laufbahn beschloß, verlor Frankreich, außer ihr, noch zwei seiner berühmtesten Schauspielerinnen: Hippolyte Clairon und Marie Françoise Dumesnil. Beide starben in der größten Dürftigkeit. Die Denkwürdigkeiten der Erstern erschienen vor, die Memoiren der Letztern nach ihrem Tode. (1799 und 1806.) Erst im Jahre 1837 wurden die Ueberreste der Ex-Maitresse des Markgrafen von Anspach — sie hatte ihre Pompadour-Rolle nur zwölf Jahre gespielt und war dann nach dem Schauplatz ihrer frühern Triumphe zurückgekehrt — mit theatralischem Pompe nach dem Père Lachaise gebracht und dort durch ein passendes Denkmal geehrt.

Jean Jacques Rousseau starb am 2. Juli 1778 zu Ermenonville, von einem Spaziergange heimkehrend, am Schlagfluß. Das lächerliche Märchen, daß er sich selbst entleibt haben soll, ist durch die Aussage des Grafen Stanislas von Girardin vollständig widerlegt. Rousseau's irdische Hülle wurde, einbalsamirt, in einem bleiernen Sarge, am 4. Januar 1779 auf der Pappelinsel innerhalb des Parks beigesetzt, auf Antrag des Herrn von Girardin aber, durch ein Decret vom 20. vendémiaire an III. (11. October 1794) von dort unter feierlichem Gepränge, unter Glockengeläute und Geschützsalven, nach der ehemaligen Sainte Geneviève-Kirche gebracht, die, durch Beschluß der constituirenden Versammlung in ein »Panthéon« umgetauft, die schöne Inschrift: »Aux grands hommes, la patrie reconnaissante« erhielt. Die »Rue Platrière«, in

welcher er zuletzt gewohnt hatte, nahm auf Befehl des Convents seinen Namen an, und heißt seitdem »Rue Jean Jacques Rousseau.« Gleiche Ehre erwies ihm seine Vaterstadt Genf: jene Straße im Quartier St. Gervais, worin er am 28. Juni 1712 (im Hause Nummer 69) das Licht der Welt erblickt hatte, führt gleichfalls seinen Namen. — Die Grabschrift, die Herr von Girardin ihm gesetzt, lautet:

Ici repose
l'homme de la nature et de la vérité.
Vitam impendere vero.[1])

Grimm trug sie sofort in seine Sammlung ein.

Vier Jahre nach Rousseau's Tode erschienen seine Memoiren, unter dem Titel »Confessions« [2]) (Genève, 1782. 4 Bde. 8.). Es giebt wenig Schriftsteller, über die so viel geschrieben worden, als für und gegen Rousseau. Haller führt in seiner »Bibliothek der Schweizergeschichte« [3]) schon über 60, Quérard in seiner »France littéraire« [4]) nicht weniger als 372 Pro- und Contra-Schriften an. Die beste und vollständigste Biographie ist von Musset-Pathay [5]), die allerneueste von Lord Brougham [6]). Unter der Unzahl von Portraits soll ein Pastellgemälde von Latour das allerähn-

1) Rousseau's Devise.
2) Ins Deutsche übersezt von A. von Knigge, Berl. 1786—90. 4 Bde. 8.
3) Band II, Seite 330 u. ff.
4) Band VIII. Seite 207 — 231.
5) Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Par. 1827. 8.
6) Voltaire et Rousseau. Par. 1845. 8.

lichste sein. Rousseau ist dort in seiner Lieblingstracht, als Armenier, abgebildet.

Rousseau's Lebensgefährtin, Marie Therese Levasseur, die nach seinem Tode von Frankreich eine Pension bezog, starb am 15. Juli 1801, in ihren sterbenden Händen das diamantene Kreuz, das sie einst von ihrem unvergeßlichen Freunde erhalten hatte.

Grimm, der beim Ausbruche der französischen Revolution Frankreich verlassen hatte, starb — von der Kaiserin Katharina II. zum russischen Staatsrath und Ritter des Wladimirordens ernannt — am 19. December 1807 zu Gotha. Seine »Poesie der Leichensteine« ist wahrscheinlich verloren gegangen.

Baron Zavarroni, Ritter einer Unzahl kleiner unbedeutenden Orden und Mitglied unendlich vieler gelehrten Gesellschaften, starb 1808 in ziemlich hohem Alter, als Geschäftsträger des heiligen Vaters zu Modena. Seine »Physiologie der Geige« ist leider nicht ans Licht getreten, weil er sie — aus Mangel an Zeit — nicht ganz vollendet haben soll. Sein Manuscript von acht starken Foliobänden befindet sich in der Vaticans-Bibliothek.

Der Sohn der Mademoiselle Arnould, Constant Dioville de Brancas, fiel als Obrist eines Cuirassier-Regiments am 5. Juli 1809 in der für Frankreichs Waffenruhm so glorreichen Schlacht bei Wagram.

Der holländische Thierbändiger van der Slippen starb 1811 in einem Alter von 99 Jahren, zu Haarlem. Seine »vielgeliebte Margarethe«, die ihn zu seinem größten Aerger überlebte, wollte ihn nach seinem Tode, wie einen ihrer Lieblingsaffen, ausstopfen lassen, aber da ihr dies von vielen Seiten abgerathen wurde, ließ sie seinen Leichnam einbalsamiren und, damit er sich besser

halte, in einem dreifachen Sarge von Papier-maché, Holz und Blei begraben und ihm ein kostbares Denkmal setzen, auf dem ein fünfkralliger Drache, in carrarischen Marmor eingehauen, die Asche des größten aller Pantoffelhelden bewachte. Besagter Drache hatte eine auffallende Familien-Aehnlichkeit mit der guten Baucis, die vier Monate später ihrem geplagten Philemon ins Grab folgte. Ruhe, drei Mal Ruhe ihrer sanften Asche! Giebt's nach dem Tode eine Auferstehung, so thut uns seit Erschaffung der Welt bis zum Tage des jüngsten Gerichts kein Mensch mehr leid, als der arme Jan van der Slippen. Bis dahin schlafe auch er in Frieden!

Viscount Clanricard starb 1812, in einem Alter von 68 Jahren unvermählt auf dem Stammschloß seiner Ahnen zu Sommer-Hill in einem Zimmer, das bis zum Plafond mit seiner Lieblingsblume, mit lauter Hortensien, angefüllt war. Das letzte Wort, das über seine gähnenden Lippen glitt, war — Saint-Sauveur.

Graf von Lauraguais, während der Restauration zum Herzog von Brancas und von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich erhoben, starb am 9. Juli 1824, 81 Jahre alt.

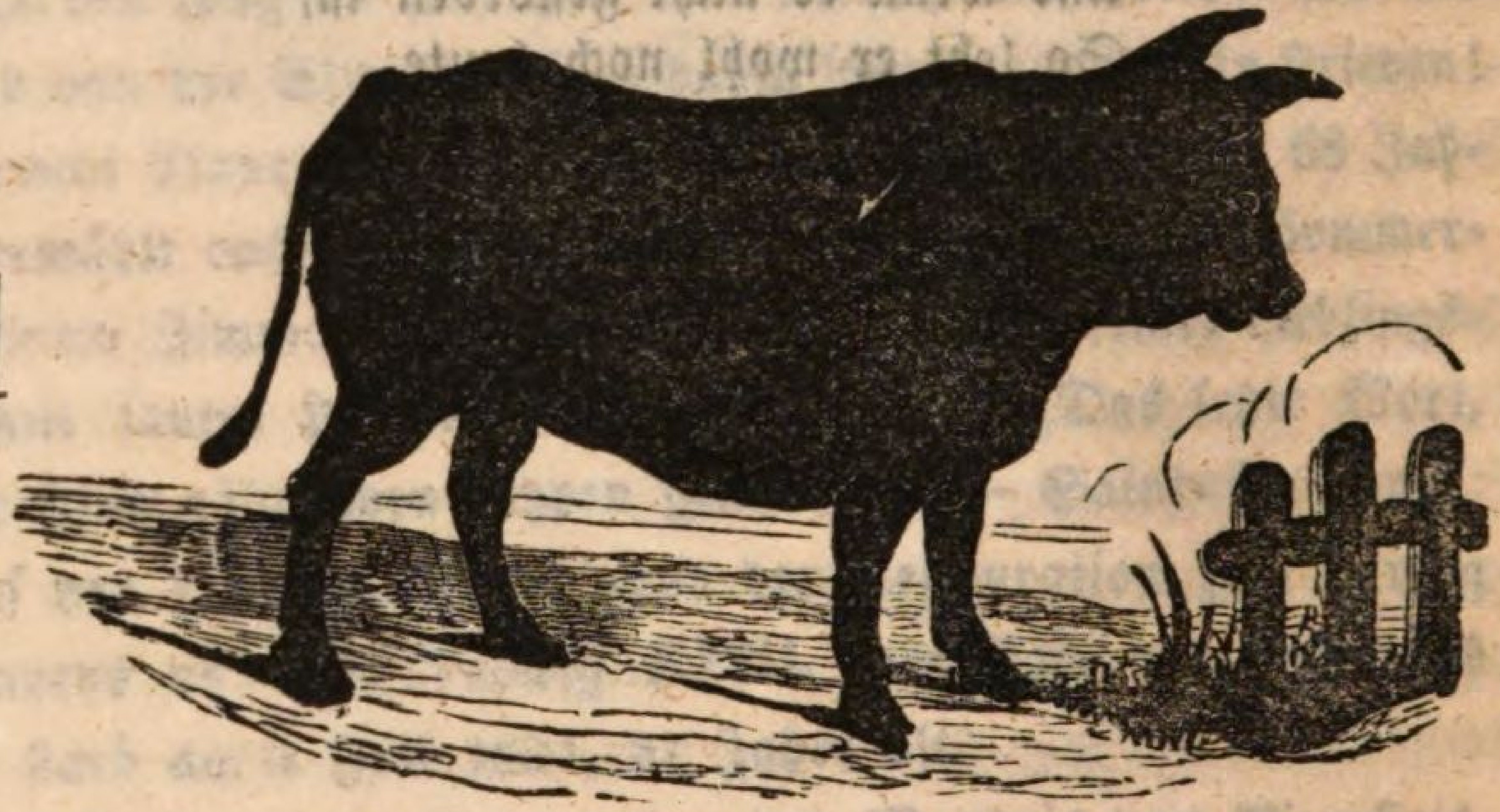
Das allertraurigste Ende nahm der Marquis von Vieurbois. Bei seiner fünften Reise um die Welt wurde er nach Burnu, einem Negerreiche in Africa, zwanzig Tagereisen von Tripolis, verschlagen, dort von den Bewohnern des Landes, welche die Kraniche anbeten, gefangen genommen und einstimmig zum Oberpriester des großen Scheikh der grünen Thäler erwählt. Als solcher hatte er das ganze liebe lange Jahr nichts Anderes zu thun, als die Hände in den Schoos zu legen und die heiligen Kranich-Eier auszubrüten; für diesen äußerst angenehmen Priesterdienst wurde er Tag für Tag mit gekochten Eidechsen und frischen, in Honig und

Sahne eingemachten Datteln abgefüttert und bei dieser höchst idyllischen Kost so übermenschlich dick und fett, daß er nach Verlauf von achtzehn Monaten schon dreihundert fünfundsechszig Pfund wog. Der arme Marquis fand sich in sein trauriges Schicksal, verrichtete mit unerschütterlicher Geduld seinen heiligen Brütofen-Dienst und . . . und . . .

Und war dabei ein frommer Christ
Und liebte alle Leute,
Und wenn er nicht gestorben ist,
So lebt er wohl noch heute.

Ein höchst schwieriger Rebus.

a a d



(Auflösung im Jahrgang 1847.)

Pa-tchou-ly.

„Ich will Euch erzählen ein Märchen gar schnurrig,
'S war mal ein Kaiser, ein Kaiser gar kurrig,
Auch war mal u. s. w. u. s. w. u. s. w.“

Bürger.

Ein höchst schwieriges Rebus.

(Auflösung im Jahrgang 1847.)

I.

Den neuen Herrn umgaben die Getreuen,
Und nannten wechselnd ihn: „Durchlauchtigster,
Großmächtigster, Erhabenster der Leuen,
Unüberwindlichster, Unsterblichster."
Zuletzt hört' er sogar: „Herr beider Welten",
Und „König aller Könige" sich schelten.

Casti's „Animali parlanti." Gesang II. Strophe 95.

Vor länger als hundert Jahren starb im glücklichen Tszin oder Tschon-ku, im Reiche der Mitte, das von den europäischen Barbaren schlechtweg China genannt wird, der dritte Kaiser der Mandschu-Dynastie, Yung-Tsching, genannt Schi-tsung, ein alter Herr, der sehr groß im Versprechen und sehr klein im Halten gewesen war.

Nach seinem Tode — 1736 — folgte ihm der älteste seiner unehelichen Söhne Kien-long, genannt Kao-tsung, ein junger,

wohlgebildeter Fürst, von dessen Regierung alle achtzehn Provinzen seines Reiches, so da heißen: Pe-tsche-li, Schan-Ssi, Schen-Ssi, Kan-Ssu, Schan-Tung, Kian-Ssu, An-Hoeï, Tsche-Kiang, Fu-Kiang, Kuang-Tsung, Kuang-Ssi, Yün-Nan, Kueu-Tscheu, Sse-Tschhuan, Ho-Nan, Hy-Pe, Hu-Nang und Kiang-Ssi sich rothe, grüne, blaue, weiße und gelbe Wunder versprachen.

Als die Großen seines Reiches ihm huldigten, hielt der Monarch eine wunderschöne Rede, die von zehn Uhr Morgens bis elf Uhr Nachts währte und Jeden, der sie hörte, bis zu Thränen rührte. Er versprach, Alles, was sein in Gott ruhender Herr Vater versprochen hatte, baldmöglichst wahr zu machen und seinen getreuen Chinesen eine landständische Verfassung mit uneingeschränkter Freß- und Preßfreiheit zu schenken.

Jubel über Jubel! Das Volk pries sich glücklich, einen Kaiser zu haben, der die Wünsche des ganzen Landes zu erhören und seinem Volke die langgewünschte Constitution zu geben versprach. Drauf schrie es: Ping-Pang, was so viel als Vivat bedeuten soll, und stimmte in der Trunkenheit seiner Freude die chinesische Volkshymne an, die, nach dem englischen »God save the King« zu singen, also lautet:

Gum-mi a-ra-bi-cum,
Gum-mi a-ra-bi-cum,
A-ra-bi-cum;
A-ra-bi gum-mi-cum,
A-ra-bi gum-mi-cum,
Gum-mi a-ra-bi-cum,
A-ra-bi-cum.

Dann warf es seine anderthalb Millionen Mützen in die Luft und eilte nach Hause, um schon bei Tage seine Fenster für die Nacht zu illuminiren.

II.

Vive le roi, quand même!
Chateaubriand.

Kien-long, Sohn des Himmels, Vater der Erde, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes, Onkel der Sterne und Cousin der Kometen, nahm sich bald nach seiner Thronbesteigung drei Gemahlinnen, von denen aber nur die Eine — Pi-pe-li — eine mongolische Schauspielerin, schlank wie ein Bambusrohr und zart wie ein Theeblatt, den Titel Ho-ang-heu (Kaiserin) erhielt; jede der beiden Andern hieß Fu-schin oder Königin. Jede dieser drei Gemahlinnen erhielt eine Apanage von x—Liangs, und einen Hofstaat, der aus so vielen Gliedern als Tage im Jahre bestand. Gleich darauf nahm er noch neun Frauen mittlern Ranges — Pinen genannt — und eine Anzahl von Kebsweibern, die er sich aus den Töchtern seiner höchsten Staatsdiener erkor, welche sich durch diese allerhuldreichste Huld bis in das äußerste Hühnerauge ihrer Fußspitze geehrt und geschmeichelt fühlten.

Dann jagte er sämmtliche Minister-Mandarinen seines seligen und in Gott ruhenden Herrn Vaters weg und besetzte die sieben Collegien Ly-Pu (die Rechtskanzelei), Hu-Pu (das Finanzcolle-

gium), Li-Pu (das Cultuscollegium), Ping-Pu (das Kriegscollegium), Hing-Pu (das Justizcollegium), Kung-Pu (das Baucollegium) und Tu-tscha-juan (das Censurcollegium) mit neuen, bisher unbekannten Größen.

Und noch immer herrschte im »Reiche der Mitte« so große Freude, so unendlicher Jubel, daß die treuen Bewohner von Peking auch die zweite Strophe des chinesischen Volksliedes anstimmten, also lautend:

Gum-mi e-las-ti-cum,
Gum-mi e-las-ti-cum,
E-las-ti-cum;
E-las-ti gum-mi-cum,
E-las-ti gum-mi-cum,
Gum-mi e-las-ti-cum,
E-las-ti-cum.

Gerührt von diesem Jubel übertrug Kien-long dem ersten dieser Collegien die Entwerfung einer neuen Reichsverfassung,
dem Finanzcollegium die Ausschreibung einer neuen Abgabe,
dem Cultuscollegium die Einführung eines neuen Ehescheidungsgesetzes,
dem Kriegscollegium die Reorganisation des Heeres,
dem Justizcollegium die Revision der Gesetzsammlung,
dem Collegium der öffentlichen Bauten die Errichtung eines vaterländischen Ruhmestempels und endlich
dem Censurcollegium die Verschärfung des bis dahin bestandenen Censur-Edikts.

Sämmtliche Collegien beeilten sich, die kaiserlichen Befehle getreulich zu erfüllen.

Der Reichskanzler entwarf — nach vier Jahren — den Plan zu einer demnächst einzuführenden Constitution.

Der Finanzminister schrieb eine Seufzer-Steuer aus, laut welcher jeder Chinese, der laut zu seufzen wagt, das erste Mal 500, das zweite Mal 1000 Cash bezahlen mußte, das dritte Mal 25, das vierte Mal 50 Hiebe mit dem Bambusrohre erhielt.

Der Cultusminister erließ ein neues Ehescheidungsgesetz, laut welchem jede Ehebrecherin gesackt (in einen Sack gesteckt und ins Meer versenkt), der Ehebrecher aber, nach mehr oder minder erschwerenden Umständen, gehängt, geköpft, gespießt, geschunden und gerädert wurde und zwar von oben nach unten, wenn er ledig, von unten nach oben, wenn er verheirathet war.

Der Kriegsminister theilte die ganze Armee in zwei Fahnen, in die blaue (Linie) und in die grüne (Landmiliz). Außerdem erhielt die Armee eine neue Uniform: statt der Jacken Spencer, statt der Panzer Schilder und statt der Helme Schlafmützen. Die Thierfiguren der Fahnen wurden in fünfkrallige Drachen, das Wappen des Allerdurchlauchtigsten, umgewandelt, und bei der grünen Fahne statt des vertraulichen Tsi das weit vertraulichere Psi eingeführt.

Der Justizminister vermehrte die zweihundert fünfzig alten Gesetzbücher mit 130 neuen, welche die alten zum Theil ergänzten, zum Theil aufhoben. Der 126. Band enthielt die Strafen gegen das Tabakrauchen, Opiumfressen, Theesaufen u. s. w., worauf Gefängniß, Verbannung verschiedener Grade bis auf 900 Meilen von der Hauptstadt, Köpfung oder Aufschlitzung des Bauches gesetzt war.

Der Minister der öffentlichen Bauten ließ einen großen Ruhmestempel aufführen, worin die Büsten sämmtlicher Kaiser von

China und neben Con-fu-tse, dem weisen Volksreformator, Pi-pe-li, die gazellenschlanke Gemahlin des allerdurchlauchtigsten Kaisers aufgestellt wurden.

Der Censurminister endlich, der sich die längste Zeit gelassen hatte, erließ im Namen seines Monarchen folgendes Preßgesetz:

Wir, Kien-long, Sohn des Himmels, Vater der Erde, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes, Onkel der Sterne und Cousin der Kometen, Erfinder des Schießpulvers und der Soja-Sauce ꝛc. haben befohlen und befehlen:

Von morgen an darf in allen achtzehn Provinzen Unseres Reiches jeder Chinese schreiben und drucken lassen, was er will; ausgenommen:

1. Nichts gegen den Kaiser.
2. Nichts gegen die Kaiserin, Königinnen, Pinen und Concubinen Sr. Majestät.
3. Nichts gegen die Prinzen und Prinzessinnen, deren Namen in das gelbe Buch,
4. Nichts gegen die Prinzen und Prinzessinnen, deren Namen in das rothe Buch eingetragen worden sind. *)
5. Nichts gegen den Hof.
6. Nichts gegen den Staat.

---

*) Nach dem Tode eines Kaisers von China werden seine Kinder ins gelbe Buch eingetragen und erhalten das Recht, ihren Leichnam in orangefarbene Kleider zu hüllen; die Kinder der orangegelben Hoheiten werden ins rothe Buch eingetragen und stehen einen Grad niedriger als jene.

7. Nichts gegen die Civil- und nichts gegen die Militär-Mandarinen.*)
8. Nichts gegen die Seng oder Hoschang.**)
9. Nichts gegen die gekrönten Dichter und
10. Nichts gegen die k. k. Hofschauspieler.

Jeder, der gegen eines dieser zehn Preß-Gebote sündigt, wird als Hochverräther und frecher Tadler der Landesgesetze ohne Weiteres geköpft.

Jedes Journal, dessen Tendenz von der Art ist, daß es dem Censor sein Amt erschwert, wird das erste Mal gewarnt, das zweite Mal durch Geld oder Gefängniß bestraft, das dritte Mal wird ihm der Lebensathem der Concession entzogen.

Im Uebrigen herrscht von morgen an in Unserm ganzen Reiche unbeschränkte Preßfreiheit, so daß auch Speisezettel ferner nicht censirt zu werden brauchen.

So gegeben in Unserm kaiserlichen Palaste zu Pe-king im 12,843sten Jahre der Welt und im vierten Unserer glorreichen Regierung.

Ich, der Kaiser.

Contrasignirt: Ya-ne, Cultusminister. Lu-lei, Censurminister.

Solches geschah zu China im Jahre 1740.

---

*) Die Zahl der Civil-Mandarinen soll sich auf 15,000, die der Militär-Mandarinen auf 20,000 belaufen.

**) Bonzen oder Priester, deren es in China über eine Million geben soll.

III.

Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys,
Der des Guten uns nur wenig,
Doch des Bösen viel erwies.
Hoffmann v. Fallersleben.

Vier Wochen nach der Publikation des neuen Preßgesetzes saß der Kaiser von China in seinem drachengeschmückten Schlafrock in seiner aus neunmalhundertneunundneunzigtausend Bänden bestehenden Privatbibliothek, trank eine Tasse Thee nach der andern und dichtete, zu Ehren seines Lieblingsgetränkes, ein episches Gedicht in 11,374 zwölfzeiligen Strophen. *) Der Anfang dieses Liedes lautet auf chinesisch:

Tseu = ku = thing nam = pa = ta
Kien = fu = nu hong = kong = tscha.

oder deutsch:

Nichts auf der Erde, ach Herr Je,
Geht über eine Tasse Thee.

Da trat der Censurminister Lu = lei, des Kaisers rechte Hand, in den Saal, beugte seine Knie und berührte mit seinem hohlen

---

*) Daß Kien = long ein Gedicht auf den Thee gemacht, ist kein Märchen. Barrow hat das Gedicht ins Englische übersetzt.

Schädel, von dem ein Zopf bis zur Erde herabfiel, neun Mal den kaiserlich-königlichen Fußboden.

— Was macht mein Volk? fragte der Sohn des Himmels.

— Vater der Erde, erwiderte der Mandarin, es betet Dich an . . .

— Und warum betet es mich an?

— Weil Du gerecht und weise, mild und gnädig bist.

— Und was hat das dumme Volk zu meinem neuen Censur-Edikt gesagt?

— Bruder der Sonne, es hat gejubelt.

— Und warum hat es gejubelt?

— Weil man's ihm befohlen hat.

— Niemand also hat gemurrt?

— Schwager des Mondes, nur e i n Elender.

— Sein Name?

— Tsing-ße*) Pa-tchou-ly.

— Sein Gewerbe?

— Ein frecher Zeitungsschreiber, der es gewagt hat, Dich, Onkel der Sterne und Cousin der Kometen, an Dein Versprechen zu erinnern.

— Und was ist mit dem Elenden geschehen?

— Wir haben ihm fünfzig Bambuswinke auf die Schattenseite seines Leichnams geben und gleich darauf den Kopf abschlagen lassen.

— Bon! sagte der Kaiser von China, leerte die zweiund-

---

*) Heißt so viel als Doctor.

vierzigste Tasse Thee und gab dem Berichterstatter einen Wink, sich hinauszuscheeren.

Lu-lei ging und Kien-long sank auf die Kissen seines Divans, um seinen Theerausch auszuschlafen.

IV.

Il n'avait de goût onéreux
Qu'une soif un peu vive,
Mais en rendant son peuple heureux,
Il faut bien, qu'un roi vive.
Béranger „le Roi d'Yvetot."

Mitten im süßesten Schlummer kam eine Mücke geflogen, die sich in frechem Uebermuthe auf des Kaisers gesalbte Nase niederließ und so unverschämt zu sticheln begann, daß der Sohn des Himmels, kaum eingeschlafen, wieder erwachte und sie mit allerhöchsteigener Hand fortzujagen geruhte. Sie flog davon, kam aber augenblicklich wieder und fing von Neuem zu stechen an.

— Impertinentes Beest! rief der Bruder der Sonne und jagte sie zum zweiten Male fort.

Sie fliegt weg, kommt wieder und stichelt noch ärger.

Da reißt dem Schwager des Mondes die Geduld: er erhebt seine Hand, giebt sich einen Klapps auf die Nase und ... tödtet das zudringliche Vieh.

In demselben Augenblick stand ein riesengroßer Geist in weiß-

seidenem Talar, blauseidenem Gürtel und safrangelben Schuhen, ein Zauberstäbchen in der Hand, vor dem Kaiser.

— Wer bist Du? fragte der Schwager des Mondes.

— Ich bin der Geist der erschlagenen Mücke . . .

— Und wer war die Mücke?

— Der Geist des geköpften Tsing=ße.

— Und wer war der geköpfte Tsing=ße?

— Der Einzige Deiner Unterthanen, der den Muth gehabt hat, Dich an Dein königliches Wort zu erinnern.

— Pa=tchou=ly?

— So hieß ich, als ich noch sterblich gewesen war; jetzt bin ich ein Geist, der Dich im Namen Deines schwergetäuschten Volkes an Alles, was Du ihm verheißen hast, erinnernd, Dich fragen will: Kien=long, weißt Du, was Du Deinen getreuen Chinesen versprochen hast?

— Ich habe ihnen n i c h t s versprochen!

— Kien=long, Du lügst! Als Du den Thron Deiner Väter bestiegst, versprachst Du Deinem Volke eine Verfassung. Willst Du Dein kaiserliches Versprechen halten oder nicht?

— Nein, nein und abermals nein! schrie Kien=long und stampfte mit den Füßen.

— Wortbrüchiger Monarch, empfange Deinen Lohn, rief Pa=tchou=ly, berührte den Sohn des Himmels mit seinem Zauberstäbchen und verwandelte ihn in — einen Theekessel.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

V.

Seitdem kann Mancher kein Pa-tchou-ly*) riechen.

VI.

Und die Moral?
Gellert.

Auch Könige müssen ihr Wort halten.

*) Pa-tchou-ly ist ein für viele Nasen unerträglicher Wohlgeruch, der aus den Blättern einer exotischen Pflanze gewonnen wird, welche Plectranthus graveolens heißt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bei demselben Verleger ist ferner zu haben:

Fürst Kosloffsky.

Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Dorow.
Preis: 2 Thaler.

Phantasiegemälde.

Taschenbuch romantischer Erzählungen
für
1846
von
C. Herloßsohn.
Mit einem Stahlstich. Preis: 1½ Thaler.

Die todten Seelen.

Ein satyrisch-komisches Zeitgemälde
von
Nikolai Gogel.
Aus dem Russischen übertragen, mit Anmerkungen versehen
und bevorwortet
von
Philipp Löbenstein.
Preis: 1½ Thaler.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria,

Narrenalmanach für ...

Bd.: 4

Leipzig 1846

P.o.germ. 1030 u-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115776-8